L. Maillard

Adeline

oder

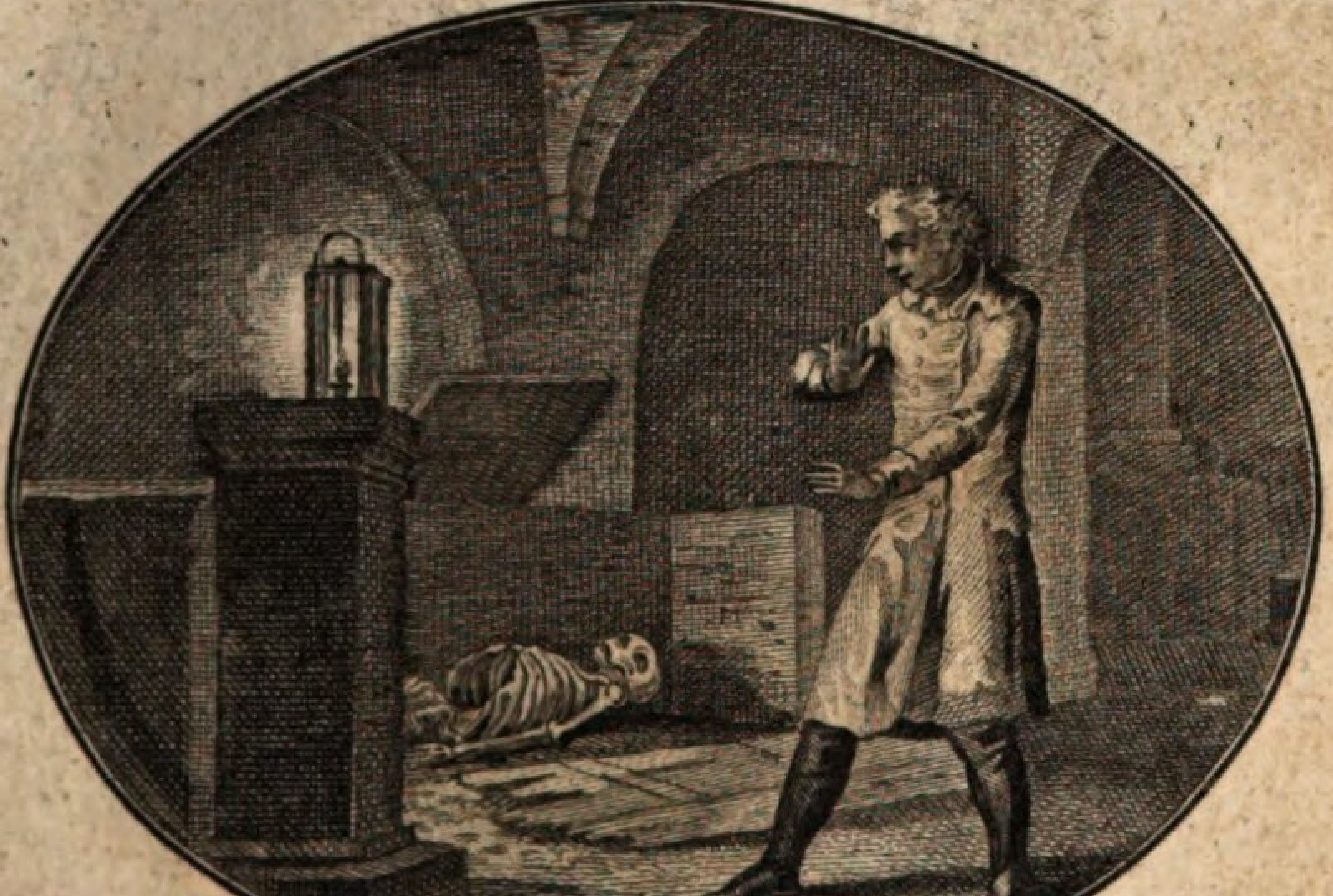
die Abentheuer im Walde,

aus dem Englischen

von d. Verf:

der nächtlichen Erscheinung im Schloße Mazini.

Zweyt: und driter Theil.



Wien und Prag

bey Franz Haas. 1797.

Das
Abentheuer im Walde.

Erstes Kapitel.

Die Morgendämmerung schimmerte durch die Wolken, als die Reisenden in einer kleinen Stadt anhielten, um Pferde zu wechseln. Theodor bat Adelinen, auszusteigen, und einige Erfrischungen zu nehmen, allein die Leute im Wirthshause waren noch nicht auf, und es dauerte einige Zeit, bis das Klopfen und Rufen des Postillions sie erweckte.

Nach einem leichten Frühstück stiegen Theodor und Adeline wieder in den Wagen. Den einzigen Gegenstand, wovon er mit Antheil hätte sprechen können, verbot ihm die Delikatesse zu erneuern; und nach einigen Bemerkungen über die schöne Gegend, und einigen andern Versuchen eine Un-

terhaltung zu führen, fiel er wieder in Stillschweigen. Seine Seele war zwar noch beklommen, aber doch jetzt von der Angst befreyt, die so lange ihn drückte. Als er zuerst Adelinen sah, machte ihre Liebenswürdigkeit einen tiefen Eindruck auf sein Herz; aus ihrer Schönheit sprach ein Adel der Seele, den die seinige sogleich erkannte, und dessen Eindruck nachher ihr Betragen und Gespräch verstärkten. Ihre, ihm bekannte hülflose Lage und die Gefahren, womit sie umringt war, hatten in seinem Herzen das zärtlichste Mitleid erweckt, und waren dem Übergang von Bewundrung zu Liebe günstig gewesen. Sein Schmerz, als er sie diesen Gefahren überlassen mußte, ohne sie einmahl warnen zu können, war unaussprechlich. Während seines kurzen Aufenthalts bey seinem Regiment war sein Innres ein steter Raub von Angst und Schrecken, die er zu lindern kein Mittel sah, als wenn er wieder in die Nähe der Abtey zurückkehrte, wo er frühzeitig Nachricht von des Marquis Anschlägen erhalten, und bereit seyn konnte, Adelinen beyzustehn.

Um Urlaub konnte er nicht ansuchen, ohne seine Absichten da zu verrathen, wo er sie gekannt zu wissen am meisten fürchten mußte, und endlich verließ er mit raschem Edelmuth, den die Tugend eingab, wiewohl er dem Gesetz Trotz both, heimlich sein Regiment. Mit ängstlicher Besorgniß bemerkte er den Fortschritt, von des Marquis

Plan, bis die Nacht, die Adelinens Schicksal und das seinige mit ihr entscheiden sollte, alle seine Thätigkeit aufrief, und ihn in einen Aufruhr von Hoffnung, Furcht, Schrecken und Erwartung stürzte.

Nicht eher bis jetzt hatte er sie in Sicherheit zu glauben gewagt; jetzt aber ließ ihn die Entfernung vom Schlosse, die sie glücklich erreicht hatten, alles hoffen. Es war unmöglich, an Adelinens Seite zu sitzen, Versicherungen ihres Danks und ihrer Freundschaft zu erhalten, ohne die kühnere Hoffnung auf Liebe zu nähren. Er pries sich glücklich, ihr Retter gewesen zu seyn, und genoß die Scenen der Glückseligkeit im Voraus, wenn sie unter dem Schutze seiner Familie seyn würde. Die Wolken des Trübsinns und der Ängstlichkeit verschwanden von seiner Seele und ließen sie nur dem Sonnenscheine der Freude offen. Wann zu Zeiten ein Schatten von Furcht zurückkehrte: oder er sich mit Beängstigung an die Umstände erinnerte, unter welchen er sein Regiment an den Grenzen und zur Kriegszeit verließ, so sah er Adelinen an, und ihr Gesicht strahlte mit schneller Zauberkraft Frieden in sein Herz.

Allein Adeline empfand eine Ursache der Ängstlichkeit, die ihn nicht drückte: die Aussicht ihrer künftigen Tage war in Dunkelheit und Ungewißheit gehüllt. Aufs neue ging sie der Güte von

Fremden entgegen; aufs neue der Gefahr, dieser Güte nicht gewiß zu seyn: dem Ungemach der Abhängigkeit, oder der Schwierigkeit eines unsichern Lebensunterhaltes ausgesetzt. Diese Vorstellungen trübten die Freude über ihre Entwischung und das süße Gefühl, welches Theodors Betragen und Geständniß in ihr erregte. Seine Delikatesse, allen Vortheilen, die ihre gegenwärtige Lage ihm gab, zu entsagen, und von seiner Liebe zu schweigen, vermehrte ihre Achtung und schmeichelte ihrem Stolz.

In diesen Betrachtungen war Adeline versunken, als der Postillion still hielt, um ihnen auf einem Wege, der seitwärts einen Berg hinter ihnen herab ging, einige Reuter zu zeigen, die ihnen nachzusetzen schienen. Theodor bat ihn, so schnell als möglich zu fahren, und von der Landstraße ab, den ersten dunkeln Nebenweg einzuschlagen. Der Postillion ließ seine Peitsche durch die Lüfte schallen, und jagte davon, als gälte es ums Leben. Indessen bemühte sich Theodor, Adelinen aufzurichten, die ihrer Angst erlag, und jetzt glaubte, daß sie jeder Zukunft Trotz biethen könnte, wenn sie nur dem Marquis entwischte.

Sie kamen bald in einen Nebenweg, den dikkes Gesträuch schützte, und überschattete. Theodor sah wieder aus dem Fenster, allein die dichten Zweige verhinderten ihn weit genug zu sehen, um bestimmen zu können, ob man noch nachsetzte.

Um seinetwillen suchte Adeline ihre Bewegung zu verbergen.

„Dieser Weg," sagte Theodor, „führt gewiß zu einem Dorf oder Städtchen und dann haben wir nichts mehr zu fürchten; den obgleich mein einzelner Arm Sie nicht gegen die Zahl unsrer Verfolger würde schützen können, so zweifle ich doch nicht, einige von den Einwohnern für uns zu gewinnen."

Adeline schien durch diese Hoffnung beruhigt zu werden, und Theodor sah wieder zurück; allein die Krümmung des Wegs verschloß ihm die Aussicht, und das Rasseln der Räder überwältigte jeden andern Laut. Endlich rief er dem Postillion still zu halten, und nachdem er aufmerksam gelauscht hatte, ohne Pferde zu hören, fing er an zu hoffen, daß sie in Sicherheit wären. „Weiß er, wohin dieser Weg führt?" fragt er. — Der Postillion antwortete, er wüßte es nicht, allein er sähe einige Häuser zwischen den Bäumen und glaubte, daß es dahin ginge. Diese Nachricht war Theodor sehr willkommen, der nun aufsah und ebenfalls die Häuser erblickte. Der Postillion fuhr weiter.

„Fürchten Sie nichts, meine angebetete Adeline," sagte er, „Sie sind jetzt sicher; nur mit dem Leben will ich von Ihnen scheiden."

Adeline seufzte, nicht nur um sich selbst, son-

dern um die Gefahr, worin Theodor für sie gerathen könnte.

Sie waren wohl eine halbe Stunde fortgefahren, als sie ein kleines Dorf erreichten, und vor einem Wirthshause still hielten. Als Theodor Adelinen aus dem Wagen hob, bat er sie aufs neue, alle Furcht fahren zu lassen, und sprach mit einer Zärtlichkeit, die sie mit einem Lächeln, das ihre Angst nur schwach verbarg, beantwortete. Nachdem er einige Erfrischungen bestellt hatte, ging er hinaus, um mit dem Wirth zu sprechen; kaum aber hatte er das Zimmer verlassen, als Adeline einen Trupp Reiter in den Hof sprengen sah, und nicht zweifelte, daß es die nähmlichen wären, die sie unterwegs bemerkt hatten. Zwey hatten das Gesicht nach ihr gewandt, doch schien es ihr nicht, daß sie dem Marquis ähnlich sähen.

Ihr Herz erstarrte, und auf einige Augenblicke wich ihre Vernunft. Ihr erster Vorsatz war, sich zu verstecken; allein indem sie an die Mittel dachte, sah einer von den Reutern zu ihrem Fenster herauf, und sprach etwas mit seinen Gefährten, worauf sie ins Wirthshaus herein gingen. Es war unmöglich, das Zimmer zu verlassen, ohne bemerkt zu werden; darin zu bleiben, allein und unbeschützt, war eben so gefährlich. Sie schritt in tödtlicher Angst das Zimmer auf und ab, rief oft insgeheim Theodor und wunderte sich, wo er so lange bliebe. Es waren

Augenblicke unbeschreiblicher Qual. Ein lautes und verworrenes Gewühl von Stimmen stieg jetzt aus einer fernen Gegend des Hauses auf, und sie unterschied bald die Worte der Streitenden:

„Ich verhafte Sie im Nahmen des Königs," sagte einer, „und Sie mögen es auf Ihre Gefahr wagen, ohne Wache von hier zu gehn."

Gleich darauf hörte Adeline Theodors Stimme antworten: „Ich will mich des Königs Befehlen nicht widersetzen, und gebe Ihnen mein Ehrenwort, nicht ohne Sie fortzugehen; nur machen Sie mir die Hände frey, damit ich in das Zimmer zu einer Person zurückgehen kann, mit der ich zu sprechen wünsche."

Anfangs machten sie Einwendungen gegen diese Bitte, die sie nur als einen Vorwand zu entwischen betrachteten; nach vielem Wortwechsel aber gewährten sie es ihm. Er sprang schnell nach Adelinens Zimmer; ein Sergeant und noch ein Unterofficier folgten ihm bis zur Thüre, und die zwey Soldaten mußten in den Hof heruntergehen, um die Fenster des Zimmers zu bewachen.

Mit begieriger Hand öfnete er die Thüre, allein Adeline eilte ihm nicht entgegen: denn sie war fast beym Anfang des Streits in Ohnmacht gesunken. Theodor rief laut um Hülfe, und die Wirthinn erschien mit ihrem Vorrath von Hausmitteln, die vergebens bey Adelinen versucht wurden. Sie blieb ohne Gefühl, und verrieth

nur durch Athemhohlen, daß sie noch lebte. Theodors Pein wurde indessen noch durch den Eintritt der Unterofficiere erhöht, die bey dem Anblick der vorgeblichen Person ein lautes Gelächter aufschlugen, und erklärten, daß sie nicht länger warten könnten. Mit diesen Worten wollten sie ihn von Adelinens lebloser Gestalt fortreißen, über der er mit unaussprechlichem Schmerz hing, als er sich mit Heftigkeit umdrehte, den Degen zog, und schwur, daß keine Macht auf Erden ihn fortbringen sollte, ehe das Frauenzimmer wieder ins Leben gekommen wäre.

Die Leute, durch seine Handlung und entschloßne Miene aufgebracht, riefen: „ob er sich des Königs Befehlen widersetzte?“ und wollten ihn ergreifen, als er ihnen die Spitze seines Degens vorhielt, und sie auf ihre Gefahr näher kommen hieß. Einer zog sogleich — Theodor behauptete seinen Stand, trat aber nicht vor: „Ich verlange nur hier zu warten, bis das Frauenzimmer sich erhebt, Sie wissen die Bedingung,“ sagte er.

Der Sergeant, bereits aufgebracht durch seinen Widerstand, nahm diese letzten Worte als eine Drohung auf, und beschloß, seinen Punct nicht aufzugeben: er drang auf ihn ein, und während sein Kammerad die Soldaten aus dem Hofe herauf rief, verwundete Theodor ihn leicht in die Schulter, und erhielt selbst einen Hieb in den Kopf.

Das Blut stürzte in Strömen aus der Wunde: Theodor schwankte in einen Stuhl, als eben die andern ins Zimmer traten, und Adeline schlug die Augen auf, um ihn todtenblas und mit Blut bedeckt zu sehn. Sie stieß einen unwillkührlichen Schrey aus, und fiel mit dem Ausruf: „sie haben ihn ermordet!" beynahe in ihren vorigen Zustand zurück. Bey dem Ton ihrer Stimme richtete Theodor den Kopf empor, und reichte ihr lächelnd die Hand. „Ich bin nicht sehr beschädigt," sagte er, „und werde mich bald wieder erhohlen, wenn nur Sie wieder hergestellt sind.",

Sie eilte zu ihm und gab ihm die Hand.

„Ist niemand nach einem Wundarzt gegangen?" fragte sie.

„Beunruhigen Sie sich doch nicht," fing Theodor wieder an; „es ist nicht so schlimm als Sie denken."

Das Zimmer war nun voll von Menschen, die das Gericht des Streits herbey geführt hatte; unter diesen war ein Mann, der die Stelle des Arztes, Apothekers und Wundarztes im Dorfe vertrat und jetzt näher kam, um Theodor beyzuspringen.

Nachdem er die Wunde untersucht hatte, lehnte er es ab, seine Meinung zu sagen, befahl aber den Kranken sogleich ins Bett zu bringen, wogegen die Unterofficiere einwendeten, daß es ihre Pflicht erfordere, ihn zum Regiment zu liefern.

„Das kann nicht ohne große Lebensgefahr geschehn," versetzte der Arzt, „und —

„O sein Leben, damit haben wir nichts zu thun," sagte der Sergeant; „wir müssen unsre Pflicht versehn."

Adeline, die bisher in stummer Angst da gestanden hatte, konnte sich nun nicht länger halten.

„Da der Arzt," sagte sie, „erklärt hat, daß dieser Herr nicht ohne Lebensgefahr weggebracht werden kann, so werden Sie bedenken, daß, im Fall er stürbe, die Verantwortung auf Sie fallen wird."

„Ja," fiel der Wundarzt ein, der seinen Patienten nicht gern einbüßen wollte; „ich erkläre vor diesen Zeugen, daß der Herr nicht ohne Gefahr weggebracht werden kann; Sie werden also gut thun, die Folgen zu bedenken. Er hat eine sehr gefährliche Wunde erhalten, die die sorgfältigste Behandlung erfordert, und der Ausgang wird dann doch noch zweifelhaft seyn; wenn er aber reist, so kann er sich ein tödtliches Fieber zuziehn."

Theodor hörte diesen Ausspruch mit Fassung; Adeline aber konnte kaum den Jammer ihres Herzens verbergen. Sie both alle Stärke auf, um die Thränen, die in ihre Augen drangen, zurückzupressen, und ohngeachtet sie die Menschlichkeit der Leute zu bewegen, oder sie in Furcht zu setzen,

wünschte, wagte sie doch nicht, ihrer Stimme einen Laut zu vertrauen.

Das Mitleid der Leute, die das Zimmer erfüllten, befreyte sie von diesem innern Kampf; sie wurden alle laut und erklärten, die Soldaten würden sich eines Mordes schuldig machen, wenn sie ihn wegführten.

„Nun sterben muß er doch auf allen Fall," sagte der Sergeant, „weil er seinen Posten verlassen, und auf mich gezogen hat, da ich in des Königs Nahmen handelte."

Eine Schwäche überfiel Adelinen, und sie lehnte sich an Theodors Stuhl, dessen Bekümmerniß für sich selbst sich auf eine Zeitlang in seiner Angst um sie verlor. Er unterstützte sie mit seinem Arm, zwang sich zu lächeln und sagte mit leiser Stimme, die nur sie verstehen konnte:

„Dieß ist eine falsche Vorstellung; ich zweifle nicht, daß die Sache, wenn sie zum Verhör kommt, ohne ernsthafte Folgen wird beygelegt werden."

Adeline wußte, daß diese Worte nur gesagt wurden, um sie zu trösten, und maß ihnen nicht viel Glauben bey, wiewohl Theodor ähnliche Versicherungen wiederhohlte. Indessen fühlten sich die Umstehenden, deren Unwillen durch die Härte des Sergeanten erregt war, durch die anscheinende Gewißheit seiner Strafe, und durch die Fühllosigkeit, womit sie ihm angekündigt ward, zur

höchsten Theilnahme und Mitleiden bewegt. In kurzer Zeit wurden sie so heftig, daß theils aus Furcht vor weitern Folgen, theils aus Scham wegen der Grausamkeit, deren sie ihn anklagten, der Sergeant einwilligte, den Kranken zu Bette zubringen, bis der commandirende Officier bestimmen könnte, was man mit ihm anfangen sollte. Adelinens Freude hierüber verschlang auf einen Augenblick das Gefühl ihres Unglücks und ihrer Lage.

Sie wartete in einem Nebenzimmer den Ausspruch des Wundarztes ab, der sich jetzt mit Untersuchung der Wunde beschäftigte; und ihr Schmerz war um so heftiger, da sie sich als die Ursache von allem betrachten mußte. Das Unglück ihres Geliebten, welches seine Liebe nur heller ins Licht setzte, band ihn näher an ihr Herz, und schien die Heftigkeit ihres Kummers zu schärfen. An die schreckliche Behauptung, daß Theodor, wenn er auch genäse, mit dem Tode würde gestraft werden, wagte sie kaum zu denken und bemühte sich, sie für nichts als eine grausame Uibertreibung seines Feindes zu halten.

Bey alle dem aber erweckte Theodors Lage ihre ganze Zärtlichkeit und verrieth ihr den wahren Stand ihrer Empfindungen. Die schöne Gestalt, das edle geistvolle Gesicht und einnehmende Wesen, welches vom ersten Augenblick an sie zu Theodor hinzog, wurde noch interessanter durch

die Schönheit seines Geistes und seiner Denkungsart, die er im Gespräch verrieth. Sein Betragen seit ihrer Flucht hatte ihre wärmste Dankbarkeit erregt, und die Gefahr, in die er sich jetzt um ihrentwillen gestürzt hatte, rief ihre Zärtlichkeit hervor, und erhöhte sie in Liebe. Der Schleyer war von ihrem Herzen gezogen, und sie sah zum erstenmahl seine ächten Empfindungen.

Der Wundarzt kam endlich aus Theodors Zimmer zu ihr. Sie fragte, wie es um die Wunde stände?

„Vermuthlich sind das gnädige Fräulein eine Verwandte von dem Herrn; vielleicht seine Schwester?"

Die Frage verdroß und verwirrte sie, und ohne sie zu beantworten, wiederhohlte sie die ihrige.

„Vielleicht sind Sie ihm noch näher verwandt," fuhr der Wundarzt fort, indem er ihre Frage ebenfalls nicht zu beachten schien; „vielleicht sind Sie mit ihm verheyrathet?"

Adeline erröthete, und wollte antworten, allein er fuhr fort: „Der Antheil, den Sie an seinem Befinden nehmen, ist wenigstens sehr schmeichelhaft, und ich möchte fast meinen Zustand mit ihm vertauschen, wenn ich eines so zärtlichen Mitleids von einer so schönen Dame gewiß wäre."

Mit diesen Worten verneigte er sich bis zur

Erde; Adeline nahm eine sehr ernsthafte Miene an und sagte:

„Nun, da Sie mit Ihrem Kompliment fertig sind, mein Herr, wird es Ihnen vielleicht gefällig seyn, meine Frage zu beantworten: ich erkundigte mich, wie Sie Ihren Kranken verlassen hätten?“

„Diese Frage läßt sich vielleicht nicht gar gut beantworten, so wie es überhaupt ein sehr unangenehmes Geschäft ist, böse Nachrichten zu sagen. — Ich fürchte, er wird sterben.“

Der Wundarzt öfnete seine Tobacksdose und both Adelinen eine Prise. — „Sterben!“ rief sie mit schwacher Stimme — „sterben?“

„Erschrecken Sie sich nur nicht,“ fuhr er fort, da er sie blaß werden sah, „erschrecken Sie nicht. Es ist möglich, daß die Wunde nicht bis an die“ — er stockte — „im Fall die“ — wieder stokkend — „nicht beschädigt ist, so sind auch die innern Theile des Gehirns nicht berührt; in diesem Falle wird die Wunde vielleicht vor Inflammation bewahrt werden, und der Kranke kann möglicher Weise genesen. Allein wenn auf der andern Seite“ —

„Ich ersuche Sie mein Herr, drücken Sie sich verständlich aus, und spaßen Sie nicht mit meiner Angst. Glauben Sie ihn wirklich in Gefahr?“

„In Gefahr, Madame? — in Gefahr? ja wohl in der höchsten Gefahr!"

Mit diesen Worten verließ er mit unzufriednem Gesicht das Zimmer. Adeline blieb einige Augenblicke in einem Übermaß von Schmerz, dem sie keinen Einhalt zu thun vermochte, dann aber trocknete sie ihre Thränen, und suchte ihr Gesicht in Ordnung zu bringen, um nach der Wirthinn fragen zu können, die sie durch einen Aufwärter rufen ließ.

Nachdem sie eine ganze Weile vergebens gewartet hatte, zog sie die Glocke und schickte ihr nochmahls eine dringendere Bothschaft. Die Wirthin erschien immer nicht, und Adeline ging endlich selbst hinunter, wo sie die Frau mit einer Menge von Leuten umgeben fand, denen sie mit lauter Stimme und lebhaften Gestikulationen die nähern Umstände des Vorfalls erzählte. Sobald sie Adelinen gewahr ward, rief sie — „o hier ist das Fräulein selbst," und die Augen der ganzen Versammlung waren sogleich auf sie gerichtet. Adeline, durch das Gedränge verhindert, sich ihr zu nähern, winkte ihr, und wollte sich zurückziehn, allein die Wirthinn, die allzueifrig in der Fortsetzung ihrer Geschichte war, wollte den Wink nicht verstehn. Vergebens suchte Adeline ihren Blick aufzufangen: er fiel auf alle, nur nicht auf sie, die sich scheute, durch lautes Rufen die Aufmerksamkeit des ganzen Haufens auf sich zu ziehn.

„Gewiß es ist ein Jammer, daß er erschossen werden soll," sagte die Wirthinn, „es ist so ein schöner Mann; allein sie sagen. es könnte nicht fehlen, wenn er wieder genäse. Der arme Herr! allein wahrscheinlich wird er dieß nicht erleiden: denn der Doctor sagt, er würde nimmermehr lebendig aus dem Hause kommen?"

Adeline wandte sich nun mehr an einen Mann, der neben ihr stand, und bat ihn, der Wirthinn zu sagen, daß sie mit ihr zu sprechen wünschte.

Nach ohngefähr zehn Minuten erschien sie endlich. „Ach, gnädiges Fräulein," sagte sie, mit Ihrem Herrn Bruder steht es sehr schlecht: sie fürchten, er wird es nicht überstehen."

Adeline fragte, ob kein andrer Arzt im Orte wäre, als den sie gesehn hätte?

„Gott behüte, Fräulein, dieß ist ein schöner, gesunder Ort, wir brauchen hier wenig Doctors: solch ein Vorfall ist hier noch nicht geschehen. Der Doctor ist schon über zehn Jahre hier; allein es gibt wenig für ihn zu thun, und es mag ihm wohl selbst knapp genug gehen. Einer von dem Handwerk ist mehr als genug für uns."

Adeline unterbrach sie mit einigen Fragen nach Theodor, den die Wirthinn mit in sein Zimmer hatte bringen helfen. Sie fragte, wie er den Verband der Wunde ausgehalten hätte, und ob

ihm

ihm besser darauf geworden wäre? — Fragen, worauf die Wirthinn keine sehr befriedigende Antwort gab. Sie erkundigte sich hierauf, ob nicht in der Nähe ein andrer Wundarzt wäre, hörte aber, daß man von keinem wüßte.

Der Schmerz auf Adelinens Gesicht schien das Mitleid der Wirthinn zu rühren, und sie suchte zu trösten, so gut sie könnte. Sie rieth ihr, nach ihren Freunden zu schicken, und erboth sich, einen Bothen zu schaffen. Adeline seufzte und sagte, es wäre nicht nöthig.

„Ich weiß nicht, Fräulein, was Sie für nöthig halten; so viel aber weiß ich, daß es mir sehr hart vorkommen würde, an einem fremden Orte zu sterben, ohne daß ich jemand von den meinigen um mich hätte; und der arme Herr denkt gewiß auch so; und zudem, wer soll die Kosten bezahlen, wenn er stirbt.“

Adeline bat sie, nur unbekümmert zu seyn, und dem Kranken alle Pflege zu verschaffen, ihre Mühe sollte reichlich belohnt werden; und forderte sogleich Dinte und Feder.

„Nun, so ist es recht, Fräulein; Ihre Freunde würden es Ihnen nimmermehr vergeben, wenn Sie ihnen nichts zu wissen thäten; ich weiß das an mir selbst. Und was die Pflege anbelangt, so soll er alles haben, was das Haus vermag: und ich wette, es gibt kein besseres Wirths-

haus im ganzen Lande, obschon der Ort nur klein ist."

Adeline mußte nochmahls Feder und Dinte fordern, ehe die geschwätzige Wirthinn hinausging

Der Gedanke, Theodors Freunde zu benachrichtigen, war ihr bey dem Tumult der letzten Auftritte nicht eingefallen, und die Aussicht auf Trost, die sich jetzt für ihn öfnete, erleichterte sie etwas. Sobald sie Schreibzeug erhielt, schrieb sie ihm folgende Zeilen:

„In Ihrem gegenwärtigen Zustande bedürfen Sie jeden Trost, der Ihnen verschafft werden kann, und gewiß gibt es in Krankheiten keinen würksamern, als die Gegenwart eines Freundes; erlauben Sie mir also, Ihre Familie von Ihrer Lage zu benachrichtigen: es wird mir zur Beruhigung, und Ihnen hoffentlich zum Trost gereichen."

Theodor ließ zur Antwort zurücksagen, er bäte sie inständigst, auf einige Minuten zu ihm zu kommen. Sie ging sogleich in sein Zimmer, wo ihre ärgsten Besorgnisse bestätigt wurden, als sie sein blasses Gesicht sah: der Eindruck, den es auf sie machte, und ihr Bemühen, ihre Bewegung zu verbergen, überwältigte sie beynahe.

„Ich danke Ihnen für diese Güte," sagte Theodor, und reichte ihr die Hand entgegen, die sie hinnahm, und in einen Strom von Thränen ausbrechend, sich an sein Bette setzte. Als ihre

Bewegung ein wenig nachgelassen hatte, sah sie ihn wieder an: ein Lächeln der zärtlichsten Liebe drückte aus, wie innig er den Antheil, den sie an ihm nahm, empfand, und goß einen kleinen Trost in ihr Herz.

„Vergeben Sie mir diese Schwäche," sagte sie, „meine Lebensgeister sind seither auf so mancherley Art angegriffen"

„Diese Thränen sind äußerst schmeichelhaft für mein Herz," unterbrach sie Theodor; „aber um meinetwillen, suchen Sie sich zu fassen: ich werde gewiß bald besser seyn; der Wundarzt —"

„Er gefällt mir nicht," fiel Adeline ein, aber sagen Sie mir aufrichtig, wie Sie sich fühlen?"

Er versicherte sie, es wäre ihm weit leichter als zuvor, und bey Erwähnung ihrer gütigen Zeilen, kam er auf die Sache, weswegen er mit ihr zu sprechen verlangt hatte: „Meine Verwandten," sagte er, „wohnen weit von hier; und wiewohl ihre Liebe für mich groß genug ist, um sie auf den ersten Wink zu mir zu führen, könnten sie doch nicht eher hier seyn, bis ihre Gegenwart wahrscheinlich nicht mehr nöthig seyn wird:" — „Adeline sah ihn bekümmert an — denn ich werde wahrscheinlich wieder hergestellt seyn," sagte er lächend, „ehe ein Brief zu ihnen gelangen kann: es würde ihnen also nur unnützen Kummer, und eine unnöthige Reise machen. Um Ihrentwillen, Adeline, möchte ich sie hieher wünschen; aber in

wenig Tagen wird sich der Ausgang meiner Wunde deutlicher zeigen, und so lange lassen Sie uns wenigstens warten."

Adeline enthielt sich, weiter in ihn zu dringen, und kam auf etwas, das ihr noch wichtiger schien: „Ich wünschte herzlich," sagte sie, „daß Sie einen geschicktern Wundarzt hätten; Sie kennen die Gegend besser, als ich; liegt nicht eine Stadt in der Nähe, wo wir einen bekommen könnten?"

„Ich glaube nicht; allein dieß hat auch nichts zu sagen, denn meine Wunde ist so unbedeutend, daß eine sehr mäßige Geschicklichkeit zu ihrer Heilung hinreicht. Aber warum, meine geliebteste Adeline, geben Sie diesen Besorgnissen Raum? Warum quälen Sie sich durch diesen Hang, alles aufs Schlimmste zu deuten? Ich bin geneigt, vielleicht mit allzuviel Verwegenheit, es Ihrer Freundschaft zuzuschreiben, und erlauben Sie mir die Versicherung, daß sie meinen heißen Dank erregt, und meine höchste Achtung vermehrt. O Adeline, wenn Sie meine schnelle Genesung wünschen, so lassen Sie mich Sie ruhig sehen, so lange ich Sie bekümmert weiß, kann ich nicht wohl seyn."

Sie versicherte ihn; sich alle Mühe zu geben, und aus Besorgniß ihm durch längeres Reden zu schaden, verließ sie ihn.

So wie sie aus dem Gange kam, begegnete

ihr die Wirthinn, auf die gewisse Worte von Adelinen wie ein Talisman gewirket, und Nachlässigkeit und Unverschämtheit in dienstfertige Höflichkeit verwandelt hatten. Sie kam, um zu fragen, ob der Herr alles hätte, was er wünschte: denn sie wollte gewiß dafür sorgen, daß er es bekäme.

„Ich habe ihm eine Wärterinn kommen lassen, gnädiges Fräulein, die ihm gewiß gute Dienste thun wird; doch werde ich selbst öfters nachsehn, ob auch alles recht ist. Der arme Herr, wie geduldig er leidet! Man sollte nicht glauben, daß er wüßte, daß er nicht davon kommen kann; doch hat es ihm der Doctor selbst gesagt, oder wenigstens eben so viel."

Adeline war äußerst aufgebracht über das unsinnige Betragen des Menschen, und nachdem sie ein leichtes Mittagsessen bestellt hatte, schickte sie die Wirthinn fort.

Gegen Abend stellte sich der Wundarzt wieder ein, und nach einem Besuche bey seinem Kranken kam er zu Adelinen, um sie, auf ihr Verlangen, von seinem Zustande zu benachrichtigen. Er beantwortete ihre Fragen mit großer Feyerlichkeit.

„Es ist unmöglich, Madame, jetzt ein bestimmtes Urtheil zu fällen, allein ich habe Ursache bey meiner Meinung von diesem Morgen zu bleiben. Es ist in der That nicht meine Sache, aufs ungewisse zu urtheilen, wovon ich Ihnen ein Beyspiel erzählen will."

„Vor ohngefähr vierzehn Tagen wurde ich zu einem Kranken einige Meilen weit von hier gerufen. Ich war nicht zu Hause als der Bothe kam, und da die Sache dringend war, hatte man, ehe ich kommen konnte, einen andern Arzt gerufen: dieser hätte Arzeneyen verschrieben, wie er für gut fand, und sie hatten dem Anscheine nach, dem Kranken gute Dienste gethan. Seine Freunde wünschten sich zu seiner Besserung Glück, als ich kam, und waren einer Meinung mit dem Arzte, daß keine Gefahr vorhanden sey. Verlassen Sie sich drauf," sagte ich, „Sie irren; diese Arzney kann ihm nicht geholfen haben, der Patient ist in der äußersten Gefahr. Der Kranke stöhnte, allein meine Collegе blieb dabey, daß seine Arzney ihm nicht nur sichre, sondern auch schleunige Hülfe verschaffen würde, da sich bereits gute Wirkung davon gezeigt hätte. Hierüber verlor ich alle Geduld, und behauptete meine Meinung, daß diese Wirkung betröge und der Fall verzweifelt wäre; ich versicherte den Kranken selbst, daß sein Leben in der äußersten Gefahr sey. Ich bin keiner von denen, Madame, die ihre Kranken bis zum letzten Augenblick betrügen; — aber Sie sollen hören, wie es ablief."

„Meine Collegе schien über meinen festen Widerstand in Zorn zu gerathen, und machte ein grimmiges Gesicht, woran ich mich aber nicht im mindesten kehrte. Er wandte sich zu dem Kran-

ken, und verlangte, er möchte entscheiden, welchem von uns er sich anvertrauen wollte; denn gemeinschaftlich mit mir könnte er nicht verfahren. Der Kranke that mir die Ehre," (er sagte dieß mit wohlgefälligem Gesicht, indem er die Halskrause zurechte schob) „vielleicht höher von mir zu denken, als ich verdiente; denn er schickte meinen Gegner auf der Stelle fort. Ich hätte nicht geglaubt," sagte er, als der Arzt hinausgegangen war, „ich hätte nicht geglaubt, daß ein Mann, der so viel Jahre im Amte steht, so ganz unwissend seyn könnte."

„Auch ich nicht, „sagte ich — „Ich bin erstaunt, daß er meine Gefahr nicht einsah, "fuhr der Kranke fort. — „Ich auch," erwiederte ich, — „Ich nahm mir vor, alles was möglich war, für den Kranken zu thun: denn er war ein Mann von Verstand, wie Sie sehen, und ich schätzte ihn hoch. Ich veränderte also die Vorschriften und besorgte selbst die Arzney: allein es half alles nichts, meine Meynung bestätigte sich, und er starb vor dem nächsten Morgen."

Adeline, die diese lange Geschichte hatte anhören müssen, seufze bey dem Schlusse.

„Ich wundre mich nicht, Madame, daß Sie gerührt sind. Der Fall, den ich erzählt habe, ist allerdings sehr rührend. Es ging mir so nahe, daß ich lange nicht daran denken, oder davon reden mochte. Aber Sie müssen doch zugeben, Ma-

dam, daß es ein auffallender Beweis von der Unfehlbarkeit meines Urtheils war?"

Adeline schauderte bey dieser Unfehlbarkeit, doch schwieg sie: plötzlich aber fiel ihr ein guter Gedanke ein, und mit aller verstellten Gleichgültigkeit, die sie nur annehmen konnte, fragte sie:

„Wie hieß denn der Arzt, der sich Ihnen so unwissend entgegen setzte?"

„Er heißt Lafance."

„Vermuthlich lebt er in der Dunkelheit, die er verdient?"

„Ach nein, Madame; er wohnt in einer Stadt von einiger Bedeutung, ohngefähr anderthalb Meilen von hier, und gibt einen Beweis mehr ab, wie unvernünftig das Publikum gewöhnlich urtheilt. Sie werden sich kaum vorstellen, was ich Ihnen versichre, daß dieser Mann sehr viel Praxis hat, während man mich vernachläßigt, und fast ungekannt hier leben läßt."

Sie fragte ihn noch einiges über Theodors Wunde und hörte, es stände noch wie vorher, ausser daß ein Fieber hinzugekommen wäre. „Allein ich habe befohlen, das Zimmer zu heitzen," fuhr er fort, „und noch einige Decken auf das Bett zu legen, wovon ich mir gute Wirkung verspreche. Indessen muß man ihm sorgsam alles Getränke verweigern, einige herzstärkende Tropfen ausgenommen, die ich schicken werde. Er

wird natürlich zu trinken fordern, allein es darf ihm durchaus nicht gegeben werden?"

Sie sind also kein Freund von der Methode, in solchen Fällen der Natur zu folgen."

„Natur, Madame! — Natur ist der allerunsicherste Wegweiser, ich folge immer gerade dem Gegentheil von dem, was sie angibt; denn was kann die Kunst nützen, wenn sie bloß der Natur folgen soll? Dieß war meine Meinung so wie ich meinen Stand ergrif, und ich bin treulich dabey geblieben. Sie werden vielleicht aus meinen Reden abnehmen, Madam, daß man sich auf meine Meinungen verlassen kann; was sie einmahl sind, bleiben sie immer: denn mein Gemüth ist nicht von so leichter Art, daß es sich durch die Umstände bestimmen ließe."

Adeline war seiner müde, und verlangte sehnlich, Theodorn ihre Entdeckung eines andern Arztes mitzutheilen, allein der Wundarzt schien auf keine Weise geneigt, sie zu verlassen, und wollte sich noch über verschiedne Gegenstände und neue Beyspiele seines bewunderungswürdigen Scharfsinns ausbreiten, als der Aufwärter ihm sagte, daß jemand nach ihm geschickt hätte. Er war indessen mit einer zu angenehmen Materie beschäftigt, um sich so leicht stören zu lassen, und erst als der Aufwärter zum zweyten Mahle erschien, machte er Adelinen eine Verbeugung, und empfahl sich. Sobald er fort war, schickte sie ein Billet an Theo-

dor, und bat ihn um Erlaubnis, den Doctor Lafance rufen zu lassen.

Das eingebildete Wesen des Wundarztes hatte Theodor bereits eine ungünstige Meinung von seinen Talenten beygebracht, welche die letzte Vorschrift so vollkommen bestätigte, daß er gern zufrieden war. Adeline verlangte sogleich einen Boten, da sie sich aber besann, daß der Wohnort des Arztes ihr noch ein Geheimniß war, wandte sie sich an die Wirthin, die es aber entweder nicht wußte, oder nicht wissen wollte. Alle andere Nachfragen waren gleich unwürksam, und sie brachte einige Stunden in äußerster Unruhe zu, während Theodor sich sichtlich verschlimmerte.

Als das Abendesseu gebracht wurde, fragte sie den Knaben, der dabei aufwartete, ob er einen Arzt Namens Lafance in der Nachbarschaft kennte.

„Nicht in der Nachbarschaft, Madame, aber ich kenne einen Doctor Lafance in Chancy, denn ich bin aus der Stadt."

Adeline fragte weiter und erhielt sehr befriedigende Antworten. Allein die Stadt lag einige Meilen entfernt, und diese Verzögerung beunruhigte sie aufs neue: doch schickte sie unverzüglich einen Eilboten ab, und nachdem sie sich nochmals nach Theodors Befinden erkundigt hatte, legte sie sich zu Bette.

Die anhaltende Ermüdung, die sie seit den letzten vierzehn Stunden erlitten hatte, überwäl-

tigte ihre Angst, und ihre abgematteten Lebensgeister sanken in Ruhe. Sie schlief bis an den hellen Morgen, und wurde von der Wirthinn aufgeweckt, die ihr sagte, daß Theodor sich weit schlimmer befände, und sie fragte, was geschehn sollte. Der Arzt war noch nicht gekommen. Adeline stand eilends auf, und erkundigte sich näher nach Theodor. Die Wirthinn sagte ihr, er hätte eine sehr unruhige Nacht gehabt, über Hitze geklagt, und verlangt, daß man das Feuer im Zimmer auslöschen sollte: allein die Wärterinn wüßte ihre Schuldigkeit zu gut, und hätte sich streng an des Wundarztes Vorschrift gehalten.

Sie setzte hinzu, er hätte regelmäßig die Tropfen genommen, wäre aber demohngeachtet immer schlimmer geworden, und hätte endlich fantasiert. — Indessen wäre der Bube, der nach dem Arzt gemußt hätte, noch immer nicht zurück. Und kein Wunder," fuhr die Wirthinn fort, „es sind wenigstens drei Meilen von hier, und der Bube wird zu thun gehabt haben, den Weg bei der Dunkelheit zu finden. Aber gewiß, Fräulein, Sie hätten sich eben so gut auf unsern Doctor verlassen können: denn wir brauchen nie einen andern: und wenn ich meine Meinung sagen soll, so wäre es besser gewesen, zu des jungen Herrn Freunden zu schicken, als zu diesem fremden Doctor, den niemand kennt."

Adeline hörte wenig auf dieses Gespräch und

wartete mit Sehnsucht auf die Ankunft des Arztes. Sie fühlte jetzt stärker als je ihre verlaßne Lage, und Theodors Gefahr; und wünschte inständig, seinen Freunden Nachricht geben zu können. Allein diesen Wunsch konnte sie nicht befriedigen: denn Theodor, der einzig ihr den Ort ihres Aufenthalts sagen konnte, war des Bewußtseyns beraubt.

Als der Wundarzt kam, und den Zustand seines Kranken sah, bezeugte er nicht die mindeste Verwunderung, sondern ging nach einigen Fragen und allgemeinen Vorschriften zu Adelinen. Nachdem er die gewöhnlichen Complimente gemacht hatte, nahm er plötzlich eine wichtige Miene an.

„Es thut mir leid, Madame, daß es mein Amt ist, unangenehme Nachrichten mitzutheilen, allein ich wünschte, daß Sie sich auf den Ausgang gefaßt machten, der, wie ich fürchte, nahe ist."

Adeline verstand seine Meinung, und so wenig sie auch bisher auf sein Urtheil gebaut hatte, konnte sie ihn doch nicht von Theodors unmittelbarer Gefahr reden hören, ohne in Schrecken zu gerathen.

Sie bat ihn, ihr alles zu sagen, was er fürchtete, und er erklärte, daß Theodor, wie er vorher gesehen hätte, sich diesen Morgen weit schlimmer befände als den Abend zuvor; und da

das Übel jetzt den Kopf angegriffen hätte, so wäre alle Ursache zu fürchten, daß es in wenig Stunden einen unglücklichen Ausgang nehmen würde.

„Es können die schlimmsten Folgen entstehen," fuhr er fort; „wenn die Wunde in Entzündung geräth, so ist keine Hoffnung mehr da."

Adeline hörte mit schrecklicher Ruhe diesen Ausspruch an, und äußerte ihren Schmerz weder durch Worte, noch Thränen.

„Ich vermuthe, der Herr hat Anverwandte, Madame, und je eher Sie ihnen seinen Zustand kund thun, je besser. Wenn sie weit von hier wohnen, so ist es freylich zu spät; allein es gibt andere nothwendige — Sie werden übel, Madame —

Adeline wollte reden, aber die Stimme versagte ihr. Der Wundarzt forderte mit lauter Stimme ein Glas Wasser: sie trank es, und ein tiefer Seufzer schien ihr beklommenes Herz etwas zu erleichtern; Thränen folgten. Da der Wundarzt sah, daß sie besser war, obschon nicht wohl genug, um auf sein Gespräch zu hören, nahm er Abschied und versprach in einer Stunde wieder zu kommen. Der Arzt war noch nicht da, und Adeline erwartete seine Ankunft mit einer Mischung von Furcht und ängstlicher Hoffnung.

Um Mittag kam er, und nachdem er von dem Umstand, der das Fieber zuwege gebracht, und von der Behandlung des Wundarztes sich hatte Nach-

richt geben lassen, gieng er zu Theodor: in einer Viertelstunde kam er wieder in das Zimmer, wo Adeline ihn erwartete.

„Der Herr liegt noch immer im Fieber, allein ich habe ihm einen kühlenden Trank verschrieben,"

„Ist den noch einige Hofnung?" fragte Adeline.

„Gewiß, Madame, die Sache ist zwar jetzt etwas zweifelhaft, in wenig Stunden aber werde ich mit mehr Sicherheit urtheilen können. Indessen habe ich verordnet, den Kranken frische Luft zu verschaffen, ihn ruhig zu halten, und ihn häufig trinken zu lassen.

Er hatte kaum auf Adelinens Bitte einen andern Wundarzt statt des jetzigen empfohlen, als der alte erschien. So wie er den Arzt sah, warf er einen Blick voll Unwillen und Erstaunen auf Adelinen, die ihm in ein anderes Zimmer nahm, wo sie ihn mit einer Höflichkeit verabschiedete, die er nicht zu erwiedern würdigte, und gewiß nicht verdiente.

Den andern Morgen in aller Frühe kam der Wundarzt; allein entweder die Arzneyen, oder die Crisis der Krankheit hatten Theodor in einen festen Schlaf geworfen, worin er mehrere Stunden blieb. Der Arzt gab nunmehr Hofnung zu einem glücklichen Ausgang, und man trug alle Sorge, ihn nicht zu stören. Er erwachte vollkommen vernünftig und frei vom Fieber, und sein er-

stes Wort war nach Adelinen, die nunmehr bald vernahm, daß er außer Gefahr wäre.

In wenig Tagen war er hinlänglich genesen um aus seiner Kammer in ein anderes Zimmer gebracht zu werden, wo Adeline ihn mit einer Freude empfing, die sie nicht zurückhalten konnte: er sah es, und sein Gesicht glänzte von Vergnügen: Adeline, höchst dankbar für seine so edel bewiesene Liebe, und erweicht durch die Gefahr, welche er ausgestanden hatte, that sich nicht länger Gewalt an, ihre zärtliche Achtung zu verheelen, und wurde endlich dahin gebracht, ihm den Antheil zu gestehn, den er vom ersten Augenblick an in ihrem Herzen erregt hatte.

Nach einer Stunde rührenden Gesprächs, worin das Glück einer ersten und gegenseitigen Liebe ihre Seelen ganz beschäftigte, und alle Vorstellungen ausschloß, die nicht mit ihrem Entzükken in Einklang standen, kehrten sie zu dem Gefühl ihrer mislichen Lage wieder zurück. Adeline erinnerte sich, daß Theodor wegen Ungehorsams gegen seine Ordre und Verlassung seines Postens verhaftet war, und Theodor, daß er in kurzem von Adelinens Seite würde gerissen werden, und sie allen Übeln, wovon er erst so kürzlich sie errettet hätte, aufs neue Preis geben müßte. Dieser Gedanke überwältigte ihn mit Schmerz, und nach einer langen Stille wagte er vorzuschlagen, was seine Wünsche ihm schon oft eingegeben hatten

— eine Trauung mit ihr, eh er den Ort verließe. Dieß sah er für das einzige Mittel an, ewige Trennung zu verhindern; und wiewohl er die mancherley gefahrvollen Unannehmlichkeiten nicht vergaß, denen eine Heyrath mit einem Manne in seinen Umständen sie aussetzen mußte; schienen sie ihm doch so wenig denjenigen das Gewicht zu halten, welche sonst ihr allein drohten, daß seine Vernunft nicht länger Bedenken trug, zu genehmigen, was seine Liebe eingegeben hatte.

Adeline war eine Zeitlang zu bewegt, um zu antworten; und wiewohl sie seinen Gründen und Bitten wenig entgegen zu setzen wußte; wiewohl sie keine Freunde zu Rathe zu ziehn brauchte, und durch keine entgegenlaufende Vortheile in Verlegenheit gesetzt ward, konnte sie sich doch nicht dahin bringen, so übereilt in eine Heyrath mit einem Manne zu willigen, den sie seit so kurzer Zeit erst kannte, und in dessen Familie und Bekanntschaften sie nicht eingeführt war. Endlich bat sie ihn, von der Sache abzubrechen, und die Unterhaltung war den übrigen Tag allgemeiner, obgleich noch immer höchst interessant.

Die Ähnlichkeit in Geschmak und Denkungsart, welche zuerst sie zu einander hinzog, enthüllte sich mit jedem Augenblick mehr. Ihr Gespräch wurde durch Mittheilung schöner Kenntniße bereichert und durch gegenseitige Achtung erwärmt. Adeline hatte wenig Gelegenheit gehabt zu lesen,

allein

allein die Bücher, welche sie fand, wirkten auf einen Geist, der nach Kenntniß dürstete, und auf einen Geschmack, der allem Schönen und Erhabnen vorzüglich geöfnet war, und theilten ihren ganzen Inhalt ihrem Verstande mit. Theodor hatte von der Natur viele Talente und von der Erziehung alles, was sie geben konnte, erhalten: zu diesen Vorzügen kam eine edle Unabhängigkeit des Geistes, ein fühlendes Herz und Sitten, die eine glückliche Mischung von Würde und Sanftheit verriethen.

Gegen Abend kam ein Gerichtsdiener, der auf Vorstellung des Sergeanten vom Kriegsgericht abgeschickt war, im Dorfe an; er trat in Theodors Zimmer, welches Adeline sogleich verließ, und sagte ihm mit einer Mine, in die er unendliche Wichtigkeit legte, daß er den folgenden Tag zu seinem Hauptquartier abreisen sollte. Theodor antwortete, er sey noch nicht im Stande, die Reise auszuhalten, und verwieß ihn an seinen Arzt: allein der Gerichtsdiener versicherte, daß er sich diese Mühe nicht geben würde, weil der Arzt wohl unterrichtet seyn würde, was er sagen sollte, und daß er sich nur anschicken möchte, morgen die Reise anzutreten.

„Es ist schon lange genug gezögert worden," sagte er, „und Sie werden genug zu thun finden, wenn Sie im Hauptquartier ankommen; der Sergeant. den Sie schwer verwundet haben, ist

willens, gegen Sie aufzutreten, und dieses nebst dem Vergehn, dessen Sie sich schuldig gemacht haben, da Sie von Ihrem Posten desertirt —"

Theodors Augen flammten Feuer. „Desertirt!" rief er, stand von seinem Stuhl auf und schoß einen drohenden Blick auf seinen Ankläger — wer wagt es, mich mit dem Nahmen Deserteur zu brandmarken?"

Augenblicklich aber besann er sich, wie sehr sein Betragen diese Beschuldigung zu rechtfertigen schien, suchte seine Bewegung zu unterdrücken, und sagte mit fester Stimme und Fassung, wenn er in seinem Quartier anlangte, so würde er bereit seyn, auf alles zu antworten, was ihm vorgelegt würde; bis dahin aber würde er schweigen.

Die Unverschämtheit des Gerichtsdieners wurde durch den Muth und Würde, womit Theodor diese Worte sagte, zurückgetrieben, und mit einer Antwort, die er so leise murmelte, daß man sie kaum verstand, verließ er das Zimmer.

Theodor saß nachdenkend über seine gefährliche Lage: er wußte, wie viel er von den besondern Umständen seiner plötzlichen Abreise von seinem Regiment, das in einer Garnison an den Spanischen Grenzen lag, wo die Disciplin sehr streng war, und von der Macht seines Obersten, des Marquis de Montalt zu fürchten hatte, den Stolz und vereitelte Hoffnung zur Rache reizen und un-

ermüdet in Bewirkung seines Verderbens machen mußten. Bald aber flohen seine Gedanken von seiner eignen Gefahr zu der, welche Adelinen umgab, und bey dieser Betrachtung verließ ihn aller Muth: er konnte den Gedanken nicht ertragen, sie allen Übeln, die er voraus ahndete, zu überlassen; so wenig als den Gedanken an die plötzliche Trennung, die jetzt ihm drohte; und als sie wieder ins Zimmer kam, erneute er sein Bitten um eine schleunige Verheyrathung mit allen Gründen, die nur Zärtlichkeit und Scharfsinn aufbiethen konnten.

Adelinen, als sie hörte, daß er morgen abreisen sollte, war, als fühlte sie sich ihres letzten Trostes beraubt. Alle Schrecknisse seiner Lage stiegen vor ihrer Seele auf, und in unaussprechlichem Schmerz wandte sie sich von ihm. Er deutete ihr Schweigen als eine günstige Vorbedeutung und wiederhohlte seine Bitten, daß sie einwilligen möchte, die Seinige zu seyn, und dadurch ihm Sicherheit zu geben, daß ihre Trennung nicht ewig seyn würde. Adeline seufzte tief bey diesen Worten.

Und wer kann bestimmen, ob nicht unsre Trennung dennoch ewig seyn würde, wenn ich auch in unsre Verbindung willigte? Aber klagen Sie wegen meines Entschlusses mich keiner Gleichgültigkeit an: denn Gleichgültigkeit gegen

Sie würde nach allem, was Sie für mich gethan haben, in der That Verbrechen seyn."

„Und ist eine kalte Empfindung der Dankbarkeit alles, was ich von Ihnen erwarten darf? Ich weiß, daß Sie im Begriff sind, mich mit einem Beweise Ihrer Gleichgültigkeit zu kränken, den Sie fälschlich für Eingebuug der Klugheit halten, und daß ich dahin gebracht werden soll, ohne Widerstreben auf die Übel hinzusehn, die im Kurzen mich erwarten. Ach Adeline! wenn Sie meinen Vorschlag zu verwerfen gesonnen sind, vielleicht die letzte Bitte, die ich Ihnen je vortragen kann, so täuschen Sie sich nur nicht länger mit dem Gedanken, daß Sie mich lieben: dieser Traum schwindet selbst von meiner Seele!"

„Können Sie denn so leicht diesen Morgen vergessen;" sagte Adeline erröthend; „ach! wenn Sie das können; so werde ich allerdings wohl thun, auch zu vergessen, daß je ein Geständniß meiner Empfindung über meine Lippen kam, und daß Sie es hörten."

„Vergeben Sie, o meine Adeline, vergeben Sie die Zweifel und Unmännlichkeit, die ich verrieth: lassen Sie die Ängstlichkeit der Liebe und meine bedrängte Lage für mich sprechen!"

Adeline lächelte schwach durch ihre Thränen und reichte ihm ihre Hand, die er feurig an seine Lippen drückte.

„Aber treiben Sie mich nicht durch Verwerfung meiner Bitte zur Verzweiflung,“ fuhr er fort; „denken Sie sich selbst, was ich leiden muß, wenn ich Sie ohne Freunde und Schutz hier zurücklassen soll?“

„Ich denke, wie ich eine so traurige Lage vermeiden könnte. Es soll hier in der Nähe ein Kloster seyn, wo man Kostgängerinnen annimmt, und dahin wünschte ich zu gehn.“

„Ein Kloster! Sie wollten in ein Kloster gehn? Wissen Sie denn, welchen Verfolgungen Sie dort ausgesetzt seyn würden? und wie unwahrscheinlich es ist, wenn der Marquis Ihren Aufenthalt entdeckte, daß die Vorsteherinn desselben seiner Gewalt, oder seinen Bestechungen widerstehn würde?“

„Ich habe dieß alles überlegt, und bin gefaßt, lieber es zu wagen, als eine Verbindung einzugehn, die unter den jetzigen Umständen uns beyde nur elend machen kann.“

„Ach Adeline! könnten Sie das glauben, wenn Sie wirklich liebten? Ich stehe auf dem Puncte getrennt, vielleicht auf immer von dem Gegenstande meiner zärtlichsten Liebe getrennt zu werden, und kann den Schmerz nicht unterdrücken, der mein Innres zerreißt. Ich kann mich nicht enthalten, jeden Grund zu wiederhohlen, der auch nur die leichteste Möglichkeit zur Veränderung Ihres Entschlusses darbiethet. Aber Sie,

Adeline, Sie sehen mit Heiterkeit auf das hin, was mich zur Verzweiflung bringt."

Adeline, die lange gekämpft hatte, ihren Muth in seiner Gegenwart aufrecht zu halten, während sie auf einem Entschlusse beharrte, den die Vernunft eingab, so sehr auch die Gefühle ihres Herzens ihm widersprachen, konnte nun ihren Schmerz nicht länger verhalten, und brach in Thränen aus. Theodor fühlte sich zugleich von seinem Irrthum überzeugt und gekränkt über den Schmerz, den er ihr verursacht hatte. Er zog seinen Stuhl zu ihr hin, ergrif ihre Hand, bat sie aufs neue um Vergebung und suchte in den zärtlichsten Ausdrücken sie zu besänftigen und zu trösten.

„Wie strafwürdig war ich, Ihnen durch unsinnige Zweifel diesen Schmerz zu verursachen! Vergeben sie mir Adeline; sagen Sie nur, daß Sie mir vergeben, und was für Pein ich auch bey dieser Trennung fühlen mag, will ich mich doch nicht länger widersetzen."

„Sie haben mir Schmerz gemacht, aber mich nicht beleidigt," sagte Adeline, und ihre Lippen sanken auf seine Stirne. Er schlang seine Arme um sie, und preßte sie an seine Brust. Trennung und alles Bewußtseyn von Gefahr schwand im seligen Entzücken der Liebe. Endlich riß Adeline ihre glühenden Wangen von seinen Lippen los, und der Taumel der Empfindung mußte wieder

den nothwendigen Überlegungen der Vernunft weichen.

Sie erwähnte aufs neue des Klosters. Theodor suchte den Schmerz der nahen Trennung zu bekämpfen, und mit Fassung über Plane der Zukunft mit ihr zu berathschlagen. Nach und nach trug sein Verstand über Leidenschaft den Sieg davon, und er sah ein, daß ihr Plan für ihre Sicherheit am zuträglichsten seyn würde. Er erwog, was er im Aufruhr seiner Seele vergessen hatte, daß er auf die gegen ihn eingebrachten Klagen könnte verurtheilt werden, und daß sein Tod sie nicht nur ihres Beschützers berauben, sondern sie noch unmittelbarer den Absichten des Marquis Preis geben müßte, der ohne Zweifel seinem Verhöre beywohnen, und auf diese Art erfahren würde, daß Adeline wieder in seiner Gewalt wäre.

Erstaunt, dieses nicht gleich bedacht zu haben, und erschrocken über die Unbesonnenheit womit er in eine so gefährliche Lage sie zu stürzen im Begrif war, söhnte er sich auf einmahl mit dem Gedanken aus, sie in ein Kloster zu lassen. Es würde ihm lieber gewesen seyn, in seiner Familie ihr eine Zuflucht zu verschaffen, allein die Umstände, unter welchen sie auftreten mußte, waren so unangenehm und peinlich, und vor allem war die Entfernung so weit, daß er nicht daran denken konnte, sie der Gefahr einer solchen Reise auszusetzen. Er bat sie nur um Erlaub-

niß, ihr schreiben zu dürfen; da er sich aber besann, daß seine Briefe dem Marquis den Ort ihres Aufenthalts verrathen könnten, nahm er seine Bitte zurück.

„Auch dieses traurige Vergnügen muß ich mir versagen, damit nicht meine Briefe Ihre Wohnung verrathen, aber wie werde ich fähig seyn die Ungeduld und Ungewißheit zu ertragen, zu welcher Klugheit mich verdammt! Ich werde es nicht wissen, wenn Sie in Gefahr sind; — doch wenn ich es auch wüßte," sagte er mit einem Blick der Verzweiflung, „könnte ich Ihnen ja doch nicht zu Hülfe fliegen. O Jammer! jetzt erst fühle ich alle Schrecken meines Gefängnisses — jetzt erst empfinde ich den ganzen Werth der Freyheit!"

Die heftige Erschütterung seiner Seele raubte ihm die Sprache; er stand von seinem Stuhle auf, und lief mit schnellen Schritten im Zimmer auf und ab. Adeline saß da, überwältigt von dem Bilde, welches Theodor von seiner herrannahenden Lage entworfen hatte, von dem Gedanken, daß sie in der schrecklichsten Ungewißheit über sein Schicksal bleiben müßte. Sie sah ihn im Gefängniß — bleich — entkräftet, und in Ketten: — sie sah alle Rache des Marquis auf ihn herabgeschmettert, und dieß, weil er edelmüthig sich ihrer annahm! — Theodor, beunruhigt durch die starre Verzweiflung auf ihren Zügen warf sich vor

ihr hin; er ergrif ihre Hände und wollte ihr Trost zusprechen, aber die Worte erstarben auf seinen Lippen, und er konnte sie nur mit Thränen baden.

Dieses traurige Schweigen wurde durch das Rasseln eines Wagens, der vor dem Wirthshause still hielt, unterbrochen. Theodor lief ans Fenster, aber die Dunkelheit des Abends verhinderte ihn, die Gegenstände außen zu erkennen. Man brachte Licht aus dem Hause, und er nahm nun einen Wagen mit vier Pferden und von verschiednen Bedienten umgeben wahr. Gleich darauf sah er einen Herrn in einen Mantel gewickelt aussteigen und ins Wirthshaus gehn, und hörte in dem nähmlichen Augenblick des Marquis Stimme.

Er war Adelinen zu Hülfe geflogen, die vor Schrecken umsank, als die Thüre sich aufthat, und der Marquis von Wache und Bedienten begleitet, herein trat. Wuth flammte aus seinen Augen, als er Theodorn erblickte, der mit ängstlicher Bekümmerniß über Adelinen hing:

„Ergreift den Verräther,“ sagte er zur Wache, „warum hat man ihn so lange hier bleiben lassen.“

„Ich bin kein Verräther,“ antwortete Theodor mit fester Stimme und der Würde selbstbewußten Werths; „sondern ein Beschützer der Unschuld, die der verrätherische Marquis de Montalt zerstören wollte.“

„Thut eure Pflicht!“ — sagte der Marquis zu der Wache.

Adeline schrie, klammerte sich fester an Theodors Arm und flehte die Wache an, sie nicht zu trennen.

„Nur Gewalt vermag es!“ rief Theodor und sah sich nach einem Werkzeug der Vertheidigung um, erblickte aber keins, und wurde in demselben Augenblick umringt und ergriffen.

„Fürchten Sie alles von meiner Rache,“ sagte der Marquis zu Theodor, als er Adelinens Hand ergrif, die alle Kraft zum Widerstande verloren hatte — „fürchten Sie alles von meiner Rache: Sie müssen sich bewußt seyn, sie verdient zu haben.“

„Ich trotze Ihrer Rache, und fürchte keine Quaalen des Gewissens, die Ihre Macht nicht auflegen kann, wenn gleich Ihre Laster Sie dazu verdammen.“

„Führt ihn augenblicklich aus dem Zimmer, und legt ihm starke Fesseln an,“ rief der Marquis außer sich vor Wuth — „er soll bald erfahren was einem Verbrecher, der Unverschämtheit mit Schuld vereinigt, bevorsteht?“

Theodor wurde aus dem Zimmer geschleppt. während Adeline, deren betäubte Sinne durch seinen letzten Blick und Abschiedsruf erweckt wurden, dem Marquis zu Füßen fiel, und mit Thränen bittrer Todesquaal Mitleid für Theodor fleh-

te: ihr Flehn für seinen Nebenbuhler schien den Stolz des Marquis zu empören, und seinen Haß nur noch mehr zu reizen. Er gelobte Rache auf sein Haupt, und stieß Verwünschungen aus, vor welchen sich Adelinens Innres empörte. Endlich hob er sie auf, suchte die Ausbrüche der Wuth, die Theodors Gegenwart erregt hatte, zu ersticken, und redete sie in seiner gewöhnlichen Sprache der Bewundrung an.

Die unglückliche Adeline, die ohne auf seine Reden zu achten, fortfuhr, für ihren unglücklichen Liebhaber zu flehen, gerieth endlich über die Wuth, welche auf dem Gesichte des Marquis zurückkehrte, in Schrecken, und sprang mit Aufbiethung aller noch übrigen Kraft, von ihm weg nach der Thüre des Zimmers; allein er hatte sie ergriffen, ehe sie die Thüre erreichen konnte, führte sie zu ihrem Stuhle zurück und wollte reden, als man Stimmen im Vorsaal hörte, und der Wirth mit seiner Frau, durch Adelinens Geschrey erschreckt, herein traten. Der Marquis wandte sich wüthend zu ihnen und fragte, was sie wollten; ohne aber eine Antwort abzuwarten, hieß er sie folgen, und verließ das Zimmer, das er hinter sich zuschloß.

Adeline lief zu den Fenstern, die unbefestigt waren, und in den Hof gingen. Außen war alles dunkel und still. Sie rief laut um Hülfe, aber niemand erschien, und die Fenster waren so

hoch, daß es unmöglich war, ohne Hülfe herab zu kommen. In aller Angst des Schreckens und Schmerzens ging sie im Zimmer umher, stand jetzt still, weil sie unten Stimmen im Zank zu hören glaubte, und beschleunigte jetzt wieder ihren Schritt, so wie die Unruhe ihrer Seele sie trieb.

Beynahe eine halbe Stunde hatte sie auf diese Art zugebracht, als sie plötzlich unten im Hause ein Lärmen hörte, welches zunahm, bis alles in Aufruhr und Verwirrung war. Leute gingen schnell hin und her; Thüren wurden auf und zugeschlagen. Ihr erster Gedanke war, daß Theodor ihr Schreyen gehört, und ihr zu Hülfe hätte eilen wollen, und daß der Widerstand der Wache diesen Tumult verursacht hätte. Da sie die Härte und Grausamkeit dieser Menschen kannte, fühlte sie sich von den schrecklichsten Besorgnissen für Theodors Leben ergriffen.

Ein verworrenes Gewühl von Stimmen scholl jetzt von unten herauf, und das Geschrey der Weiber überzeugte sie, daß gefochten würde: sie glaubte sogar, Degen klirren zu hören. Theodors Bild, wie er von der Hand des Marquis starb, stieg vor ihrer Einbildungskraft auf, und die Schrecken der Ungewißheit wurden beynahe unerträglich. Sie machte einen verzweifelten Versuch, die Thüre zu sprengen, und rief aufs neue um Hülfe: aber ihre zitternden Hände waren kraft-

los, und im Hause schien alles zu sehr beschäftigt, um auf sie zu hören. Ein lauter Schrey drang jetzt in ihr Ohr, und in dem Gelärm, das darauf folgte, unterschied sie deutlich tiefes Stöhnen. Diese Bestätigung ihrer Furcht raubte ihr alle noch übrige Lebenskraft, und ermattet sank sie in einen Stuhl neben der Thüre. Der Aufruhr ließ allmählig nach, bis alles still war, aber niemand näherte sich ihr. Bald nachher hörte sie Stimmen im Hofe, allein sie hatte nicht die Kraft, durchs Zimmer zu gehn, um nur die Fragen zu thun, deren Antwort sie ängstlich wünschte, und fürchtete.

Nach ohngefähr einer Viertelstunde wurde die Thüre geöfnet, und die Wirthinn trat mit todtenblassen Gesicht herein.

„Um Gotteswillen," rief Adeline ihr entgegen, „sage Sie mir, was vorgegangen ist. Ist er verwundet? Ist er todt?"

„Nicht todt, Fräulein, aber" —

„Sterbend? — O wo ist er, lasse Sie mich zu ihm!"

„Halt Fräulein, Sie müssen hier bleiben: ich wollte nur das Hirschhorn hier aus dem Schranke hohlen."

Adeline wollte durch die Thüre entwischen; allein die Wirthinn stieß sie zurück, schloß ab und ging die Treppe hinunter. Adelinens Jammer überwältigte sie nunmehr ganz, und sie saß ohne

Bewegung, kaum sich bewußt, ob sie lebte, bis der Laut von Fußtritten an der Thüre sie erweckte, und drey Leute, die sie für des Marquis Bedienten erkannte, hereintraten. Sie hatte Bewußtseyn genug, um die Fragen, die sie vorhin der Wirthinn that, zu wiederhohlen; allein sie sagten statt aller Antwort, daß sie mit ihnen gehn müßte, weil unten ein Wagen auf sie wartete. Immer noch drang sie mit Fragen in diese Leute.

„Sagt mir nur, ob er lebt?" rief sie.

„Ja Fräulein, er lebt, allein er ist schwer verwundet, und so ist eben der Wundarzt zu ihm gegangen."

Bey diesen Worten trieben sie sie den Gang hinan, und brachten sie, ohne auf ihr Bitten und Flehen, wohin man sie führe? zu achten, bis zum Fuß der Treppe, als ihr Schreyen verschiedene Leute an die Thüre brachte. Die Wirthinn erzählte diesen, das Frauenzimmer sey die Gemahlinn eines Herrn, der eben angekommen wäre, und sie auf der Flucht mit ihrem Liebhaber eingehohlt hätte — ein Bericht, den des Marquis Bediente bestätigten. „Es ist der Herr, der sich eben geschlagen hat," setzte die Wirthinn hinzu; „und das Duell war um ihrentwillen."

Adeline, die theils es verachtete, auf dieß Mährchen zu achten, theils zu voll Begierde war, die nähern Umstände des Vorgangs zu wissen, begnügte sich, ihre Fragen zu wiederhohlen; wor-

auf einer der Umstehenden endlich antwortete, daß der Herr gefährlich verwundet sey.

Des Marquis Leute wollten sie nun in den Wagen schleppen, allein sie sank leblos in ihre Arme, und ihr Zustand rührte die Menschlichkeit der Zuschauer so sehr, daß sie ohngeachtet ihres Glaubens an die vorgebliche Geschichte, sich laut widersetzten, sie in dieser Bewußtlosigkeit in den Wagen schleppen zu lassen.

Endlich brachte man sie in ein Zimmer, wo durch gehörige Mittel ihre Sinne zurückgerufen wurden. Sie bat nunmehr so flehentlich um eine Erläuterung von dem, was geschehen war, daß die Wirthinn ihr einige Umstände erzählte.

„Als der kranke Herr Ihr Schreyen hörte," sagte sie, „gerieth er ganz außer sich, wie ich gehört habe, und nichts konnte ihn stillen. Der Marquis, denn es heißt, daß er ein Marquis ist, wie Sie am besten wissen müssen, war gerade mit mir und meinem Manne in der Stube, und als er den Lärmen hörte, ging er hinunter, um zu sehen, was es gäbe; so wie er ins Zimmer kam, sah er den Capitain mit dem Sergeanten kämpfen. Der Capitain wurde nun noch wüthender als vorher, und ohngeachtet er keinen Degen hatte, und an einem Beine gefesselt war, wußte er doch dem Sergeanten den Degen von der Seite zu reißen, und flog wie ein Blitz auf

den Marquis zu, dem er eine gefährliche Wunde beybrachte. —"

„Der Marquis ist also der Verwundete?" fiel Adeline schnell ein, „und der andere Herr ist nicht beschädigt."

„Nein, nein" antwortete die Wirthinn, „aber er wird seinen Theil schon bekommen, denn der Marquis schwört, daß er der Strafe nicht entgehen soll."

Adeline vergaß auf einen Augenblick alle ihr Unglück und alle Gefahr in freudiger Dankbarkeit, daß Theodors Leben gerettet war; sie wollte sich noch weiter nach ihm erkundigen, als des Marquis Bedienten herein kamen und erklärten, daß sie nicht länger warten könnten. Adeline, jetzt zum Gefühl der Übel, die ihr drohten, erweckt, suchte das Mitleid der Wirthinn zu gewinnen, die aber an die Wahrheit der vom Marquis erfundenen Geschichte glaubte, oder doch so that, und folglich gegen alles, was sie vortrug, unempfindlich blieb. Sie wandte sich wieder an die Bedienten, aber eben so vergebens; sie wollten sie weder länger im Zimmer bleiben lassen, noch ihr sagen, wohin man sie führte; und im Beysein verschiedener Personen, die bereits durch die ungünstige Aussage der Wirthinn gegen sie eingenommen waren, trieb man Adelinen in den Wagen; ihre Führer stiegen auf die Pferde, und

in wenig Augenblicken war die ganze Partie aus dem Dorfe verschwunden.

So endigte für Adelinen ein Abenteuer, das mit einer Aussicht nicht nur auf Sicherheit, sondern auf Glück anfing; ein Abenteuer, welches sie fester an Theodor band, und ihn ihrer Liebe würdig zeigte; welches aber zugleich ihr die neue Kränkung mitbrachte, ihren edelmüthigen und jetzt angebeteten Geliebten, verhaftet und sowohl ihn als sie selbst in die Gewalt eines Nebenbuhlers geliefert zu sehn, den Verzögerung, Verachtung und Widerstand aufs höchste erbittert hatte.

Zweytes Kapitel.

Nachdem der Wundarzt des Ortes die Wunde des Marquis untersucht hatte, gab er sogleich seine Meinung und befahl, den Kranken zu Bette zu bringen: allein der Marquis, so krank er auch war, fühlte kaum eine andere Besorgniß, als die, Adelinen zu verlieren, und behauptete, er würde in wenig Stunden im Stande seyn, seine Reise anzutreten. In dieser Absicht ertheilte er Befehl, die Pferde bereit zu halten, als der Wund-

arzt mit fester Beharrlichkeit und sogar mit Zorn ausrief, daß diese Raschheit ihm das Leben kosten würde, und er endlich sich in ein Schlafzimmer bringen ließ, wo nur sein Kammerdiener zu ihm kommen durfte.

Dieser Mensch, der bequeme Vertraute aller seiner Händel, war das Hauptwerkzeug, das ihm zur Ausführung seiner Absichten auf Adelinen geholfen hatte, und war der nähmliche, der sie nach des Marquis Villa am Rande des Waldes brachte. Ihm gab der Marquis seine fernern Aufträge ihrentwegen; und weil er sowohl die Unannehmlichkeit als die Gefahr einsah, sie länger im Wirthshause zu lassen, hatte er ihm befohlen, sie mit Hülfe einiger andern Bedienten unverzüglich in einem Miethwagen fortzubringen. Nachdem der Kammerdiener hinweggegangen war, um diese Befehle auszuführen, blieb der Marquis seinen eigenen Betrachtungen und der Heftigkeit streitender Leidenschaften überlassen.

Die Vorwürfe und hartnäckige Widersetzlichkeit Theodors, des begünstigten Liebhabers von Adelinen, entflammten seinen Stolz und reitzten seine ganze Bosheit. Er konnte keinen Augenblick an diese Widersetzlichkeit denken, die in einiger Rücksicht gelungen war, ohne ein Übermaß von Erbitterung und Haß zu fühlen, das nur die Aussicht auf schleunige Rache ihn konnte ertragen lassen.

Als er Adelinens Flucht von der Villa entdeckte, glich im ersten Augenblick sein Erstaunen seinem Verdrusse: und nachdem er den ersten Anfall seiner Wuth an seinen Domestiken ausgetobt hatte, schickte er sie sämmtlich auf verschiedenen Wegen aus, um ihr nachzusetzen; er selbst begab sich nach der Abtey, in der schwachen Hoffnung, daß sie, von aller andern Hülfe entblößt, vielleicht dahin zurück geflohn wäre. Da er aber La Motten in nicht geringerm Erstaunen über ihre Flucht und gänzlich unwissend von ihrem Wege fand, kehrte er voll Ungeduld nach weitern Nachrichten zu seiner Villa zurück, wo einige von seinen Leuten wieder angelangt waren, ohne etwas von Adelinen entdeckt zu haben, so wenig als diejenigen, die nach ihnen zurückkamen.

Wenig Tage nachher schrieb ihm der Obristlieutenant des Regiments, daß Theodor seine Compagnie verlassen hätte, ohne daß man seinen Aufenthalt wüßte. Diese Nachricht bestärkte ihn in dem Verdacht, der schon oft in ihm aufgestiegen war, daß Theodor auf eine oder die andere Art zu ihrer Flucht behülflich gewesen wäre. Alle seine Leidenschaften schmiegten sich auf eine Zeitlang unter seine Rache, und er gab Ordre Theodor unverzüglich nachzusetzen und ihn zu ergreifen: allein dieser war schon indessen eingeholt und in Sicherheit gebracht worden.

Die wachsende Neigung zwischen Theodor und Adelinen, die dem scharfen Auge des Marquis nicht entwischt war, und die Nachricht, welche La Motte, der ihre Zusammenkunft im Walde bemerkt hatte, ihm gab, hatten ihn zu dem Entschlusse gebracht, einen so gefährlichen Nebenbuhler zu entfernen, der so leicht seine Absichten erfahren und vereiteln konnte. Dem zu Folge sagte er auf so scheinbare Art als möglich zu Theodor, daß es nothwendig für ihn sey, zum Regiment zu gehn; eine Benachrichtigung, die diesem nur in Beziehung auf Adelinen unangenehm war und ihn um so weniger befremden durfte, da er bereits eine weit längere Zeit auf der Villa zugebracht hatte, als die vom Marquis eingeladenen Offiziere sonst pflegten. Theodor kannte im Grunde des Marquis Charakter sehr gut, und hatte seine Einladung mehr, um seinen Obristen nicht zu beleidigen als aus Neigung zu seiner Gesellschaft angenommen.

Der Marquis erhielt von den Leuten, die Theodor eingehohlt hatten, die Nachricht, welche ihn in Stand setzte, Adelinen zu verfolgen, und wieder zu bekommen: allein ohngeachtet ihm dieses gelungen war, wurde er doch innerlich von den bittern Empfindungen verschmähter Leidenschaft und verwundeten Stolzes zerrissen. Den Schmerz seiner Wunde vergaß er über seiner grössern Seelenpein, und jede Quaal, die er fühlte,

schien seinen Durst nach Rache zu entflammen, und neue Schärfe in sein Herz zu gießen. In diesem Zustande hörte er die Stimme der unschuldigen Adeline um Hülfe flehn; allein ihr Geschrey erregte bey ihm weder Mitleid noch Gewissensbisse, und als bald nachher der Wagen abfuhr, und er nunmehr sie in Sicherheit und Theodor elend wußte, schien er einige Linderung seiner Seelenquaal zu fühlen.

Theodor litt in der That alles, was nur ein tugendhaftes Herz unter so schwerem Druck leiden konnte: doch war er wenigstens von den gehäßigen und boshaften Leidenschaften frey, die des Marquis Brust zerrissen, und die demjenigen, der sie fühlt, eine härtere Strafe auflegen, als sie ihn für einen andern können aussinnen lassen. Aller Unwillen, den er gegen den Marquis fühlte, war seiner ängstlichen Besorgniß für Adelinen untergeordnet. Seine Gefangenschaft war ihm schmerzhaft, weil sie ihn hinderte, eine anständige und ehrenvolle Rache zu suchen; allein sie war ihm schrecklich, weil sie ihn von der Rettung derjenigen zurückhielt, die er mehr als sein Leben liebte.

Als er die Räder des Wagen rollen hörte, der sie wegführte, empfand er eine Todesquaal, die beynahe seine Vernunft überwältigte. Selbst die harten Herzen der Soldaten, die ihn bewachten, blieben nicht ganz fühllos bey seinem Jam=

mer, und wagten sogar das Betragen des Marquis zu tadeln, um ihren Gefangenen zu trösten. Der Arzt, der eben während dieses Anfalls von Verzweiflung zu ihm ins Zimmer trat, empfand wahre Bekümmerniß über seinen Zustand und fragte mit äußerster Befremdung, warum man ihn so plötzlich in dieß für einen Kranken so unschickliche Zimmer gebracht hätte?

Theodor erläuterte ihm die Ursache hievon, von seinem Schmerze und von den Ketten, die ihn schändeten; da er sah, daß der Arzt ihm mit Aufmerksamkeit und Mitleiden zuhörte, wünschte er, ihm noch mehr zu entdecken, und bat die Wache, sie allein zu lassen. Sie erfüllten sein Verlangen und stellten sich von außen vor die Thüre.

Er erzählte nunmehr den ganzen Zusammenhang des letzten Vorfalls und seines Verhältnisses mit dem Marquis. Der Arzt hörte seine Erzählung mit tiefem Beyleid an, und sein Gesicht drückte oftmahls starke Bewegung aus. Er schwieg eine Zeitlang und schien tief nachzusinnen; endlich erwachte er aus seiner Träumerey und sagte:

„Ich fürchte, Ihre Lage ist verzweifelt. Des Marquis Charakter ist zu bekannt, um auf Liebe oder Achtung Anspruch machen zu können; von einem solchen Manne haben Sie nichts zu hoffen, da er kaum etwas zu fürchten braucht. Ich

wünschte, es wäre in meiner Macht, Ihnen nützlich zu seyn; allein ich sehe keine Möglichkeit."

„Ach," erwiederte Theodor, „meine Lage ist allerdings verzweifelt; und diese leidende Unschuldige —" tiefes Schluchzen erstickte seine Stimme, und seine heftige Bewegung ließ ihn nicht weiter fortfahren. Der Arzt konnte ihm nur sein inniges Mitleid bezeugen, und ihn bitten, sich zu beruhigen, als ein Bedienter vom Marquis herein kam, und ihn ersuchte, unverzüglich zu seinem Herrn zu gehn. Er versprach zu kommen, und nachdem er eine Fassung anzunehmen, sich bemüht hatte, die ihm schwer war, drückte er seinem jungen Freunde die Hand, und versprach wieder zu kommen, ehe er das Haus verließe.

Er fand den Marquis in äußerster Unruhe des Körpers und Geistes, und ängstlicher besorgt um die Folgen der Wunde, als er erwartet hatte. Seine Bekümmerniß für Theodor gab ihm jetzt einen Plan ein, durch dessen Ausführung er ihm dienen zu können hoffte. Nachdem er den Kranken den Puls gefühlt und einige Fragen vorgelegt hatte, nahm er eine sehr bedenkliche Miene an; und der Marquis, der sein Gesicht ängstlich beobachtete, bat ihn, ohne Zögern, seine Meinung zu sagen.

„Es thut mir leid, Sie zu beunruhigen, gnädiger Herr, allein hier ist allerdings Ursache zu

Besorgnißen; wie lange ist es her, daß Sie die Wunde erhielten?"

„Großer Gott, also ist Gefahr vorhanden," rief der Marquis und stieß einige bittre Verwünschungen gegen Theodor aus.

„Unstreitig ist Gefahr da," erwiederte der Arzt — in einigen Stunden werde ich von dem Grade derselben zu urtheilen im Stande seyn."

„In einigen Stunden Herr Doctor? — in einigen Stunden!" rief der Marquis. — Der Arzt bat ihn ruhiger zu seyn.

„Seltsam! ein Gesunder kann allerdings mit großer Fassung einen Sterbenden Ruhe predigen. Ein Trost ist es mir, daß Theodor auf dem Rade sterben wird."

„Sie mißverstehen mich, gnädiger Herr! Wenn ich Sie für einen Sterbenden, oder auch mir dem Tode sehr nahe hielt, so würde ich nicht auf diese Art gesprochen haben. Allein es ist nur durchaus nothwendig zu wissen, seit wie lange Sie die Wunde bekommen haben."

Des Marquis Schrecken ließ nun etwas nach; er erzählte ihm umständlich das Duell und gab vor, bey einer Sache niederträchtig behandelt zu seyn, wo er selbst sich vollkommen gerecht und menschlich betragen hätte. Der Arzt hörte diese Erzählung mit großer Kaltblütigkeit an, und so bald sie zu Ende war, sagte er dem Marquis, ohne eine Anmerkung darüber zu machen, er

wollte ihm ein Arzney verschreiben, die er unverzüglich einnehmen möchte.

Der Marquis aufs neue beunruhigt durch sein ernsthaftes Wesen, bat ihn, sich deutlich zu erklären, ob er ihn in unmittelbarer Gefahr glaubte? Der Arzt zögerte, und des Marquis Angst stieg:

„Es ist mir von äußerster Wichtigkeit, meinen Zustand genau zu wissen.“

Der Arzt sagte ihm nunmehr; wenn er einige weltliche Angelegenheiten in Ordnung zu bringen hätte, so würde er wohl thun, darauf bedacht zu seyn: den es wäre nicht möglich, für den Ausgang gut zu sagen.

Er veränderte darauf das Gespräch, und sagte, daß er eben bey dem jungen Offizier gewesen wäre; er hoffte, daß man ihn gegenwärtig nicht fortbringen würde, weil ein solches Verfahren sein Leben in Gefahr setzen könnte. Der Marquis stieß einen schrecklichen Fluch aus, verwünschte Theodor, der ihn in seinen jetzigen Zustand gebracht hätte, und erklärte, er sollte noch in dieser Nacht von der Wache fortgeschaft werden. Der Arzt versuchte gegen diesen grausamen Ausspruch Vorstellungen zu machen, und suchte eifrig die Menschlichkeit des Marquis für Theodor zu erwecken. Allein diese Verwendung, die ein eben so ungünstiges Licht auf des Marquis Charakter warf, als sie dem Charakter des Arztes Ehre mach-

te, erregte nur seine Empfindlichkeit und zündete alle Heftigkeit seiner Leidenschaften aufs neue an.

Der Arzt begab sich niedergeschlagen fort; nachdem er auf Bitte des Marquis versprochen hatte, das Wirthshaus nicht zu verlassen. Er hatte gehoft durch Übertreibung der Gefahr für Adelinen und Theodor etwas zu gewinnen, allein seine Absicht brachte gerade den entgegengesetzten Erfolg hervor. Die Furcht des Todes, die dem schuldigen Geiste des Marquis so schrecklich war, vermehrte, statt ihn zur Reue zu erwecken, seine Rachbegierde gegen den Mann, der ihn in diesen Zustand gebracht hatte. Er beschloß, Adelinen an einen Ort bringen zu lassen, wo Theodor, sollte er auch durch einen Zufall entwischen, sie nie erreichen könnte: und dadurch sich wenigstens ein Mittel zur Rache zu sichern. Doch wußte er, daß Theodors Untergang gewiß war, wenn er nur erst sicher beym Regiment angebracht wäre; denn sollte er auch wider Vermuthung von der Absicht zu desertiren freygesprochen werden, so konnte er doch der Strafe, sich an seinem Obristen vergriffen zu haben, nicht entgehn.

Der Arzt ging wieder zu Theodor. Die Heftigkeit seines Schmerzes hatte sich jetzt in eine finstre Verzweiflung verwandelt, die schrecklicher war, als sein voriger Zustand. Die Wache verließ wiederum auf seine Bitte das Zimmer, und der Arzt erzählte ihm einen Theil seines Gesprächs

mit dem Marquis. Theodor bezeugte ihm seinen Dank, und sagte, er hätte keine Hoffnung mehr. Für sich selbst empfand er wenig; nur für seine Familie und Adelinen blutete sein Herz. Er fragte, welchen Weg man sie gebracht hätte; und wiewohl er keine Aussicht hatte, von dieser Nachricht einigen Nutzen zu ziehn, bat er doch den Arzt, sich darnach zu erkundigen: allein der Wirth und die Wirthinn wußten oder wollten nichts davon wissen, und es war vergebens, sich an jemand anders zu wenden.

Der Sergeant trat jetzt mit Ordre vom Marquis zu Theodors unverzüglicher Abreise herein; dieser hörte den Befehl mit Ruhe an, wiewohl der Arzt sich nicht enthalten konnte, seinen Unwillen zu äußern. Theodor hatte kaum Zeit seinen Dank für die Güte dieses treflichen Mannes zu äußern, ehe die Soldaten eindrangen, um ihn in den Wagen zu bringen. Beym Abschiede drückte Theodor dem Arzt seine Börse in die Hand, und drehte sich schnell um; allein der Arzt rief ihn zurück, und schlug das Geschenk mit so edler Wärme ab, daß er es wieder nehmen mußte; er drückte seinem jungen Freunde die Hand, und eilte unvermögend zu sprechen fort. Der Wagen fuhr schnell davon, und dem unglücklichen Theodor blieb nichts als die Erinnerung seiner verschwundenen Hoffnungen, seines Leidens und seiner Angst um Adelinens Schicksal; die Betrachtung seines

gegenwärtigen Elends und dessen, was ihm die Zukunft noch aufbehalten hatte. Für sich selbst sah er nichts als gewisses Verderben und nur die schwache Hoffnung rettete ihn vom gänzlichen Verzweifeln, daß sie, die er mehr liebte als sich selbst, eines Tages die Glückseligkeit wieder genießen möchte, deren Theilnahme ihm auf ewig abgeschnitten war.

Drittes Kapitel.

Indessen setzte die verfolgte Adeline mit wenig Unterbrechung, ihre Reise die ganze Nacht durch fort. Ihre Seele lag in einem solchen Kampf von Schmerz, Sehnsucht, Verzweiflung und Schrecken, daß man nicht sagen kann, sie dachte. Der Kammerdiener des Marquis, der sich zu ihr in den Wagen gesetzt hatte, schien anfangs zum Reden geneigt; allein ihre Unaufmerksamkeit brachte ihn bald zum Schweigen und sie blieb ungestört ihrem Jammer überlassen.

Sie schienen durch dunkle Feld- und Nebenwege zu fahren, durch welche die Kutsche mit so schmetternder Eile rollte, als die Dunkelheit es zuließ: beym Anbruch der Morgendämmerung

sah sie sich an den Grenzen des Waldes, und erneute ihr Bitten, ihr zu sagen, wohin man sie brächte. Der Bediente antwortete, er hätte keinen Auftrag, es ihr zu sagen, allein sie würde es bald sehn. Adeline, die bisher geglaubt hatte, es ginge wieder nach der Villa, fing jetzt zu zweifeln an; und da jeder Ort ihr minder schrecklich schien, als dieser, legte sich ihre Verzweiflung einigermaßen, und sie dachte nur an den unglücklichen Theodor, den sie zum Opfer der Bosheit und Rache geweiht wußte.

Sie fuhren jetzt in den Wald und sie kam auf den Gedanken, daß es nach der Abtey ginge: denn wiewohl sie sich der Gegend nicht erinnerte, war es darum nicht weniger wahrscheinlich, daß dieses der Fontaneiller Wald sey, dessen Grenzen viel zu weit waren, um in den Bezirk ihrer ehemaligen Spatziergänge gekommen zu seyn. Diese Vermuthung erneute einen Schrecken, der nicht viel geringer war, als die Furcht vor der Villa: denn auf der Abtey war sie nicht minder in der Macht des Marquis und auch in der Macht ihres grausamen Feindes La Motte. Ihre Seele empörte sich vor dem Gemählde, das ihre Fantasie entwarf, und so wie der Wagen unter den Schatten hinfuhr, sah sie ängstlich aus dem Fenster, ob sie nicht einen Gegenstand entdeckte, der ihre Besorgniß bestätigen oder aufheben könnte; sie brauchte nicht lange umher zu blicken — eine Öfnung im Walde zeigte

ihr bald die fernen Thürme der Abtey! — „So bin ich denn verloren,“ sagte sie, und brach in Thränen aus.

Sie erreichten bald den Vorplatz, und Peter lief, das Thor aufzumachen, vor welchem der Wagen hielt. Als er Adelinen erblickte, sah er bestürzt aus, und machte einen Versuch zu sprechen, allein der Wagen fuhr vor die Abtey, wo an der Thüre der Halle La Motte selbst erschien. Als er herzu trat um sie aus dem Wagen zu heben, überfiel sie ein Zittern am ganzen Körper; mit äusserster Mühe konnte sie sich aufrecht halten, und einige Augenblicke lang, sah sie weder sein Gesicht noch hörte sie seine Stimme. Er both ihr den Arm, um sie herein zu führen, sie wies ihn anfangs zurück, mußte ihn aber ergreiffen, nachdem sie einige Schritte kraftlos fortgeschwankt war. Sie traten in das gewölbte Zimmer, wo sie in einen Stuhl sank, und eine Fluth von Thränen ihr zu Hülfe kam. La Motte unterbrach ihr Stillschweigen nicht, und ging in anscheinender heftigen Unruhe im Zimmer auf und ab. Als Adeline wieder so viel Bewußtseyn hatte, um äußere Gegenstände zu bemerken, beobachtete sie sein Gesicht, und las da den Aufruhr seiner Seele, während er eine Festigkeit anzunehmen strebte, welche seine bessern Gefühle Lügen straften.

La Motte ergrif ihre Hand, und wollte sie aus dem Zimmer führen; allein sie stand still, und

machte mit der Anstrengung der Verzweiflung einen Versuch, ihn um Mitleid und Rettung zu bitten. Er unterbrach sie:

„Es ist nicht in meiner Macht," sagte er in sichtlicher Erschütterung. „Ich bin nicht Herr über mich und mein Betragen. Fragen Sie nicht weiter — es ist genug, daß ich Sie beklage; mehr kann ich nicht."

Er ließ ihr keine Zeit zu antworten, sondern nahm sie bey der Hand und führte sie die Treppe zum Thurm hinauf, und von da in das Zimmer, welches sie vormahls bewohnte.

„Hier müßen Sie fürs erste in einer Verhaftung bleiben, die vielleicht an meiner Seite eben so unfreywillig ist, als sie von der Ihrigen nur seyn kann. Ich wünsche sie Ihnen so leicht als möglich zu machen, und habe deswegen befohlen, Ihnen einige Bücher zu bringen."

Adeline machte einen Versuch zu reden, allein er eilte aus dem Zimmer, weil er sich der Rolle zu schämen schien, die er übernommen hatte, und vielleicht ihre Thränen nicht ansehn mochte. Sie hörte die Thüre verschließen, und sah, daß auch die Fenster gesichert waren; auch die Thüre, die nach den andern Zimmern ging, war verschlossen. Solche Vorkehrungen zur Sicherheit erschreckten sie, und ohngeachtet sie schon längst alle Hoffnung aufgegeben hatte, fühlte sie doch jetzt ihre Seele tiefer in Verzweiflung sinken. Als Thränen sie et-

was erleichtert hatten, und sie fähig war, ihre Gedanken von den Gegenständen ihres unmittelbaren Kummers abzuziehn, war ihr die gänzliche Abgeschiedenheit, die man ihr angewiesen, lieb, weil ihr die Pein, die sie in Herrn und Frau von La Mottens Gegenwart fühlen mußte, dadurch erspart, und ihr Freyheit gelassen ward, ungestört ihrem Kummer und eigenen Betrachtungen nachzuhängen; Betrachtungen, die ihrer traurigen Natur ohngeachtet, doch immer der Pein weit vorzuziehn waren, welche die Seele erleidet wenn sie unter den Erschütterungen von Sorge und Furcht ein ruhiges Äusseres anzunehmen genöthigt ist.

Nach Verlauf einer Viertelstunde wurde ihre Thüre aufgeschlossen und Annette trat mit Erfrischungen und Büchern herein. Sie schien sich zu freuen, Adelinen wieder zu sehn, fürchtete sich aber zu sprechen, weil es wahrscheinlich gegen La Mottens Befehl war, der unten an der Treppe auf sie wartete. Als sie fort war, nahm Adeline einige Erfrischungen, deren sie in der That bedurfte, denn sie hatte nichts zu sich genommen, seit sie das Wirthshaus verließ. Es war ihr lieb, daß Frau von La Motte nicht zum Vorschein kam, die sichtlich ihren Anblick vermied, weil sie sich ihres unedlen Betragens bewußt war; ein Bewußtseyn, welches vermuthen ließ, daß sie noch nicht ganz unfreundschaftlich gegen sie gesinnt wäre. Adeline dachte über La Mottens Worte nach: „ich

bin

bin nicht Herr über mich selbst und über mein Betragen," und wiewohl sie ihr keinen Grund zur Hoffnung gaben, schöpfte sie doch einen kleinen Trost aus dem Gedanken, daß er Mitleid mit ihr hätte. Nachdem sie einige Zeit in traurigem Nachdenken und mancherley Vermuthungen hingebracht hatte, schienen ihre lange gequälten Lebensgeister Ruhe zu fordern, und sie legte sich auf ihr Bette.

Sie schlief einige Stunden ruhig und erwachte mit erquickter und beruhigter Seele. Um diesen kurzen Frieden zu verlängern und dem Einbruch ihrer eigenen Gedanken zu wehren, untersuchte sie die Bücher, die La Motte ihr geschickt hatte: sie fand einige darunter, die in glücklichern Tagen ihren Geist erhoben und ihr Herz erwärmt hätten; ihre Wirkung war jetzt geschwächt, doch enthielten sie noch immer genug, um das Gefühl ihres Unglücks auf eine Weile zu lindern.

Allein dieser Lethäische Balsam für ein verwundetes Herz war nur ein vorübergehender Segen: La Mottens Hereinkunft löste die Täuschung der Buchstaben auf, und erweckte sie wieder zum Bewußtseyn ihrer Lage. Er kam mit Essen, und sobald er es auf den Tisch gesetzt hatte, verließ er ohne zu reden das Zimmer. Aufs neue versuchte sie zu lesen, aber seine Erscheinung hatte den Zauber gelöst — bittere Betrachtungen kehrten wieder vor ihre Seele, und brachten Theodors Bild mit — Theodors, der auf immer für sie verloren war! —

La Motte erfuhr indessen alle Quaalen, die nur ein noch nicht ganz zum Verbrechen gehärtetes Gewissen auflegen kann. Leidenschaft hatte ihn zu Ausschweifung — Ausschweifung zu Lastern geführt; nachdem er aber einmal den Rand der Schande berührt hatte, folgten die fortschreitenden Stufen einander schnell, und er sah sich jetzt zum Kuppler eines Nichtswürdigen, zum Verräther eines unschuldigen Mädchens gemacht, welches jeder Anspruch der Gerechtigkeit und Menschlichkeit auf seinen Schutz berechtigte. Er betrachtete sein Gemählde — er schauderte davor zurück, aber er konnte dessen Scheußlichkeit nur durch einen Schritt verändern, der zu edel und kühn für ein bereits von der Gewohnheit des Lasters entnervtes Herz war. Er sah das gefährliche Labyrinth, in welches er sich verwickelt hatte, und seinen Fortschritt im Bösen; fälschlich wähnte er, daß nur weiters Fortgehen ihn aus diesem Labyrinth herausziehen könnte. Statt auf Mittel zu sinnen, wie er Adelinen retten, und sich selbst von der Schande befreyen könnte, zu ihrem Verderben behülflich zu seyn, bemühte er sich, die Stacheln seines Gewissens zu betäuben, und sich zu überreden, daß es jetzt zu spät sey, in dem einmal angefangenen Laufe umzukehren. Er wußte, daß er in des Marquis Gewalt war, und fürchtete diese Gewalt mehr, als die sichre, wenn auch ferne Strafe, welche auf den Schuldigen wartet. Adelinens Ehre und die Ruhe seines ei-

genen Gewissens, vermäkelte er willig gegen einige kurze Lebensjahre.

Er wußte nichts von der Krankheit des Marquis, sonst würde er vielleicht eine Möglichkeit, der angedrohten Strafe um einen minder abscheulichen Preis als Schande und Verbrechen zu entgehen, vor sich gesehn, und darauf gedacht haben, sich und Adelinen durch Flucht zu retten. Der Marquis war scharfsinnig genug, dieß vorher zu sehen, und hatte seinem Bedienten scharf anbefohlen, La Motten nichts von dem Umstande, der ihn im Bette zurück hielt, wissen zu lassen, sondern zu sagen, daß er in wenig Tagen selbst nach der Abtey kommen würde, wo sein Bedienter ihn erwarten sollte. Adeline konnte weder Lust noch Gelegenheit haben, des Vorfalls zu erwähnen, und auf solche Art blieb der Umstand La Motten unbekannt, welcher vielleicht ihn von fernern Verbrechen, und Adelinen vom Elende errettet hätte.

Höchst ungern hatte La Motte seiner Frau die Handlung eröfnet, welche ihn durchaus in des Marquis Willkühr geliefert hatte, aber die Unruhe seines Gemüths verrieth ihn größtentheils. Oftmals murmelte er im Schlafe unzusammenhängende Worte, und oft fuhr er aus unruhigem Schlummer auf, und rief Adelinen. Diese Anzeigen eines beängstigten Herzens hatten Frau von La Motte beunruhigt und erschreckt; sie belauschte seinen Schlaf, und erhielt bald aus seinen Worten

einen dunkeln Begriff von des Marquis Absichten.

Sie ließ La Motte ihren Verdacht merken: er warf ihr vor, ihn gefaßt zu haben, aber die Art, wie er es that, statt ihre Furcht für Adelinen zu vernichten, vermehrte sie nur; eine Furcht, die des Marquis Betragen bald bestätigte. In der Nacht, wo er auf der Abtey schlief, war ihr eingefallen, daß jetzt wahrscheinlich über den vorhabenden Plan berathschlagt würde, und Besorgniß für Adelinen bewegte sie, sich zu einem Schritt herabzulassen, den sie unter andern Umständen als niederträchtig würde verachtet haben. Sie ging leise aus ihrem Zimmer in ein Gemach, welches an das große Zimmer stieß, wo sie den Marquis und ihren Mann gelassen hatte, und behorchte ihr Gespräch. Er betraf den Gegenstand, den sie erwartet hatte, und enthüllte ihr den ganzen Umfang des Plans. Erschrocken für Adelinen, und empört über die sträfliche Schwäche ihres Mannes, war sie eine Zeitlang unfähig nachzudenken, oder einen Entschluß zu fassen. Sie wußte, wie große Verbindlichkeit ihr Mann dem Marquis schuldig war, dessen Gebieth ihm diese Zuflucht vor der Welt verschaffte, und in dessen Macht es stand, ihn in die Hände seiner Feinde zu verrathen. Auch zweifelte sie nicht, daß der Marquis dazu fähig seyn würde, wenn man ihn reizte; doch glaubte sie, La Motte müßte bey einer solchen Gelegenheit einen Ausweg finden kön-

nen, ohne seine Ehre Preis zu geben. Nach einiger Überlegung wurde ihr Gemüthe ruhiger, und sie ging in ihr Schlafzimmer zurück, wohin La Motte ihr bald folgte. Doch waren ihre Lebensgeister jetzt nicht in der Verfassung, sich entweder seinem Unwillen oder seinem Widerspruch auszusetzen, welches beydes sie nur zu gewiß erwarten mußte, wenn sie die Ursache ihrer Bekümmerniß erwähnte; und sie beschloß es lieber bis morgen zu verschieben.

Des andern Morgens sagte sie ihrem Manne alles, was er in seinen Träumen geäußert hatte, und erwähnte noch andere Umstände, die ihn überzeugten, daß es vergeblich sey, ihr länger die Wahrheit läugnen zu wollen. Sie stellte ihm nunmehr vor, wie gut er die Schande, worein er sich zu stürzen im Begriff war, vermeiden könnte, wenn er des Marquis Gebiet verließe, und redete so warm für Adelinen, daß La Motte in finstern Schweigen über die Sache nachzudenken schien. Allein seine Gedanken wurden bald auf ganz andere Art beschäftigt: er war sich bewußt, eine schreckliche Strafe von de. Marquis verdient zu haben, und sah wohl ein, daß er von Flucht wenig zu hoffen hatte, wenn er ihn durch Verweigerung seiner Wünsche aufbrachte: denn das Auge der Gerechtigkeit und Rache würde ihn mit unermüdeter Schärfe verfolgt haben.

La Motte dachte nach, wie er seiner Frau

dieses beybringen sollte, denn er sah, daß kein andres Mittel war, ihrem edlen Mitleid für Adelinen, und den gefährlichen Folgen die er davon befürchten mußte, entgegen zu würken, als wenn er Furcht für seine Sicherheit ihm entgegen setzte; und dieses konnte er nur dadurch, daß er sie den ganzen Umfang der Übel sehn ließ, welche die Empfindlichkeit des Marquis begleiten mußte. Das Laster hatte noch nicht so ganz sein Gewissen geschwärzt, daß nicht die Röthe der Schaam seine Wange bedeckt, und seine Zunge gestammlet haben sollte, als er im Begriff war, seine Schuld zu bekennen. Endlich, als er es unmöglich fand, das schreckliche Geheimniß zu entdecken, begnügte er sich ihr zu sagen, daß wegen einer Sache, welche zu erläutern ihn keine Bitten bewegen würden, sein Leben in des Marquis Hand sey.

„Sie sehn die Alternative, sagte er, wählen Sie zwischen Übeln, und wenn Sie es können, so sagen Sie Adelinen ihre Gefahr, und opfern Sie mein Leben, um sie von einer Lage zu befreyen, welche zu erlangen manchem Mädchen schmeichelhaft seyn würde."

Frau von La Motte, in die schreckliche Nothwendigkeit gesetzt, die Verführung der Unschuld zuzulassen, oder ihren Mann dem Verderben zu widmen, versank in einen Schmerz, der ihr Innres aufs grausamste zerriß. Doch sah

sie ein, daß Widerstand gegen des Marquis Absichten La Motten zu Grunde richten würde, ohne Adelinen zu helfen, und beschloß nachzugeben, und schweigend zu dulden.

Um die Zeit, wo Adeline mit ihrer Flucht umging, hatten Peters bedeutende Blicke La Motten argwöhnisch gemacht und bewogen, sie schärfer zu beobachten. Er sah sie im Vorsaal in sichtlicher Bestürzung aus einander gehn, und bemerkte sie nachher in den Kreuzgängen. So ungewöhnliche Umstände ließen ihn nicht zweifeln, daß Adeline ihre Gefahr entdeckt hätte, und mit Petern über Mittel zur Flucht zu Rathe gingen. Er stellte sich als wüßte er die ganze Sache, beschuldigte Petern der Verrätherey, und drohte ihm mit der Rache des Marquis, wenn er nicht alles bekennte. Diese Drohung jagte Petern in Furcht, und da er glaubte, daß doch alle Möglichkeit, Adelinen zu helfen, nunmehr vorbey sey, legte er eine umständliche Beicht ab, und versprach Adelinen nichts von der Entdeckung des Anschlags zu sagen. Bey diesem Versprechen folgte er zum Theil seiner eigenen Neigung, denn er fürchtete sich vor dem Schmerz und Unwillen, den Adeline äußern würde, wenn sie erführe, daß er sie verrathen hätte.

Am Abend des Tages, wo ihre vorgenommene Flucht heraus kam, wollte der Marquis sich auf der Abtey einfinden, und Adelinen nach

seiner Villa entführen. La Motte sah auf den ersten Blick, wie sehr es ihnen zu statten kommen würde, wenn man Adelinen in dem Glauben nicht entdeckt worden zu seyn, nach dem Grabe gehn ließe. Sie ersparten sich dadurch viel Mühe und Widerstand, und er selbst brauchte nicht die Quaal ihrer Gegenwart und ihre Vorwürfe zu leiden. Ein Bedienter des Marquis konnte um die bestimmte Zeit sich nach dem Grabe verfügen, und in den Mantel der Nacht gehüllt, sie ruhig unter Peters Gestalt entführen. Auf solche A t kam sie ohne Widerstand nach der Villa, und entdeckte ihren Irrthum nicht eher, bis es zu spät war.

Als der Marquis anlangte, sagte ihm La Motte, der seine Besinnung nicht ganz im Rausche verloren hatte, was vorgegangen war, und was er ausgedacht hätte. Der Marquis fand es gut, und sein Bedienter wurde von der Rolle unterrichtet, die er spielen mußte, um Adelinen in seine Hände zu locken.

Ein tiefes Gefühl der unwürdigen Unthätigkeit wozu sie sich bey Adelinens Sache hatte bewegen lassen, machte, daß Frau von La Motte sorgfältig ihren Anblick vermied, da sie jetzt wieder in der Abtey war. Adeline verstand ihr Betragen, und freute sich, daß ihr die Pein erspart ward, diejenige als Feindinn zu sehn, die sie einst als Freundinn liebte. Mehrere Tage ver-

strichen ihr in Einsamkeit, in traurigem Rückblick auf das Vergangene und schreckliche Ahndungen der Zukunft. Theodors gefährliche Lage war der unabläßige Gegenstand ihrer Gedanken. Oft athmete sie einen ängstlichen Wunsch für seine Sicherheit; oft sah sie im Kreise der Möglichkeit nach Hoffnung sich um: aber Hoffnung war aus dem Horizont ihrer Aussicht gewichen, und wenn sie erschien, ruhte sie nur auf dem Tode des Marquis, dessen Rache das sicherste Verderben drohte.

Der Marquis lag indessen in sehr zweifelhaftem Zustande in dem Wirthshause zu Caux. Der Arzt und der Feldscher, von welchen er keinen abschaffen, oder aus dem Dorfe lassen wollte, verfuhren nach entgegengesetzten Grundsätzen, und dem guten Mittel des einen wurde oft durch die unvernünftige Behandlung des andern entgegengewirket. Menschlichkeit allein bewegte den Arzt, seine Hülfe nicht abzuziehn. Die Ungeduld des Marquis, die Furcht vor dem Tode und die Wallung seiner Leidenschaften verschlimmerten die Krankheit. Den einen Augenblick glaubte er sich dem Tode nahe, im andern konnte er kaum sich zurückhalten, Adelinen nach der Abtey zu folgen. So abwechselnd waren die Bewegungen in seinem Innern, und so schnell die Pläne, die einander verdrängten, daß seine Leidenschaften in stetem Kampfe lagen. Der

Arzt suchte ihn zu überzeugen, daß seine Genesung größtentheils von seiner Seelenruhe abhinge, und ihn wenigstens zu einiger Selbstbeherrschung zu bringen; allein er wurde bald durch die ungeduldigen Antworten des Marquis zu verdrüßlichem Stillschweigen gebracht.

Endlich kam der Bediente der Adelinen fortgeführt hatte, zurück, und der Marquis, der ihn an sein Bett kommen ließ, legte ihm so viele hastige Fragen in einem Athem vor, daß der Mensch sich nicht zu helfen wußte. Zuletzt zog er ein zusammengelegtes Papier aus der Tasche, welches Fräulein Adeline, wie er sagte, im Wagen hätte fallen lassen, und welches er in der Meinung, daß Ihro Gnaden es gerne lesen würden, zu sich gesteckt hätte. Der Marquis reichte begierig die Hand und empfing ein an Theodor gerichtetes Billet. Als er die Überschrift las, überwältigte die Wuth der Eifersucht ihn auf einen Augenblik so ganz, daß er unvermögend war es zu lesen.

Endlich brach er es auf und fand einige Zeilen, worin Adeline sich während Theodors Krankheit nach seinem Befinden erkundigte, und die sie ihm zu schicken wahrscheinlich durch einen Zufall verhindert war. Die zärtliche Besorgniß, die dieses Billet ausdrückte, schmerzte den Marquis bis in die Seele, und zwang ihm eine

Vergleichung ihrer Gefühle bey seines Nebenbuhlers Krankheit und bey der seinigen ab.

„Um seine Genesung, sagte er, konnte sie ängstlich bekümmert seyn; die meinige aber fürchtet sie nur!“

Als wollte er die Pein verlängern, die diese Zeilen ihm verursachten, las er sie noch einmal; aufs neue verwünschte er sein Schicksal, und überließ sich wie gewöhnlich dem Sturm seiner Leidenschaften. Er wollte das Billet zerreissen, als ihm das Siegel in die Augen fiel, welches er sorgfältig betrachtete. Seine Wuth schien jetzt andern Betrachtungen zu weichen; er legte das Billet sorgsam in seine Brieftasche und schien einige Zeit in tiefem Nachdenken verloren.

Nach vielen Tagen der Hoffnung und Furcht überwand die Stärke seiner Natur die Krankheit, und er befand sich wohl genug, um verschiedene Briefe zu schreiben, wovon er einen sogleich an La Motten schickte, um ihm seine nahe Überkunft zu melden. Dieselbe Politik, die ihm bewogen hatte seine Krankheit vor La Motte zu verbergen, ließ ihn jetzt schreiben, was, wie er selbst wußte, unmöglich war, daß er den Tag nach seinem Bedienten auf der Abtey eintreffen würde. Er wiederholte seine Einschärfung, Adelinen scharf zu bewachen, und er-

neuerte sein Versprechen La Mottens Dienste reichlich zu belohnen.

La Motte, dessen Verwunderung und Verlegenheit über des Marquis Abwesenheit mit jedem Tage gestiegen war, empfieng diese Nachricht mit Bekümmerniß: denn er hatte zu hoffen angefangen, daß der Marquis seine Absichten auf Adelinen aufgegeben hätte, weil entweder ein neues Abentheuer ihn beschäftigte, oder er vielleicht eine Reise nach seinen entfernten Gütern hätte unternehmen müssen: er wäre herzlich gern auf solche Art eines Handels losgeworden, der so viel Schimpf auf ihn werfen mußte.

Diese Hoffnung war nunmehr verschwunden und er befahl seiner Frau, sich zu des Marquis Empfang anzuschicken. Adeline brachte diese Tage in einem Zustande von Ungewißheit hin, den bald Hoffnung erheiterte, bald Verzweiflung schwärzte. Dieses Zögern, so weit länger, als sie erwartet hatte, schien zu beweisen, daß des Marquis Krankheit gefährlich war, und wenn sie auf die Folgen seiner Genesung hinblickte, konnte sie sich nicht darüber grämen. So verhaßt war ihrer Seele der Gedanke an ihn, daß sie seinen Nahmen nicht über ihre Lippen bringen, noch an Annetten eine Frage thun mochte, die für ihre Ruhe so wichtig war.

Ohngefähr eine Woche nachdem La Motte des Marquis Brief empfangen hatte, sah Adeline

aus ihrem Fenster einen Trupp zu Pferde die Allee herab sprengen, und erkannte den Marquis mit seinen Begleitern. Sie zog in einem Seelenzustande der keine Beschreibung leidet, sich vom Fenster zurück, sank in einen Stuhl, und war sich eine zeitlang kaum der Gegenstände um sie her bewußt. Als sie von ihrem ersten Schrecken sich erhohlt hatte, schwankte sie wieder ans Fenster; sie konnte die Reiter jetzt nicht sehen, hörte aber aus dem Trampeln der Pferde, daß der Marquis sich nach dem großen Thor der Abtey geschwenkt hatte. Sie flehte den Himmel um Schutz und Stärkung, und setzte mit etwas beruhigter Seele sich wieder, um den Ausgang abzuwarten.

La Motte empfing den Marquis mit Äußerungen der Verwunderung über seine lange Abwesenheit, worauf dieser bloß erwiederte, daß Krankheit ihn abgehalten hätte, und sogleich nach Adelinen fragte. Es hieß, sie wäre in ihrem Zimmer, und könnte sogleich gerufen werden, wenn er sie zu sehn verlangte. Der Marquis besann sich, sagte aber endlich, es wäre nicht nöthig, man sollte sie nur genau bewachen.

„Vielleicht gnädiger Her," sagte La Motte lächelnd, ist Adelinens Hartnäckigkeit Ihrer Liebe zu mächtig gewesen; Sie scheinen nicht mehr den vorigen Antheil an ihr zu nehmen."

„O nicht doch, erwiederte der Marquis; ich nehme wo möglich, mehr Antheil an ihr als

je: in der That so viel, daß ich sie nicht zu scharf bewacht wissen kann, und deswegen ersuche ich Sie, La Motte, niemand zu ihr zu lassen, wenn Sie nicht selbst sie beobachten können. Ist das Zimmer, wo sie sich aufhält, hinlänglich verwahrt?"

La Motte bejahte es, äusserte aber zugleich den Wunsch, daß man sie nach der Villa bringen möchte:

„Wann sie auf eine oder die andere Art Mittel fände zu entwischen," sagte er, „so weiß ich, was mir von Ihrem Unwillen, gnädiger Herr, bevorstehn würde; und dieser Gedanke hält mich in steter Angst."

„Für jetzt kann sie nicht dorthin gebracht werden; sie ist hier sicherer: und Sie haben Unrecht, sich mit Besorgnissen wegen ihrer Entwischung zu ängstigen, wenn ihr Zimmer wirklich so gut verwahrt ist, als Sie vorgeben."

„Ich kann keinen Bewegungsgrund haben, Sie hierin zu hintergehn, gnädiger Herr!"

„Ich habe Sie auch wegen keines in Verdacht; bewachen Sie sie nur sorgfältig, und glauben Sie mir, daß sie nicht entwischen wird. Ich kann mich auf meinen Bedienten verlassen, und wenn Sie es lieber sehn, soll er hier bleiben."

La Motte hielt es nicht für nöthig, und es wurde beschlossen, ihn nach Hause zu schicken.

Der Marquis unterhielt sich ohngefähr eine

halbe Stunde mit La Motte, und verließ dann die Abtey, von welcher Adeline ihn mit einer Mischung von Verwunderung und dankbarer Freude, ihr fast zu mächtig ward, abreisen sah. Sie hatte jeden Augenblick in Erwartung geschwebt, herunter gerufen zu werden, und sich mit Entschlossenheit zu waffnen gesucht, um seinem Anblick entgegen zu gehn. Sie hatte auf jeden Laut, der von unten heraufttönte, auf jeden Fußtritt gehorcht, und ihr Herz klopfte von steter Furcht, daß La Motte hereintreten würde, um sie zu dem Marquis zu führen. Dieser Zustand ängstlicher Quaal hatte beynahe länger gedauert, als sie auszuhalten vermochte, als sie Stimmen unter ihrem Fenster hörte, und da sie aufstand, den Marquis fortreiten sah. Nachdem sie der Freude und Dankbarkeit, die ihr Herz schwellten, Raum gegeben hatte, suchte sie sich dieses Fortgehn zu erklären, das nach allem vorgefallnen allerdings befremdend war. Sie konnte es nicht ergrübeln, und nach langem fruchtlosen Nachsinnen, ließ sie den Gegenstand fahren und suchte sich zu überreden, daß es nur etwas Gutes bedeuten könnte.

Die Zeit, wo La Motte gewöhnlich erschien, war jetzt nahe, und Adeline erwartete ihn, mit der zitternde Hoffnung, zu hören, daß der Marquis von seiner Verfolgung abgestanden sey; allein La Motte war wie gewöhnlich mürrisch und

schweigend, und erst als er im Begriff war, wieder hinaus zu gehen, faßte Adeline Muth ihn zu fragen, wenn er den Marquis wieder erwartete? La Motte antwortete, die Thüre in der Hand, „Morgen," und Adeline, die Furcht und Delikatesse verlegen machte, sah, daß sie nichts von Theodor erfahren konnte, ausser durch gerades Fragen: sie sah aus als wollte sie reden; La Mottte stand still; allein sie erröthete und schwieg wieder, bis sie als er hinaus gehen wollte, ihn schwach zurück rief:

„Ich wollte nach dem unglücklichen Capitain fragen," sagte sie, „der durch sein Bemühen mich zu retten, des Marquis Rache gereitzt hat. Hat der Marquis nichts von ihm erwähnt?"

„Allerdings, und Ihre Gleichgültigkeit gegen den Marquis ist nun hinlänglich erläutert."

„Eben so gut, als ich Unwillen gegen die empfinden muß, welche mich beleidigen," sagte Adeline ernsthaft, „wird es mir auch vergönnt seyn, denjenigen dankbar zu seyn, die mir Dienste leisten. Hätte der Marquis meine Achtung verdient, so würde er sie wahrscheinlich erlangt haben."

„Gut, gut," fiel La Motte ein, „dieser junge Held, Ihr Theodor, der wie es scheint, tapfer genug gewesen ist, sich an seinem Obristen zu vergreifen, ist in guter Verwahrung, und

und wird, wie ich nicht zweifle, bald den Preis seines Donquischottismus empfangen.

Unwillen, Schmerz und Furcht kämpften in Adelinens Brust; sie verachtete es, La Motten Gelegenheit zu geben, noch einmahl Theodors Nahmen zu entweihn; doch trieb die Ungewißheit, worunter sie erlag, sie zu der Frage, ob der Marquis von ihm gehört hätte, seit er Caux verlassen?

„Ja," sagte la Motte, „er ist sicher nach seinem Regiment gebracht, wo er verhaftet wird, bis der Marquis dem Verhör gegen ihn beywohnen kann."

Adeline hatte weder Lust noch Muth, weiter zu fragen, und als La Motte das Zimmer verließ, blieb sie dem Schmerze, den er erneut hatte, überlassen. Wiewohl diese Nachricht keine neue Bestätigung ihres Unglücks enthielt, (denn sie hörte nun, was sie lange erwartet hatte) schien doch eine neue Last von Kummer auf ihr Herz zu fallen, und sie wurde gewahr, daß sie ohne es zu wissen, der heimlichen Hoffnung nachgehangen hatte, daß Theodor entwischen würde, ehe er seinen Bestimmungsort erreichte. Jetzt war alle Hoffnung verschwunden; er schmachtete im Elend eines Kerkers und unter den Quaalen seiner Besorgnisse für sein eignes Leben, und für ihre Sicherheit. Sie mahlte sich das dunkle feuchte Gefängniß, wo er lag, mit Ketten beladen, bleich von

Krankheit und Kummer; sie hörte ihn in einer Stimme, die auf ihrem Herzen zitterte, ihren Nahmen rufen, und in stummen Flehn seine Hände zum Himmel aufheben: sie sah die Todesangst auf seinem Gesicht; die Thränen, die langsam seine Wangen hinab rollten, und erinnerte sich zugleich des Edelmuths, der ihn in diesen Abgrund des Elendes gestürzt; erinnerte sich, daß sie es war, um die er litt, — ihr Schmerz stieg zur Verzweiflung — ihre Thränen versiegten, und sie sank in einen Zustand schrecklicher Betäubung.

Der Marquis kam den andern Morgen und ging fort wie den Tag zuvor. Mehrere Tage verstrichen, ohne daß er sich wieder sehn ließ, bis er eines Abends, als La Motte und seine Frau in ihrem gewöhnlichen Zimmer saßen, hereintrat. Er sprach eine Weile von allgemeinen Gegenständen, verfiel aber bald in tiefes Nachdenken, stand auf, und zog La Motten ans Fenster.

„Ich möchte Sie gern allein sprechen, wenn Sie Zeit haben, sagte er; sonst aber kann es ein ander mahl geschehn.“

La Motte versicherte ihn, er habe vollkommen Zeit und wollte ihn in ein anderes Zimmer führen, allein der Marquis schlug einen Spaziergang ins Holz vor. Sie gingen zusammen fort, und als sie einen einsamen Platz erreicht hatten, wo die ausgebreiteten Zweige der Eiche und

Buche die Schatten der Dämmerung vertieften, und eine feyerliche Dunkelheit rings umher verbreiteten, wandte sich der Marquis zu La Motten und redete ihn mit folgenden Worten an:

„Sie befinden sich in einer unglücklichen Lage, La Motte; diese Abtey ist ein trauriger Aufenthalt für einen Mann Ihres Gleichen, der Gesellschaft liebt und Talente besitzt, sie zu schmücken.“ — La Motte verneigte sich — „Ich wünschte, Sie der Welt wieder geben zu können,“ fuhr der Marquis fort, „und vielleicht könnte Ihnen mein Einfluß wirklich nützen, wenn ich von den nähern Umständen, die Sie daraus vertrieben haben, unterrichtet wäre. Mich dünkt von Ihnen verstanden zu haben, daß es eine Ehrensache war?“ — La Motte schwieg. — „Ich möchte Sie nicht gern in Verlegenheit setzen; und es ist nicht gewöhnliche Neugier, die mir diese Fragen eingibt, sondern der aufrichtige Wunsch, Ihnen zu dienen. Sie haben mir schon einiges von Ihren Umständen gesagt: ich denke, Ihre Lebhaftigkeit verleitete Sie zu Ausgaben, die Sie nachher durchs Spiel zu bestreiten suchten.“

„Ja, gnädiger Herr, ich verschleuderte den größten Theil eines ansehnlichen Vermögens in üppigen Befriedigungen, und ergriff nachher unwürdige Mittel, es wieder zu gewinnen — allein ich wünschte, daß Sie mich dieses Gespräch überhöben. Wo möglich möchte ich die Erinne-

rung an eine Handlung verlieren, die meine Ehre auf immer beflecken muß, und deren harte Folgen zu mildern, wie ich fürchte, nicht in Ihrer Macht ist."

„Darin könnten Sie sich doch vielleicht irren: mein Einfluß bey Hofe ist nicht gering. Fürchten Sie von mir keinen strengen Tadel: es ist nicht mein Fehler, hart über andere zu urtheilen. Ich weiß, was man den Umständen zu gute halten muß, und ich denke, La Motte, Sie haben mich bisher als Ihren Freund gefunden."

„Das habe ich gewiß, gnädiger Herr!"

„Und wenn Sie sich erinnern, daß ich eine gewiße Sache aus spätern Zeiten vergeben könnte —".

„Gnädiger Herr, erlauben Sie mir zu sagen, daß ich Ihre Großmuth tief fühle. Die Handlung, deren Sie erwähnen, ist die schlimmste meines Lebens, und was ich außerdem zu erzählen habe, kann mich folglich in Ihrer Meinung nicht tiefer herabsetzen: Nachdem ich den größten Theil meines Vermögens in wollüstigen Vergnügungen verschwendet hatte, suchte ich im Spiel die Mittel, ihren Genuß zu verlängern. Ein anhaltendes Glück setzte mich eine Zeitlang dazu in Stand, und da es meine feurigsten Erwartungen begünstigte, fuhr ich auf dieser Laufbahn fort."

„Bald aber zerstörte eine plötzliche Wendung des Glücks meine Hoffnungen, und brachte mich auf den äußersten Punct. In einer Nacht verminderte sich meine Casse bis auf zweyhundert Louisd'or. Auch diese beschloß ich zu wagen, und mein Leben mit ihnen. Denn ich war entschlossen, ihren Verlust nicht zu überleben. Nie werde ich das Schreckliche des Augenblicks vergessen; an dem mein Schicksal hing; nie die Todesangst, die mein Herz ergriff, als der letzte Einsatz dahin war! Ich stand eine Weile in gänzlicher Betäubung, bis das Gefühl meines Unglücks erwachte, und ich meinen Zorn in Flüchen gegen meine glücklichen Nebenbuhler, und in allem Wahnsinn der Verzweiflung austoben ließ. Während dieses Anfalls von Tollheit näherte sich mir ein Mann, der stillschweigend alles, was vorging, beobachtete. — Sie sind unglücklich, mein Herr, sagte er — Ich bedarf dieses nicht zu hören, mein Herr! antwortete ich."

„Man hat Ihnen vielleicht übel mitgespielt, fuhr er fort" — „Ja mein Herr, ich bin zu Grunde gerichtet, und kann also wohl sagen, daß mir übel mitgespielt ist."

„Kennen Sie Ihre Mitspieler?" — „Nein, aber ich habe sie in den ersten Gesellschaften getroffen." — „Dann irre ich wahrscheinlich," sagte er und ging fort.

„Diese letzten Worte machten mich aufmerksam, und erregten die Hoffnung in mir, daß mein Geld vielleicht nicht auf ehrliche Art verloren wäre. Ich wünschte nähere Aufklärung und ging dem Manne nach, allein er war schon fort. Ich suchte meine Hitze zu unterdrücken, ging wieder an den Tisch, wo ich mein Geld verloren hatte, stellte mich hinter den Stuhl eines der Leute, die es gewonnen, und beobachtete das Spiel genau. Eine Zeitlang sah ich nichts, das meinen Verdacht bestätigen konnte, endlich aber wurde ich überzeugt, daß er gerecht war."

„Nach geendigtem Spiel rief ich einen meiner Gegner heraus, und sagte ihm was ich bemerkt hatte, indem ich zugleich drohte, ihn augenblicklich preis zu geben, wenn er mir mein Geld nicht wieder schaffte. Er war eine Zeitlang eben so bestimmt als ich, spielte den Bravo und drohte mich für meine schimpflichen Behauptungen zu züchtigen. Ich war indessen nicht in der Stimmung, mich so leicht schrecken zu lassen, und sein Betragen brachte meinen Zorn, der ohnehin durch mein Unglück schon entflammt war, aufs höchste. Ich gab ihm seine Drohungen zurück, und war im Begriff ins Zimmer zurück zu gehen und öffentlich zu sagen, was geschehen war, als er mit verstelltem Lächeln und gemäßigter Stimme mich bat, nur einige Augenblicke zu warten, und ihn mit seinem Mitspieler reden zu lassen.

Dieß letzte war ich nicht willens zu gestatten, allein indem trat der Herr selbst herein. Sein Mitspieler erzählte ihm in wenig Worten was zwischen uns vorgegangen war, und das Schrecken auf seinem Gesicht verrieth genugsam sein Bewußtseyn der Schuld.

„Sie gingen bey Seite, und nach einem leisen Gespräch kamen sie mit dem Antrage eines Vergleichs, wie sie es nannten, zu mir. Ich wollte nichts von der Art hören, und schwur hoch und theuer, daß ich nichts geringers als die ganze verlorne Summe annehmen würde. — Wäre es nicht möglich, mein Herr, Ihnen etwas eben so vortheilhaftes als das Ganze, anzubiethen?" — Ich verstand ihre Meinung nicht; und nach einigen entfernten Winken von der nähmlichen Art, fanden sie für gut, sich deutlich zu erklären."

Da sie ihre Ehre ganz in meiner Gewalt sahen, wünschten sie mich zu sichern und sagten mir, sie gehörten zu einer Gesellschaft, die auf Kosten der Thorheit und Unerfahrenheit Anderer lebte; worauf sie mir antrugen, ihnen beyzutreten. Meine Umstände waren schlecht genug, und dieser Vorschlag konnte mir nicht nur unmittelbare Aushülfe verschaffen, sondern mich auch in Stand setzen, die ausschweifenden Vergnügungen wieder zu genießen, woran anfangs Leidenschaft und nachher lange Gewohnheit mich kettete. Ich wur-

de mit ihnen eins — und sank vom zerstreuten Leben in Schande."

La Motte hielt inne, als wenn die Erinnerung dieser Zeiten ihn mit Vorwürfen erfüllte. Der Marquis verstand sein Gefühl.

„Sie urtheilen zu hart von sich selbst," sagte er, „es gibt wenig Menschen, mögen sie auch einen noch so großen Anstrich von Redlichkeit haben, die unter solchen Umständen anders würden gehandelt haben. Die strenge Tugend, welche Sie verdammen würde, mag sich immerhin mit dem Nahmen Weisheit brüsten — ich mag sie nicht. Möge sie immerhin da wohnen, wo sie meistens gefunden wird, in den kalten Herzen derer, die, da Menschengefühl ihnen fehlt, sich mit dem Titel Philosophen schmücken. — Aber fahren Sie fort —".

„Unser Glück war eine zeitlang unbegrenzt: denn wir hielten das Rad der Göttinn und trauten ihren Launen nicht. Unbesonnen und wollüstig von Natur hielten meine Ausgaben gleichen Schritt mit meiner Einnahme. Endlich aber machte ein junger Teutscher eine unglückliche Entdeckung unsers Verfahrens, welche uns in die Nothwendigkeit setzte, auf einige Zeit mit äusserster Vorsicht zu Werke zu gehen. Es würde langweilig seyn, Ihnen alle Umstände zu erzählen, die uns endlich so verdächtig machten, daß durch die entfernte Höflichkeit und kalte Zurückhaltung unserer

Bekannten, uns die öffentlichen Gesellschaften sowohl unangenehm, als unnütz wurden. Wir dachten auf andre Mittel Geld zu bekommen, und eine sehr mißliche Verhandlung von hohem Belang, worauf ich mich unglücklicher Weise einließ, zwang mich bald Paris zu verlassen. — Sie wißen das übrige, gnädiger Herr!"

La Motte schwieg, und der Marquis dachte eine Weile nach.

„Sie sehen, gnädiger Herr," fing La Motte endlich wieder an, „Sie sehen, daß meine Lage hoffnungslos ist."

„Schlimm ist sie allerdings, aber nicht ganz hoffnungslos. Ich bedaure Sie von ganzem Herzen. Doch glaube ich, wenn Sie in die Welt zurückkehren, und es darauf ankommen lassen wollten, Sie durch meinen Einfluß bey dem Minister vor schwerer Strafe schützen zu können. Allein Sie scheinen den Geschmack an Gesellschaft verloren zu haben, und vielleicht ist es nicht mehr ihr Wunsch, zu ihr zurückzukehren?"

„Ach gnädiger Herr, können Sie daran zweifeln? — Aber das Übermaß Ihrer Güte beschämt mich. Wollte der Himmel ich könnte Ihnen die Dankbarkeit beweisen, welche sie in mir erregt!"

„Reden Sie nicht von Güte," versetzte der Marquis. — „Ich will nicht behaupten,

daß mein Wunsch, Ihnen zu dienen, von allem Eigennutz frey ist. Ich mache keinen Anspruch darauf, mehr als Mensch zu seyn, und glauben Sie mir, diejenigen, die es thun, sind weniger. Sie haben es in Ihrer Macht, mir Ihren Dank zu bezeugen, und mich auf immer zu gewinnen.“ — Er schwieg.

„Sagen Sie mir nur wodurch,“ rief La Motte, „sagen Sie mir wodurch, und wenn es in den Grenzen der Möglichkeit liegt, soll es geschehen.“

Der Marquis schwieg noch.

„Zweifeln Sie an meiner Aufrichtigkeit, gnädiger Herr, weil Sie schweigen? Fürchten Sie dem Manne Ihr Vertrauen zu schenken, den Sie bereits mit Verbindlichkeiten überhäuft haben, der durch ihre Schonung, ja fast nur durch Ihre Unterstützung lebt.“

Der Marquis sah ihn ernsthaft an, ohne aber zu reden.

„Ich habe dieß nicht von Ihnen verdient, gnädiger Herr, sprechen Sie, ich beschwöre Sie!“

„Es gibt gewisse Vorurtheile, die dem menschlichen Gemüth eingewurzelt sind,“ sagte der Marquis mit langsamer, feyerlicher Stimme, „Vorurtheile, welche nicht auf unsre Glückseligkeit einwirken zu lassen, alle unsre Weisheit erfordert wird; gewisse eingeführte Begriffe,

die wir in der Kindheit einsaugen, und unwillkührlich mit dem Alter nähren: die in uns aufschießen und einen so trüglichen Schein annehmen, daß wenig Menschen in sogenannten civilisirten Ländern sich nachher davon losreißen können. Wahrheit wird oftmahls durch Erziehung verdreht. Während der verfeinerte Europäer sich rühmt, ein Maasstab der Ehre, ein erhabenes Muster der Tugend zu seyn, die ihn oft vom Vergnügen zum Elend, von der Natur zu Abirrungen führt, folgt der einfache, unaufgeklärte Amerikaner den Eingebungen seines Herzens, und gehorcht dem Triebe natürlicher Weisheit.

Der Marquis hielt inne, und La Motte horchte mit begieriger Erwartung.

„Die von keiner falschen Verfeinerung befleckte Natur,“ fuhr der Marquis fort, „handelt allenthalben bey wichtigen Vorfällen des Lebens sich gleich. Der Indianer entdeckt, daß sein Freund treulos ist, und ermordet ihn: der wilde Asiate macht es eben so: der Türke wenn Ehrgeitz ihn befeuert, oder Rache ihn reitzt, befriedigt seine Leidenschaft auf Kosten des Lebens und nennt es nicht M o r d. Selbst der feine Italiener, von Eifersucht geleitet, oder durch starke Versuchung gelockt, zieht seinen Dolch und führt sein Vorhaben aus. Es ist der erste Beweis einer größern Seele, sich von Vor=

urtheilen des Landes oder der Erziehung los zu machen. Sie schweigen La Motte — sind Sie nicht meiner Meinung?"

„Ich höre, gnädiger Herr, auf Ihr Raisonnement."

„Es gibt Leute, ich wiederhole es," sagte der Marquis, „deren Geist so schwach ist, daß er vor Handlungen zurückbebt, welche sie lange als unrecht anzusehn, gewohnt waren, so nützlich sie auch seyn mögen. Sie lassen sich nie von den Umständen leiten, sondern bestimmen einen gewissen Maasstab fürs Leben, von dem sie nichts abzubringen vermag. Selbsterhaltung ist das große Gesetz der Natur. Wenn eine Fliege uns sticht, oder ein Raubthier uns droht, so suchen wir ohne Bedenken es zu vernichten. Wann mein Leben, oder was zu meinem Leben wesentlich ist, ein andres zum Opfer fordert, ja, wenn nur eine durchaus unüberwindliche Leidenschaft es fordert, so wäre ich unsinnig, wenn ich mich bedächte. — La Motte, ich denke ich kann Ihnen trauen — es gibt gewisse Wege, gewisse Dinge zu thun — Sie verstehn mich. — Es gibt Zeiten, Umstände und Gelegenheiten — Sie begreifen, was ich meine?"

„Erklären Sie sich gnädiger Herr!"

„Freundschaftsdienste, die — mit einem Worte, es gibt Dienstleistungen, die unsre ganze Dankbarkeit heischen, und die wir nie genug=

sam belohnen können. Es steht in Ihrer Macht, mich in diesen Fall zu setzen."

„In meiner Macht, gnädiger Herr? sagen Sie mir die Mittel!"

„Ich habe sie bereits genannt. Diese Abtey ist dem Vorhaben günstig, alles bleibt in ihren Mauern verborgen: sie ist dem Auge der Beobachtung verschlossen — die Stunde der Mitternacht sieht die That, und der Morgen dämmert nicht auf, sie zu enthüllen: diese Wälder sind stumm! — O La Motte habe ich Recht, Ihnen zu trauen; darf ich glauben, daß Sie wünschen mir zu dienen und sich selbst zu erhalten?"

— Der Marquis schwieg und sah starr La Motten an, dessen Gesicht die Dunkelheit des Abends fast verbarg.

„Gnädiger Herr, Sie können mir in allem trauen; erklären Sie sich deutlicher."

„Welche Sicherheit wollen Sie mir für Ihre Treue geben?"

„Mein Leben, gnädiger Herr, ist es nicht bereits in Ihrer Hand?"

„Der Marquis zögerte, und sagte dann: Morgen um diese Zeit werde ich wieder hier seyn, und mich Ihnen erklären, wenn Sie mich wirklich noch nicht verstanden haben sollten. Sie mögen indessen Ihre Entschlossenheit prüfen

und sich bereiten, entweder meinem Plan beyzutreten, oder das Gegentheil zu erklären."

„La Motte gab eine verwirrte Antwort.

„Adieu bis Morgen," sagte der Marquis. „Bedenken Sie, daß Freyheit und Überfluß jetzt vor Ihnen liegt!"

Er ging nach der Abtey zu, stieg zu Pferde, und ritt mit seinen Bedienten davon.

La Motte schlich langsam und tiefsinnig nach Hause.

Viertes Kapitel.

Der Marquis fand sich pünctlich ein. La Motte empfing ihn am Thore, allein er wollte nicht herein gehen, sondern sagte, ein Spaziergang im Walde wäre ihm lieber, und La Motte begleitete ihn also dahin. Nach einigem allgemeinen Gespräch fing der Marquis an:

„Nun La Motte, haben Sie überlegt, was ich Ihnen sagte, und sind Sie bereit, sich zu entscheiden."

„Ich habe es, gnädiger Herr, und werde mich schnell entscheiden, wenn Sie sich näher erklären; eher aber kann ich keinen Entschluß fassen."

Der Marquis schien unzufrieden und schwieg einen Augenblick.

„Sie verständen mich also würklich nicht!" sagte er endlich. „Ich muß diese Unwissenheit für erkünstelt halten. La Motte, ich erwarte Offenheit. Sagen Sie mir also, ist es nöthig, daß ich mich näher erkläre?"

„Ja, gnädiger Herr, es ist nöthig. Wenn Sie Bedenken tragen, sich mir frey anzuvertrauen, wie kann ich denn Ihre Absicht erfüllen?"

„Ehe ich weiter rede, lassen Sie sich einen Eid vorlegen, der Sie zum Geheimniß verbindet: doch dieß ist kaum nothwendig: denn selbst, wenn ich an Ihrem Ehrenwort zweifeln könnte, so müßte die Erinnerung an eine gewisse Begebenheit Ihnen sagen, wie nothwendig es für Sie ist, eben so stumm zu bleiben, als Sie mich wünschen müssen."

Es entstand eine Stille, während welcher sowohl der Marquis als La Motte einige Verlegenheit verriethen.

„Ich denke, La Motte," fing der erste wieder an, ich habe Ihnen hinlängliche Beweise gegeben, daß ich dankbar seyn kann: die Dienste, welche Sie mir bereits bey Adelinen geleistet haben, sind nicht unbelohnt geblieben."

„Ich werde das stets anerkennen, gnädiger Herr, und beklage nur, daß es nicht in meiner Macht gewesen ist, Ihnen wirksamer zu dienen.

Ich bin bereit, Ihre fernern Absichten mit ihr aus besten Kräften zu befördern.

„Ich danke Ihnen: — Adeline —" der Marquis stockte. „Adeline" wiederhohlte La Motte, begierig, seinen Wünschen zuvor zu eilen, Adeline besitzt Schönheit, die Ihrer Bemühung würdig ist. Sie hat Ihnen eine Leidenschaft eingeflößt, auf die sie stolz seyn sollte, und was es auch koste, sie muß die Ihrige werden. Ihre Reize verdienen" — „Ja, ja," unterbrach der Marquis, „aber —" er schwieg.

„Aber sie haben Ihnen zu viel gekostet," sagte La Motte, „und ich muß es selbst gestehen: aber dieß alles ist jezt überstanden, und Sie können sie nunmehr ungehindert als Ihr Eigenthum betrachten."

„Das wollte ich auch" sagte der Marquis, und heftete einen durchdringenden Blick auf La Motte; „das wollte ich auch."

„Nennen Sie nur die Stunde, gnädiger Herr; Sie sollen nicht gestört werden; solche Schönheit, als Adeline besitzt —

„Bewachen Sie sie scharf," unterbrach der Marquis, „und lassen sie auf keinen Fall aus ihrem Zimmer gehn. Wo ist sie jezt?"

„In ihr Zimmer gesperrt."

„Recht gut, aber ich bin ungeduldig."

„Bestimmen Sie nur Ihre Zeit, gnädiger Herr — morgen Nacht? —"

„Morgen Nacht — ja, morgen Nacht,“ sagte der Marquis langsam und feyerlich. „Verstehen Sie mich nun?“

„Vollkommen, gnädiger Herr; diese Nacht, wenn Sie es wünschen. Aber wär es nicht besser, Sie schickten Ihren Bedienten fort, und blieben selbst im Walde. Sie wissen die Thüre, die auf den westlichen Thurm stößt. Kommen Sie um zwölfe dahin — ich will Sie alsdann in Adelinens Zimmer führen. Diese Nacht also —“

„Stirbt Adeline!“ fiel der Marquis mit dumpfer, kaum menschlicher Stimme ein. Verstehn Sie mich nun?“

La Motte fuhr bleich zurück — „Gnädiger Herr!“

„La Motte!“ — sagte der Marquis. —

Es entstand eine Stille von einigen Minuten, während welcher La Motte sich zu fassen suchte.

„Erlauben Sie mir, gnädiger Herr, zu fragen, was dieß bedeutet,“ sagte er, so bald er wieder Luft schöpfen konnte; „wie können Sie Adelinens Tod wünschen? den Tod der Adeline, die Sie noch vor kurzem so heiß liebten?“

„Fragen Sie nicht weiter,“ sagte der Marquis mit furchtbar finsterm Blick — „fragen Sie nicht nach meinen Ursachen, aber es ist so gewiß als ich lebe, daß sie, die Sie eben nannten, sterben muß. Dieß ist genug!“

La Mottens Erstaunen glich seinem Entsetzen.

„Die Mittel sind mancherley," fuhr der Marquis fort; „es wär mir lieber gewesen, kein Blut fließen zu lassen; es gibt Tränke, deren Wirkung schnell und sicher ist, allein sie lassen sich nicht so bald, oder heimlich genug herbeyschaffen, und ich wünschte, daß es geschehen wäre — es muß schnell geschehen — diese Nacht! —

„Diese Nacht? gnädiger Herr!

„Ja, La Motte, diese Nacht" — er faßte ihn fest bey der Hand, und sah ihm starr ins Auge — „diese Nacht!" Haben Sie keinen bequemen Trank bey der Hand?"

„Keinen, gnädiger Herr?"

„Ich möchte mich nicht gern einem Dritten anvertrauen, sonst hätte ich dafür gesorgt. Da es nun einmahl nicht anders ist, so nehmen Sie diesen Dolch. Brauchen Sie ihn, wie die Gelegenheit es mit sich bringt, aber seyn Sie entschlossen."

La Motte nahm mit zitternder Hand den Dolch und starrte ihn eine Weile an, ohne zu wissen wie ihm geschah.

„Stecken Sie ihn bey, sagte der Marquis, und seyn Sie ein Mann!

La Motte that es, blieb aber in tiefsinnigem Schweigen.

Er sah sich in dem Netze gefangen, welches seine eigenen Verbrechen geflochten hatten. Er war einmahl in der Hand des Marquis, und wußte, daß er entweder in eine That, vor der er, Trotz aller seiner Versunkenheit, zurückschauderte, einwilligen, oder Glück, Freyheit, ja wahrscheinlich das Leben selbst aufopfern mußte. Er war durch langsame Stuffen von Thorheit zu Lastern fortgeschritten, bis er nun einen Abgrund der Schuld vor sich sah, vor welchem selbst sein so lange eingeschlummertes Gewissen zurück schrack. Der Rückweg war verzweifelt — das Fortschreiten war es ebenfalls.

Wenn er an Adelinens Unschuld und Hülflosigkeit, an ihren verwaisten Zustand, an ihr vormahliges zärtliches Betragen, ihr Vertrauen auf seinen Schutz dachte, so zerfloß sein Herz in Mitleid wegen des Leidens, das er bereits über sie gebracht hatte, und schauderte mit Entsetzen vor der That, die von ihm gefordert ward. Wenn er aber von der andern Seite bedachte, daß die Rache des Marquis ihm gewisses Verderben drohte, und dagegen die Vortheile der ihm angebornen Gunst, Freyheit und Reichthum abwog, so siegte die Versuchung über das Flehen der Menschlichkeit, und brachte die Stimme des Gewissens zum Schweigen. In diesem Zustande tumultuarischen Hin- und Herschwankens blieb er lange stumm, bis die Stimme des Marquis ihn zur

Überzeugung aufschreckte, wie nothwendig es sey, wenigstens zum Schein in seine Absichten zu willigen.

„Sind Sie unschlüßig? —“ sagte der Marquis.

„Nein, gnädiger Herr, mein Entschluß ist gefaßt — ich will Ihnen gehorchen. Doch dünkt mich, es wäre besser, Blutvergiessen zu vermeiden. Seltsame Geheimnisse sind dadurch an den Tag —“

„Aber wie sollen wir es vermeiden?“ fiel der Marquis hastig ein. „Gift mag ich nicht wagen herbeyzuschaffen. Ich habe Ihnen ein sicheres Werkzeug des Todes gegeben. Sie werden es ebenfalls gefährlich finden, nach einem Tranke zu fragen.“

La Motte begriff, daß er kein Gift kaufen könnte, ohne sich einer weit gefährlichern Entdeckung auszusetzen, als er zu vermeiden wünschte. „Sie haben Recht, gnädiger Herr,“ sagte er, „und ich will Ihren Befehlen unbedingt folgen.“ Der Marquis fuhr nun in abgebrochenen Reden fort, ihm fernere Anweisung wegen des schrecklichen Plans zu geben.

„In ihrem Schlafe,“ sagte er, „um Mitternacht: die Familie wird alsdann zur Ruhe seyn.“

Nachher ersannen sie eine Geschichte, zur Erklärung ihres Verschwindens, nach welcher es scheinen sollte, als wäre sie aus Furcht vor den An=

trägen des Marquis entflohen. Die Thüren des westlichen Thurms und ihre Zimmer sollten offen gelassen werden, um ihre Flucht wahrscheinlich zu machen und noch viele andere Umstände wurden zur Bestätigung des Verdachts ersonnen. Sie gingen nun weiter zu Rathe, auf welche Art der Marquis Nachricht von dem Ausgange erhalten könnte, und es wurde ausgemacht, daß er wie gewöhnlich den folgenden Tag nach der Abtey kommen sollte.

„Diese Nacht also,“ sagte der Marquis — kann ich mich auf Ihre Entschlossenheit verlassen?“

„Sie können es sicher, gnädiger Herr!“

„So leben Sie wohl! Wenn wir uns wieder sehn —“

„Wird es vollbracht seyn —“ fiel ihm La Motte ins Wort. Er begleitete den Marquis nach der Abtey und, so bald er ihn aufs Pferd hatte steigen sehn, wünschte er ihm gute Nacht und begab sich auf sein Zimmer, wo er sich einschloß.

Adeline gab indessen in der Einsamkeit ihres Gefängnisses der Verzweiflung ihrer Lage Raum. Sie suchte ihre Gedanken zu ordnen, um sich in eine Art von Ergebung hinein zu vernünfteln; allein die Betrachtung, die das Vergangne, die Vernunft, die das Zukünftige ihr vorstellte, brachten nur das volle Gemählde ihres Unglücks vor

ihre Sele, und sie versank in Trostlosigkeit. An Theodor, der durch den höchsten Edelmuth seine Liebe bewiesen, und sich ins Verderben gestürzt hatte, dachte sie mit einem Schmerz, der ihr Innres zu zerreissen drohte.

Daß gerade die Handlung, welche alle ihre Dankbarkeit verdiente, und ihre ganze Zärtlichkeit erweckte, die Ursache seines Unterganges seyn mußte, überstieg so sehr alles, was sonst Elend genannt wird, daß ihre Fassung davor erlag. Das Bild des leidenden — des für sie sterbenden Theodors, stand unabläßig vor ihrer Seele, und verbannte oft so ganz alle Gedanken an ihre eigne Gefahr, daß sie nur die seinige fühlte. Zu Zeiten dämmerte die Hoffnung, die er ihr gegeben hatte, daß er im Stande seyn würde, sein Betragen zu rechtfertigen, oder wenigstes sich Begnadigung zu verschaffen, in ihr auf; allein sie glich dem schwachen Strahl einer Aprilssonne, der vorübergeht, ohne zu erquicken. Sie wußte, daß der Marquis, von Eifersucht erhitzt, nach Rache dürstend, ihn mit unabläßiger Bosheit verfolgen würde.

Was vermochte Theodor gegen einen solchen Feind. Das Bewußtseyn seiner Rechtschaffenheit konnte ihm den Streich nicht ablenken helfen, den verschmähete Leidenschaft und mächtiger Stolz auf ihn abzielte. Ihr Elend wurde um ein großes durch die Betrachtung erhöht, daß keine Nach-

richt von ihm auf der Abtey zu ihr gelangen konnte, und daß sie über sein Schicksal, wer wußte wie lange, in der schrecklichsten Ungewißheit bleiben mußte. Sie sah keine Möglichkeit von der Abtey zu entwischen. Sie war eine Gefangne in einem Zimmer, zu welchem alle Zugänge verschlossen waren; sie hatte keine Gelegenheit, mit irgend jemand zu sprechen, wo sie nur eine Möglichkeit, Linderung zu finden, hoffen konnte, und sah sich verurtheilt, in dulden dem Schweigen, das über ihr schwebende Geschick zu erwarten, das ihrer Einbildungskraft tausendmahl schrecklicher war, als der Tod selbst.

In einem solchen Zustande ließ sie dem Druck ihres Unglücks freyen Raum, und saß oftmahl ganze Stunden bewegungslos und in Gedanken verloren.

„Theodor!“ rief sie oft, „du kannst meine Stimme nicht hören, kannst mir nicht zu Hülfe eilen; du bist selbst gefangen und in Ketten!“

Das Bild war zu schrecklich. Die schwellende Angst ihres Herzen erstickte ihre Stimme, Thränen benetzten ihre Wangen, und sie ward fühllos gegen alles, ausser gegen sein Elend.

Diesen Abend war ihre Seele ungewöhnlich ruhig gewesen; so wie sie von ihrem Fenster mit stillen, wehmüthigen Genuß die untergehende Sonne, den erlöschenden Glanz des westlichen Horizonts, die allmählige Annäherung der Dämme-

rung betrachtete, trugen ihre Gedanken sie in die Zeit zurück, wo sie in beglückterer Lage dieses Schauspiel erwartete. Sie erinnerte sich des Abends vor ihrer kurzen Flucht von der Abtey, wo sie aus dem nähmlichen Fenster die herabsinkende Sonne ansah — wie ängstlich sie den Schatten der Dämmerung erwartete, — wie sie voraus blickte in die künftigen Ereignisse ihres Lebens — mit welcher bangen Furcht sie den Thurm hinunter ging, und sich in den Wald wagte. — Diese Betrachtungen führten andere mit sich, die ihr Herz mit Wehmuth, und ihr Augen mit Thränen füllten.

In dieser schwermüthigen Träumerey versunken, sah sie den Marquis aufs Pferd steigen und aus den Thoren reiten. Sein Anblick erweckte in aller Kraft das Gefühl des Elends, das er über ihren geliebten Theodor gebracht hatte, und das Bewußtseyn der Übel, die unmittelbarer ihr selbst droyten. Mit bangen Thränen ging sie vom Fenster, bis sie endlich erschöpft vom Weinen sich früh zur Ruhe legte.

La Motte blieb in seinem Zimmer, bis ihn das Abendessen herunter rief. Sein wildes, zerstörtes Gesicht, das trotz aller Gewalt die Erschütterung seiner Seele verrieth, seine langen und häufigen Anfälle von Geistesabwesenheit befremdeten und erschreckten seine Frau. So bald Peter hinaus war, fragte sie zärtlich, was ihn

beunruhigt hätte, und er versuchte mit verzerrtem Lächeln den Lustigen zu spielen; allein die Rolle war über seine Kunst, und bald fiel er in stummen Tiefsinn zurück; oder wenn seine Frau sprach und er die Abwesenheit seiner Gedanken zu verbergen strebte, so antwortete er so gänzlich verkehrt, daß seine Zerstreuung nur noch merklicher wurde. Frau von La Motte that endlich, als merkte sie die Verstörung seines Gemüths nicht, und sie blieben in ununterbrochnem Schweigen bis zur Stunde des Schlafengehns sitzen, wo sie sich in ihr Schlafzimmer verfügten.

La Motte warf sich eine Zeitlang schlaflos umher, und seine Bewegungen weckten seine Frau auf; unterdessen schlief, sie durch eine unbedeutende Entschuldigung von ihm befriedigt, bald wieder ein. Diese Unruhe dauerte bis gegen Mitternacht, wo er sich besann, daß die Zeit, welche zu wichtigen Zwecken bestimmt war, in unnützen Betrachtungen verstrich, und leise aus dem Bette stieg. Er warf seinen Schlafrock um, nahm die Nachtlampe vom Tisch und schlich die Wendeltreppe hinauf. Oft sah er sich um, und oft fuhr er auf, und horchte nach dem hohlen Seufzen des Windes.

Seine Hand zitterte so heftig, als er Adelinens Thüre aufschließen wollte, daß er die Lampe an die Erde setzen, und beyde Hände zu Hülfe nehmen mußte. Er glaubte, sie würde von dem

Geräusch mit dem Schlüssel erwacht seyn, allein als er die Thüre öfnete, und tiefe Stille durchs ganze Zimmer herrschte wurde er überzeugt, daß sie schlief. So wie er sich in der rechten den Dolch und in der linken Hand die Lampe haltend dem Bette näherte, hörte er sie leise athmen und bald nachher seufzen — er stand still; als sie aber still ward, ging er wieder vorwärts, und hörte sie im Schlafe singen. Er horchte aufmerksam, und unterschied einige Töne eines schwermüthigen kleinen Liedes, das sie in ihren glücklichern Tagen ihm oft gesungen hatte. Der tiefe, klagende Ton, worin sie jetzt es lallte, verrieth nur zu deutlich die Stimmung ihrer Seele.

La Motte schritt nunmehr eilends zum Bette, als sie nach einem tiefen Seufzer wieder still ward. Er schlug den Vorhang auf und sah sie in tiefem Schlaf liegen, ihre Wange, noch naß von Thränen auf ihren Arm gelehnt. Er starrte sie einen Augenblick an, und indem er ihr unschuldiges liebliches Gesicht, blaß von Kummer, betrachtete, weckte das Licht, das ihr gerade in die Augen schien, sie auf, und da sie einen Mann sah, that sie einen Schrey. Als ihre Besinnung zurückkehrte, erkannte sie La Motten, und in der Meinung, daß der Marquis nicht weit wäre, richtete sie sich im Bette auf, und bat ihn flehentlich um Schutz und Mitleid. La Motte stand da und sah sie starr an, antwortete aber nicht.

Seine wilden Blicke und finstres Schweigen vermehrten ihre Angst, und mit Thränen des Schreckens erneute sie ihr Flehen.

„Sie retteten mich einst vom Verderben," rief sie, „o retten Sie mich auch jetzt! Haben Sie Mitleid mit mir: ich habe keinen Beschützer als Sie!"

„Was fürchten Sie denn?" sagte La Motte mit kaum hörbarer Stimme. —

„O retten, retten Sie mich vor dem Marquis!"

„So stehn Sie denn auf und kleiden sich schnell an. — Ich werde in wenig Minuten wieder kommen."

Er zündete ein Licht an, das auf dem Tisch stand, und ging aus dem Zimmer. Adeline stand eilends auf und wollte sich anziehn: aber ihre Gedanken waren so verwildert, daß sie kaum wußte was sie that, und ihr ganzer Körper zitterte so heftig, daß sie sich kaum einer Ohnmacht erwehren konnte. Sie warf sich so geschwind als möglich in ihre Kleider, und setzte sich nieder, um La Mottens Rückkunft zu erwarten. Eine lange Zeit verstrich, ohne daß er erschien, und nachdem sie sich vergebens zu faßen gesucht hatte, wurde ihr die Pein des Wartens endlich so unerträglich, daß sie die Thüre ihres Zimmers öfnete, und an die Treppe gieng, um zu horchen. Sie glaubte unten Stimmen zu hö-

ren; da sie aber bedachte, daß, wenn der Marquis da wäre, ihre Erscheinung nur ihre Gefahr vergrößern müßte, hielt sie den Fuß zurück, den sie beynahe unwillkührlich schon auf die Treppe gesetzt hatte. Immer noch horchte sie, und immer glaubte sie, Stimmen zu vernehmen: bald darauf hörte sie eine Thüre zumachen, und dann Fußtritte — und eilte in ihr Zimmer zurück.

Beynahe eine Viertelstunde verstrich, und La Motte erschien noch nicht. Sie glaubte wieder Stimmen unten murmeln zu hören, und hin und her gehen dazu, und weil ihre Ängstlichkeit ihr nicht zuließ, im Zimmer zu bleiben, schlich sie sich leise durch den Gang, der auf die Wendeltreppe stieß, aber alles war wieder still. Doch schien nach wenig Augenblicken ein Licht vom Vorsaal herauf, und sie sah La Motten an der Thüre des gewölbten Zimmers. Er sah herauf, und da er sie erblickte, winkte er ihr, herunter zu kommen.

Sie zögerte, und sah sich nach ihrem Zimmer um; allein La Motte kam die Treppe herauf und sie ging ihm mit wankenden Schritten entgegen.

„Ich fürchte, der Marquis wird mich sehn," sagte sie leise, „wo ist er?"

La Motte faßte sie bey der Hand und führte sie fort, indem er ihr versicherte, daß sie nichts vom Marquis zu fürchten hätte. Doch

schien die Wildheit seines Gesichts, und das Zittern seiner Hand dieser Versicherung zu widersprechen, und sie fragte, wohin er sie führte?

„In den Wald, damit Sie von der Abtey entfliehen können, ein Pferd wartet aussen auf Sie — ich kann Sie auf keine andre Weise retten.“

Ein neues Schrecken ergriff sie. Kaum konnte sie glauben, daß La Motte, der bisher mit dem Marquis einverstanden handelte, und sie in strengem Verhaft hielt, jetzt ihre Flucht selbst befördern wollte, und sie fühlte in diesem Augenblick eine bange Ahndung, die sie sich selbst nicht erklären konnte, daß er sie in den Wald lockte, um sie zu ermorden. Sie fuhr wieder zurück, und flehte um Barmherzigkeit. Er versicherte, daß er nur sie zu retten gesonnen sey, und bat sie, keine Zeit zu verderben.

Es lag etwas in seinem Wesen, welches Aufrichtigkeit sprach, und sie ließ sich von ihm zu einer Nebenthüre führen, die in den Wald ging, wo sie durch die Dunkelheit nur eben einen Mann zu Pferde unterschied. Dieses brachte ihr die Nacht ins Gedächtniß, wo sie im falschen Vertrauen auf den Mann, der am Grabe erschien, sich nach des Marquis Villa entführen ließ. La Motte rief, und Peter antwortete ihm, dessen Stimme Adelinen einigermaßen wieder aufrichtete.

La Motte sagte ihr nun, der Marquis würde morgen früh wieder nach der Abtey kommen, und dieß wäre die einzige Möglichkeit, seinen Anschlägen zu entfliehen. Sie könnte sich auf sein Wort verlassen, daß Peter Befehl hätte, sie zu bringen, wohin sie wollte; doch riethe er ihr, da der Marquis unermüdet sie aufsuchen würde, auf jeden Fall das Königreich zu verlassen, und mit Petern nach Savoyen zu flüchten, wo er eine Schwester hätte. Dort möchte sie bleiben, bis er selbst, für den jetzt kein längeres Verweilen in Frankreich mehr seyn würde, ihr nachkäme. Er bat sie, was ihr auch zustieße, nie der Vorfälle auf der Abtey zu erwähnen.

„Um Sie zu retten, Adeline, sagte er, habe ich mein Leben gewagt: vermehren Sie nicht durch unnöthige Entdeckung meine und Ihre Gefahr. Vielleicht sehn wir uns nie wieder, aber ich hoffe, Sie werden glücklich seyn; und wenn Sie an mich denken, so erinnern Sie sich, daß ich nicht ganz so schlimm war, als man mich machen wollte."

Mit diesen Worten gab er ihr etwas Geld, daß sie zu Bestreitung ihrer Reise bedürfen würde. Adeline konnte nun nicht länger an seiner Ehrlichkeit zweifeln, und die heftigen Regungen ihrer Freude und Dankbarkeit ließen sie kaum Worte finden. Sie hätte gern der Frau von

La Motte Lebewohl gesagt, und bat wirklich darum; allein er wiederhohlte nochmahls, daß sie keine Zeit zu verlieren hätte, wickelte sie in einen großen Mantel und hob sie aufs Pferd. Sie sagte ihm mit Thränen der Dankbarkeit Adieu, und Peter sprengte so schnell, als die Dunkelheit es zuließ, mit ihr davon.

Als sie eine Strecke zurück gelegt hatten, fing er an: „Ich freue mich von ganzem Herzen, Sie wieder zu sehn, Fräulein. Wer hätte denken sollen, daß nach allen diesem mein Herr selbst mir befehlen würde, Sie fortzubringen! — Nun es bleibt einmahl gewiß, daß seltsame Dinge in der Welt vorgehen; allein ich hoffe, wir werden dießmahl besseres Glück haben."

Adeline mochte ihm keine Vorwürfe über seine vorige vermeinte Verrätherey machen, sondern dankte ihm für seine guten Wünsche, und sagte, daß sie ebenfalls hoffte, sie würden dießmahl glücklicher seyn; Peter aber fuhr mit seiner gewöhnlichen Beredsamkeit fort, sie aus ihrem Irrthum zu reissen, und ihr jeden Umstand zu erzählen, den sein Gedächtniß — und gewiß hatte ihm die Natur ein sehr starkes gegeben — nur hergab.

Er äußerte eine so kunstlose Theilnahme an ihrem Wohlergehn, und solche Bekümmerniß über alle ihre Kränkung, daß sie nicht länger an seiner Treue zweifeln konnte; und diese Über-

zeugung stärkte nicht nur ihr Vertrauen auf das gegenwärtige Unternehmen, sondern ließ sie auch mit Güte und Vergnügen auf sein Gespräch hören.

„Ich würde nimmermehr so lange auf der Abtey geblieben seyn, sagte er, wenn ich hätte fortkommen können: allein mein Herr setzte mich in solche Furcht vor dem Marquis, und ich hatte auch so wenig Geld, um in mein Land zu kommen, daß ich wohl bleiben mußte. Es ist recht gut, daß wir jetzt einige solide Louisd'or haben; denn ich zweifle sehr, Fräulein, ob die Leute unterwegs die Sächelchens, wovon Sie ehmals sprachen, statt Geldes, würden genommen haben."

„Vielleicht wohl nicht, sagte Adeline: ich weiß es dem Herrn von La Motte Dank, daß er uns mit zuverläßigern Mitteln versehn hat. Welchen Weg müssen wir denn nehmen, Peter, wenn wir aus dem Walde kommen."

Peter gab sehr genau einen großen Theil des Wegs nach Lyon an; „und von da, sagte er, können wir leicht zu meiner Schwester nach Savoyen kommen; daß ist nur ein Sprung. Meine Schwester, Gott behüte sie, lebt hoffentlich noch, ich habe sie seit vielen Jahre nicht gesehen; allein sollte sie ja nicht mehr leben, so werden alle Leute sich freuen, mich wieder zu sehn, und Sie werden leicht ein Unterkommen finden, und alles was Sie brauchen dazu."

Adeline beschloß, mit ihm nach Savoyen zu gehn. La Motte, der den Charakter und die Absichten des Marquis kannte, hatte ihr gerathen, das Königreich zu verlassen, und ihr gesagt, was ihre Furcht ihr ohnehin würde eingegeben haben, daß der Marquis sie unermüdet aufsuchen würde. Sein Bewegungsgrund zu diesem Rathe konnte nur der Wunsch seyn, ihr zu dienen; warum hätte er sonst, da sie in seiner Macht war, sie nach einem andern Orte geschaft, und ihr sogar Geld zur Bestreitung der Reisekosten gegeben?

Zu Leloncourt, wo Peter gut bekannt zu seyn sagte, konnte sie Schutz und Fortkommen hoffen, selbst wenn seine Schwester nicht mehr leben sollte: und die Entfernung und einsame Lage des Orts waren ganz nach ihrem Sinn. Diese Betrachtungen würden sie vermocht haben, nach Savoyen zu gehn, wenn sie auch in Frankreich nicht so ganz zufluchtslos gewesen wäre: in ihren jetzigen Umständen blieb ihr kein andrer Ausweg.

Sie erkundigte sich noch weiter nach dem Wege, den sie nehmen müßten, und ob auch Peter hinlänglich Bescheid wüßte?

„Wenn ich erst bis Tiers gekommen bin, so weiß ich mich wohl zu finden, sagte Peter: denn ich bin als Kind wohl hundertmahl den

Weg gegangen, und jedermann weiß ihn zu sagen."

Sie ritten nun einige Stunden in Stille und Dunkelheit fort, und erst als sie aus dem Walde kamen, sah Adeline das Morgenlicht die östlichen Wolken bestreichen. Der Anblick erquickte und erheiterte sie, und so wie sie schweigend dahin ritt, verweilte ihre Seele bey den Begebenheiten der vorigen Nacht, und sann auf Entwürfe der Zukunft. La Mottens letzte Freundschaft schien ihr von seinem vorhergehenden Betragen so sehr abzuweichen, daß es sie in Erstaunen und Verwirrung setzte, und sie konnte es nur durch eine der plötzlichen Anwandlungen von Menschlichkeit erklären, die zuweilen selbst auf das verworfenste Herz wirken.

Wenn sie sich aber seiner vorigen Worte erinnerte, „daß er nicht Herr über sich selbst wäre" so konnte sie kaum glauben, daß bloßes Mitleid ihn sollte bewegt haben, die Bande zu brechen, die ihn bisher so stark fesselten; und wenn sie das veränderte Betragen des Marquis dazu nahm, so war sie geneigt zu glauben, daß sie ihre Freyheit einer Veränderung in dieses letztern Gesinnungen gegen sie verdankte: doch schien der Rath, den La Motte ihr gegeben hatte, das Königreich zu verlassen, und das Geld, womit er sie zu diesem Ende ver-

ab, dieser Meinung zu widersprechen, und verwickelte sie aufs neue in Zweifel.

Peter ließ sich nunmehr nach Tiers zurecht weisen; und sie erreichten ohne Unfall diesen Ort, wo sie still hielten, um ein wenig auszuruhn. Sobald Peter glaubte, daß das Pferd sich hinlänglich geruht hätte, machten sie sich wieder auf, und zum ersten Mahle sah Adeline von den reichen lyonnesischen Ebnen den Anblick der fernen Alpen; deren majestätische Häupter das Gewölbe des Himmels zu stützen schienen, und ihre Seele mit erhabenen Regungen erfüllten.

Nach wenig Stunden erreichten sie die Ebne, auf welcher Lyon erbaut ist, dessen schöne Lage an zwey schiffbaren Flüssen, deren Ufer mit Lusthäusern geschmückt sind, Adelinen von der schwermüthigen Betrachtung ihrer eigenen Umstände und ihrer noch peinlichern Angst für Theodor abzog.

Sobald sie diese geschäftige Stadt erreichten, ließ sie ihr erstes seyn, sich nach einer Überfahrt über die Rhone zu erkundigen: doch fand sie es nicht rathsam, im Wirthshause darnach zu fragen; weil der Marquis ihr vielleicht bis dahin nachspüren, und auf solche Art ihren Weg erfahren konnte. Sie schickte also Petern ans Ufer um ein Boot zu miethen; während sie selbst nur eine leichte Mahlzeit zu sich nahm, um sogleich sich einschiffen zu können. Peter kam

ren; da sie aber bedachte, daß, wenn der Marquis da wäre, ihre Erscheinung nur ihre Gefahr vergrößern müßte, hielt sie den Fuß zurück, den sie beynahe unwillkührlich schon auf die Treppe gesetzt hatte. Immer noch horchte sie, und immer glaubte sie, Stimmen zu vernehmen: bald darauf hörte sie eine Thüre zumachen, und dann Fußtritte — und eilte in ihr Zimmer zurück.

Beynahe eine Viertelstunde verstrich, und La Motte erschien noch nicht. Sie glaubte wieder Stimmen unten murmeln zu hören, und hin und her gehen dazu, und weil ihre Ängstlichkeit ihr nicht zuließ, im Zimmer zu bleiben, schlich sie sich leise durch den Gang, der auf die Wendeltreppe stieß, aber alles war wieder still. Doch schien nach wenig Augenblicken ein Licht vom Vorsaal herauf, und sie sah La Motten an der Thüre des gewölbten Zimmers. Er sah herauf, und da er sie erblickte, winkte er ihr, herunter zu kommen.

Sie zögerte, und sah sich nach ihrem Zimmer um; allein La Motte kam die Treppe herauf und sie ging ihm mit wankenden Schritten entgegen.

„Ich fürchte, der Marquis wird mich sehn,“ sagte sie leise, „wo ist er?“

La Motte faßte sie bey der Hand und führte sie fort, indem er ihr versicherte, daß sie nichts vom Marquis zu fürchten hätte. Doch

schien die Wildheit seines Gesichts, und das Zittern seiner Hand dieser Versicherung zu widersprechen, und sie fragte, wohin er sie führte?

„In den Wald, damit Sie von der Abtey entfliehen können, ein Pferd wartet aussen auf Sie — ich kann Sie auf keine andre Weise retten."

Ein neues Schrecken ergriff sie. Kaum konnte sie glauben, daß La Motte, der bisher mit dem Marquis einverstanden handelte, und sie in strengem Verhaft hielt, jetzt ihre Flucht selbst befördern wollte, und sie fühlte in diesem Augenblick eine bange Ahndung, die sie sich selbst nicht erklären konnte, daß er sie in den Wald lockte, um sie zu ermorden. Sie fuhr wieder zurück, und flehte um Barmherzigkeit. Er versicherte, daß er nur sie zu retten gesonnen sey, und bat sie, keine Zeit zu verderben.

Es lag etwas in seinem Wesen, welches Aufrichtigkeit sprach, und sie ließ sich von ihm zu einer Nebenthüre führen, die in den Wald ging, wo sie durch die Dunkelheit nur eben einen Mann zu Pferde unterschied. Dieses brachte ihr die Nacht ins Gedächtniß, wo sie im falschen Vertrauen auf den Mann, der am Grabe erschien, sich nach des Marquis Villa entführen ließ. La Motte rief, und Peter antwortete ihm, dessen Stimme Adelinen einigermaßen wieder aufrichtete.

La Motte sagte ihr nun, der Marquis würde morgen früh wieder nach der Abtey kommen, und dieß wäre die einzige Möglichkeit, seinen Anschlägen zu entfliehen. Sie könnte sich auf sein Wort verlassen, daß Peter Befehl hätte, sie zu bringen, wohin sie wollte; doch riethe er ihr, da der Marquis unermüdet sie aufsuchen würde, auf jeden Fall das Königreich zu verlassen, und mit Petern nach Savoyen zu flüchten, wo er eine Schwester hätte. Dort möchte sie bleiben, bis er selbst, für den jetzt kein längeres Verweilen in Frankreich mehr seyn würde, ihr nachkäme. Er bat sie, was ihr auch zustieße, nie der Vorfälle auf der Abtey zu erwähnen.

„Um Sie zu retten, Adeline, sagte er, habe ich mein Leben gewagt: vermehren Sie nicht durch unnöthige Entdeckung meine und Ihre Gefahr. Vielleicht sehn wir uns nie wieder, aber ich hoffe, Sie werden glücklich seyn; und wenn Sie an mich denken, so erinnern Sie sich, daß ich nicht ganz so schlimm war, als man mich machen wollte.“

Mit diesen Worten gab er ihr etwas Geld, daß sie zu Bestreitung ihrer Reise bedürfen würde. Adeline konnte nun nicht länger an seiner Ehrlichkeit zweifeln, und die heftigen Regungen ihrer Freude und Dankbarkeit ließen sie kaum Worte finden. Sie hätte gern der Frau von

La Motte Lebewohl gesagt, und bat wirklich darum; allein er wiederhohlte nochmahls, daß sie keine Zeit zu verlieren hätte, wickelte sie in einen großen Mantel und hob sie aufs Pferd. Sie sagte ihm mit Thränen der Dankbarkeit Adieu, und Peter sprengte so schnell, als die Dunkelheit es zuließ, mit ihr davon.

Als sie eine Strecke zurück gelegt hatten, fing er an: „Ich freue mich von ganzem Herzen, Sie wieder zu sehn, Fräulein. Wer hätte denken sollen, daß nach allen diesem mein Herr selbst mir befehlen würde, Sie fortzubringen! — Nun es bleibt einmahl gewiß, daß seltsame Dinge in der Welt vorgehen; allein ich hoffe, wir werden dießmahl besseres Glück haben.“

Adeline mochte ihm keine Vorwürfe über seine vorige vermeinte Verrätherey machen, sondern dankte ihm für seine guten Wünsche, und sagte, daß sie ebenfalls hoffte, sie würden dießmahl glücklicher seyn; Peter aber fuhr mit seiner gewöhnlichen Beredsamkeit fort, sie aus ihrem Irrthum zu reissen, und ihr jeden Umstand zu erzählen, den sein Gedächtniß — und gewiß hatte ihm die Natur ein sehr starkes gegeben — nur hergab.

Er äußerte eine so kunstlose Theilnahme an ihrem Wohlergehn, und solche Bekümmerniß über alle ihre Kränkung, daß sie nicht länger an seiner Treue zweifeln konnte; und diese Über-

zeugung stärkte nicht nur ihr Vertrauen auf das gegenwärtige Unternehmen, sondern ließ sie auch mit Güte und Vergnügen auf sein Gespräch hören.

„Ich würde nimmermehr so lange auf der Abtey geblieben seyn, sagte er, wenn ich hätte fortkommen können: allein mein Herr setzte mich in solche Furcht vor dem Marquis, und ich hatte auch so wenig Geld, um in mein Land zu kommen, daß ich wohl bleiben mußte. Es ist recht gut, daß wir jetzt einige solide Louisd'or haben; denn ich zweifle sehr, Fräulein, ob die Leute unterwegs die Sächelchens, wovon Sie ehmals sprachen, statt Geldes, würden genommen haben."

„Vielleicht wohl nicht, sagte Adeline: ich weiß es dem Herrn von La Motte Dank, daß er uns mit zuverläßigern Mitteln versehn hat. Welchen Weg müssen wir denn nehmen, Peter, wenn wir aus dem Walde kommen."

Peter gab sehr genau einen großen Theil des Wegs nach Lyon an; „und von da, sagte er, können wir leicht zu meiner Schwester nach Savoyen kommen; daß ist nur ein Sprung. Meine Schwester, Gott behüte sie, lebt hoffentlich noch, ich habe sie seit vielen Jahre nicht gesehen; allein sollte sie ja nicht mehr leben, so werden alle Leute sich freuen, mich wieder zu sehn, und Sie werden leicht ein Unterkommen finden, und alles was Sie brauchen dazu."

Ade-

Adeline beschloß, mit ihm nach Savoyen zu gehn. La Motte, der den Charakter und die Absichten des Marquis kannte, hatte ihr gerathen, das Königreich zu verlassen, und ihr gesagt, was ihre Furcht ihr ohnehin würde eingegeben haben, daß der Marquis sie unermüdet aufsuchen würde. Sein Bewegungsgrund zu diesem Rathe konnte nur der Wunsch seyn, ihr zu dienen; warum hätte er sonst, da sie in seiner Macht war, sie nach einem andern Orte geschaft, und ihr sogar Geld zur Bestreitung der Reisekosten gegeben?

Zu Leloncourt, wo Peter gut bekannt zu seyn sagte, konnte sie Schutz und Fortkommen hoffen, selbst wenn seine Schwester nicht mehr leben sollte: und die Entfernung und einsame Lage des Orts waren ganz nach ihrem Sinn. Diese Betrachtungen würden sie vermocht haben, nach Savoyen zu gehn, wenn sie auch in Frankreich nicht so ganz zufluchtslos gewesen wäre: in ihren jetzigen Umständen blieb ihr kein andrer Ausweg.

Sie erkundigte sich noch weiter nach dem Wege, den sie nehmen müßten, und ob auch Peter hinlänglich Bescheid wüßte?

„Wenn ich erst bis Tiers gekommen bin, so weiß ich mich wohl zu finden, sagte Peter: denn ich bin als Kind wohl hundertmahl den

Weg gegangen, und jedermann weiß ihn zu sagen."

Sie ritten nun einige Stunden in Stille und Dunkelheit fort, und erst als sie aus dem Walde kamen, sah Adeline das Morgenlicht die östlichen Wolken bestreichen. Der Anblick erquickte und erheiterte sie, und so wie sie schweigend dahin ritt, verweilte ihre Seele bey den Begebenheiten der vorigen Nacht, und sann auf Entwürfe der Zukunft. La Mottens letzte Freundschaft schien ihr von seinem vorhergehenden Betragen so sehr abzuweichen, daß es sie in Erstaunen und Verwirrung setzte, und sie konnte es nur durch eine der plötzlichen Anwandlungen von Menschlichkeit erklären, die zuweilen selbst auf das verworfenste Herz wirken.

Wenn sie sich aber seiner vorigen Worte erinnerte, „daß er nicht Herr über sich selbst wäre" so konnte sie kaum glauben, daß bloßes Mitleid ihn sollte bewegt haben, die Bande zu brechen, die ihn bisher so stark fesselten; und wenn sie das veränderte Betragen des Marquis dazu nahm, so war sie geneigt zu glauben, daß sie ihre Freyheit einer Veränderung in dieses letztern Gesinnungen gegen sie verdankte: doch schien der Rath, den La Motte ihr gegeben hatte, das Königreich zu verlassen, und das Geld, womit er sie zu diesem Ende ver-

ab, dieser Meinung zu widersprechen, und verwickelte sie aufs neue in Zweifel.

Peter ließ sich nunmehr nach Tiers zurecht weisen; und sie erreichten ohne Unfall diesen Ort, wo sie still hielten, um ein wenig auszuruhn. Sobald Peter glaubte, daß das Pferd sich hinlänglich geruht hätte, machten sie sich wieder auf, und zum ersten Mahle sah Adeline von den reichen lyonnesischen Ebnen den Anblick der fernen Alpen, deren majestätische Häupter das Gewölbe des Himmels zu stützen schienen, und ihre Seele mit erhabenen Regungen erfüllten.

Nach wenig Stunden erreichten sie die Ebne, auf welcher Lyon erbaut ist, dessen schöne Lage an zwey schiffbaren Flüssen, deren Ufer mit Lusthäusern geschmückt sind, Adelinen von der schwermüthigen Betrachtung ihrer eigenen Umstände und ihrer noch peinlichern Angst für Theodor abzog.

Sobald sie diese geschäftige Stadt erreichten, ließ sie ihr erstes seyn, sich nach einer Überfahrt über die Rhone zu erkundigen: doch fand sie es nicht rathsam, im Wirthshause darnach zu fragen, weil der Marquis ihr vielleicht bis dahin nachspüren, und auf solche Art ihren Weg erfahren konnte. Sie schickte also Petern ans Ufer um ein Boot zu miethen, während sie selbst nur eine leichte Mahlzeit zu sich nahm, um sogleich sich einschiffen zu können. Peter kam

bald zurück, und hatte ein Boot mit Leuten ausgemacht, die sie die Rhone hinauf nach der nächsten Küste von Savoyen bringen sollten, von wo sie zu Lande nach dem Dorfe Leloncourt gehen wollten.

Sobald sie ihre kleine Rechnung berichtigt hatte, ließ sie sich von ihm zu Schiffe führen, wo sich ein neues hinreissendes Schauspiel ihr darboth. Mit angenehmen Staunen sah Adeline den Fluß mit Schiffen besetzt, und den Landeplatz voll geschäftiger Gesichter, und fühlte den Abstand zwischen den fröhlichen Gegenständen rings um sie, und ihr selbst, einer verlaßnen hülflosen Waise, die vor Verfolgung und Vaterland floh. Sie sprach mit dem Schiffsherrn, und nachdem Peter das Pferd aus dem Wirthshause gehohlt hatte, (das La Motte ihm für rückständigen Lohn überließ) schifften sie sich ein.

So wie sie langsam die Rhone hinauf fuhren, deren steile, mit Gebürgen gekrönte Ufer den mannigfaltigsten wilden und romantischen Anblick darstellten, saß Adeline in stilles Träumen versunken. Die Neuheit der Scene, durch welche sie hinschwamm, die bald in schauerlicher Größe sich wölkte, bald in Fruchtbarkeit lächelte, belebt durch Dörfer und Städte, wiegte ihre Seele ein, und ihr Kummer sänftigte sich nach und nach in eine sanfte, nicht unangenehme

Schwermuth. Sie hatte sich vorn ans Boot gesetzt, wo sie dessen Rand den schnellen Strom spalten sah, und dem Schlagen der Ruder zuhörte.

Das Boot fuhr einige Stunden langsam gegen den Strom an, und endlich hüllte der Schleyer des Abends die Landschaft ein. Die Luft war milde, und ohne den herabfallenden Thau zu achten, blieb Adeline im Freyen, sah die Gegenstände rings umher sich verdunkeln, die fröhlichen Farben des Horizonts schwinden, und allmählig die Sterne hervorkommen, die auf dem hellen Spiegel des Wassers zitterten. Die Gegend war jetzt in tiefen Schatten gesunken, und die Stille des Abends wurde nur vom abgemeßnen Schlagen der Ruder, und zu Zeiten durch Peters Stimme, der mit den Schiffern sprach, unterbrochen. Adeline saß in Gedanken verloren: Das Verlaßne ihres Zustandes stellte sich im erhöhten Licht ihrer Einbildungskraft dar.

Sie sah sich von der Dunkelheit und Stille der Nacht umgeben, an einem fremden Orte, fern von allen Freunden, ging ohne zu wissen wohin, unter der Leitung von Fremden und vielleicht von einem gehäßigen Feinde verfolgt! Sie mahlte sich die Wuth des Marquis, wie er jetzt ihre Flucht entdeckt hätte, und wiewohl sie es sehr unwahrscheinlich fand, daß er ihr zu

Wasser folgen würde, zitterte sie doch bey dem Gemählde, das ihre Fantasie entwarf. — Dann wanderten wieder ihre Gedanken zu dem Plan ihres Lebens in Savoyen; und so sehr auch ihre Erfahrung sie gegen die Sitten eines Klosters eingenommen hatte, sah sie doch keinen schicklichern Zufluchtsort. Endlich begab sie sich in die kleine Cajütte, um einige Stunden zu ruhn.

Als Adeline die Abtey verließ, blieb La Motte eine Weile vor dem Thore stehn, um auf die Tritte ihres Pferdes zu horchen, bis der Schall der Hufe sich in der Ferne verlor, und kehrte dann mit einer Leichtigkeit des Herzens, die er lange nicht empfunden hatte, nach der Abtey zurück. Die Freude sie, wie er hoffte, von den Absichten des Marquis errettet zu haben, überwog auf einige Zeit alles Gefühl der Gefahr, worein dieser Schritt ihn stürzen mußte. Als er aber deutlich wieder an seine Lage zurückdachte, traf das Schrecken vor des Marquis Rache wiederum mit voller Gewalt auf seine schuldige Seele, und er überlegte, wie er ihr am besten entgehn könnte.

Es war Mitternacht vorbey — der Marquis wollte in aller Frühe des folgenden Tages kommen, und in dieser Zwischenzeit glaubte er

anfangs am sichersten aus dem Walde entfliehen zu können. Aber er hatte nur ein Pferd, und überlegte, ob es zuträglicher wäre, sich unverzüglich nach Auboine aufzumachen, wo er sich einen Wagen verschaffen konnte, um seine Familie und Sachen von der Abtey fortzubringen, oder ruhig des Marquis Ankunft abzuwarten, und zu versuchen, ob er ihn durch eine falsche Geschichte von Adelinens Flucht täuschen könnte.

Die Zeit, die darauf hingehn mußte, bis ein Wagen von Auboine nach der Abtey kam, würde ihm kaum noch so viel übrig gelassen haben, um aus dem Walde zu entwischen: das wenige Geld, was ihm von des Marquis Güte übrig blieb, konnte ihm nicht weit bringen; und wenn es ausgegeben war, sah er kein Mittel zum Fortkommen vor sich, im Fall er bis dahin noch unentdeckt seyn würde. Wenn er auf der Abtey blieb, so gab er sich das Ansehen, als wäre er sich nicht bewußt, den Unwillen des Marquis zu verdienen, und wiewohl er nicht hoffen durfte, ihn glauben zu machen, daß seine Befehle vollzogen wären, konnte er doch vorgeben, daß nur Peter zu ihrer Flucht geholfen hätte, welches um so wahrscheinlicher war, da er ihn schon einmahl bey einem Anschlage ertappt hatte. Auch entging ihm nicht, daß er, im Fall der Marquis ihm drohte, ihn in die Hän-

de der Gerechtigkeit zu liefern, sich durch die Drohung retten könnte, das Verbrechen ebenfalls zu entdecken, dessen Begehung der Marquis ihm aufgetragen hatte.

Diese Gründe bestimmten ihn auf der Abtey zu bleiben und den Ausgang von des Marquis Verdruß abzuwarten.

Als der Marquis wirklich erschien, und Adelinens Flucht hörte, schreckten und beunruhigten die starken Bewegungen seiner Seele, die auf seinem Gesichte erschienen, La Motten über alle Beschreibung. Er verfluchte sich selbst und sie in so rauhen, heftigen Ausdrücken, daß La Motte erstaunte, dieß von einem Manne zu hören, dessen Sitten und äußres Betragen bey aller Heftigkeit und Sträflichkeit seiner Leidenschaften stets gefällig und einnehmend waren. Diese Ausdrücke zu ersinnen und auszutoben schien ihm Lindrung, ja Freude zu seyn. Doch schien er tiefer getroffen durch den Umstand ihrer Flucht, als aufgebracht über La Mottens Nachlässigkeit, endlich besann er sich, daß er nur Zeit verlöre, und verließ die Abtey, um, wie er sagte, seine Leute auf verschiednen Wegen hinter ihr her zu schicken.

Sobald er fort war, empfand La Motte, in der Meinung, daß es ihm gelungen sey, den Marquis durch seine Geschichte zu hintergehen, wiederum das reine Vergnügen, seine Pflicht

gethan zu haben, und hoffte, daß Adeline jetzt vor aller Nachstellung sicher wäre. Diese Freude war von kurzer Dauer. In wenig Stunden kam der Marquis, von Gerichtsdienern begleitet zurück. Der erschrockene La Motte wollte sich verstecken, als er ihn heran kommen sah, wurde aber ergriffen, und vor den Marquis gebracht, der ihn bey Seite zog.

„Man hintergeht mich nicht so leicht durch ein übel ersonnenes Mährchen," fing er an; Sie wissen, daß Ihr Leben in meinen Händen ist; sagen Sie mir ohne Umstände, wo Sie Adelinen verborgen haben, oder ich will Sie öffentlich des Verbrechens, das Sie gegen mich begingen, anklagen. Wenn Sie mir aber den Ort ihres Aufenthalts anzeigen, will ich die Gerichtsdiener fortschicken, und wenn Sie es wünschen, Ihnen behülflich seyn, das Königreich zu verlassen. Sie haben keine Zeit sich zu besinnen, und könnten wissen, daß ich nicht mit mir spielen lassen will."

La Motte versuchte den Marquis zu beruhigen, und behauptete wirklich, nicht zu wissen, wohin Adeline geflohen sey.

„Sie werden nicht vergessen, gnädiger Herr, daß Ihre Ehre ebenfalls in meiner Hand ist, und daß, wenn Sie es aufs äusserste kommen lassen, Sie mich zwingen werden, im An-

gesicht des Tags zu entdecken, daß Sie mich zum Mörder machen wollten."

„Und wer wird Ihnen glauben? Die Verbrechen, welche Sie aus der Gesellschaft verbannten, werden nicht für Ihre Wahrhaftigkeit zeugen, und das, womit ich jetzt gegen Sie auftrete, wird einen hinlänglichen Beweis mit sich führen, daß Ihre Anklage boshaft ist. — Gerichtsdiener thut eure Schuldigkeit."

Sie traten herein und ergriffen La Motten, dem der Schrecken jetzt alle Kraft zum Widerstande raubte, hätte auch Widerstand ihm helfen können, und der in seiner Angst und Bestürzung dem Marquis sagte, daß Adeline den Weg nach Lyon genommen hätte. Diese Eröffnung kam jetzt zu spät, um ihm zu nützen; der Marquis benutzte den Vortheil, den sie ihm gab, allein der Schritt war geschehen, und mit dem Schmerz, Adelinen ausgesetzt zu haben, ohne sich dadurch zu nützen, unterwarf sich La Motte schweigend seinem Schicksal. Die Gerichtsdiener ließen ihm kaum Zeit, seine wenigen Sachen zusammen zu packen, und führten ihn von der Abtey; doch ließ der Marquis aus Rücksicht auf der Frau von La Motte äusserten Jammer einen seiner Bedienten von Auboine einen Wagen herbey schaffen, damit sie ihrem Manne folgen konnte.

Indessen schickte der Marquis, erfreut, Adelinens Weg zu wissen, seinen treuen Kammerdie-

ner hinter ihr her, mit dem Befehl, sobald er sie aufgespürt und gesichert hätte, nach der Villa zurück zu kommen.

Der Verzweiflung Preis gegeben, verließen La Motte und seine Frau den Fontaneiller Wald, der so viele Monathe ihnen eine Zuflucht verschafft hatte, und schifften sich noch einmahl ein in die stürmische Welt, wo die Gerechtigkeit in Gestalt des Verderbens auf La Motten wartete. Als Vertriebene, durch La Mottens Vergehungen, waren sie in den Wald eingegangen, und fanden eine zeitlang die gesuchte Sicherheit; andere Verbrechen aber — denn selbst in diesem abgeschiedenen Aufenthalt fehlte es nicht an Versuchung, folgten bald, und sein Leben, bereits durch die Strafe des Lasters gestämpelt, both ihm jetzt einen neuen Beweis der Wahrheit dar, daß wo Schuld ist, Friede niemahls wohnen kann.

Fünftes Kapitel.

Adeline und Peter setzten indessen ihre Reise ohne allen Unfall fort, und landeten in Savoyen, wo Peter sie aufs Pferd setzte, und zu Fuße neben her trabte. Als er seine väterlichen Gebirge

zu Gesichte bekam, brach seine ausschweifende Freude in öftern Ausruffungen aus, und er konnte nicht aufhören, Adelinen zu fragen, ob sie jemahls in Frankreich solche Berge gesehen hätte?

„Nein, nein" sagte er, „für französische Hügel mögen sie gut genug seyn, mit unsern Gebirgen aber dürfen sie sich nicht messen."

Adeline, in Bewunderung der erhabnen und schauderlichen Scene verloren, stimmte sehr warm in Peters Behauptung ein, welches ihm Muth machte, sich noch ausführlicher über die Vorzüge seines Landes zu ergiessen: dessen Nachtheile vergaß er gänzlich, und wiewohl er seinen letzten Sous an die Kinder der Bauern verschenkte, die barfuß neben dem Pferde herliefen, sprach er doch von nichts als vom Glück und Zufriedenheit der Einwohner.

Sein Geburtsort machte in der That eine Ausnahme von der allgemeinen Beschaffenheit des Landes, er war blühend, gesund und glücklich, und hatte diese Vorzüge großentheils der Thätigkeit und Aufmerksamkeit des würdigen Landpredigers, der ihm vorstand, zu danken.

Adeline, die jetzt die Wirkungen langer Angst mit Erschöpfung zu fühlen anfing, wünschte sehnlich das Ziel ihrer Reise herbey, und fragte Petern ungeduldig, ob es noch nicht bald erreicht sey. Bey der geschwächten Stimmung ihrer Lebensgeister erregte die dunkle Größe der Gegen-

stände, die kurz zuvor Regungen entzückender Erhabenheit in ihr erweckten, nur schauderliche Empfindungen: sie zitterte bey dem Geräusch der Ströme, die zwischen den Klippen hinrollten, und in der Tiefe des Thals brüllten, und schauderte zurück vor dem Anblicke der Precipicen, die zu Zeiten den Weg überhingen, dann wieder unter ihm sich beugten. So müde sie auch war, stieg sie doch häufig ab, um zu Fuße den steilen, steinigten Weg hinan zu klimmen, den sie zu Pferde zu reisen fürchtete.

Der Tag neigte sich, als sie einem kleinen Dorfe am Fuße der Savoyschen Alpen nahe kamen, und die Sonne, die jetzt im schönsten Abendglanz hinter ihren Gipfeln versank, warf die letzte, sanfte und glühende Beleuchtung über die Landschaft, und lockte Adelinen, so ermattet sie auch war, einen Ausruf des Entzückens ab.

Die romantische Lage des Dorfes zog bald ihre Aufmerksamkeit auf sich. Es stand am Fuße einiger ungeheuern Gebürge, die eine Kette rings um einen See in kleiner Entfernung bildeten, und deren herabhängende Wälder das Dörfchen umfaßten. Der See, auch nicht vom leisesten Lüftchen bewegt, strahlte die röthliche Schattirung des Horizonts mit der erhabenen Gegend die seinen Rand einfaßte, zurück, und verdunkelte sich jeden Augenblick mit der einbrechenden Dämmerung.

Als Peter das Dorf erblickte, brach er in ein Freudengeschrey aus. „Gott sey Dank," sagte er, „wir sind jetzt unserer Heimath nahe; da ist mein lieber Geburtsort. Er sieht noch gerade so aus als vor zwanzig Jahren; und da stehn auch noch die alten Bäume rund um unsere Hütte, und der breite Felsen, der hinter ihr aufsteigt. Mein braver Vater starb hier, Fräulein. Gebe Gott, daß meine Schwester noch lebt; es ist lange her, seit ich sie nicht gesehn."

Adeline horchte mit schwermüthigem Vergnügen auf Peters kunstlose Ausdrücke, der bey der Erinnerung an die Scenen seiner vorigen Tage, sie aufs neue wieder zu durchleben schien. So wie sie sich dem Dorfe näherten, zeigte er immer auf neue Gegenstände seiner Erinnerung.

„Und dort steht auch des guten Pfarrers Haus, das so gut ist als manches Schloß. Sehn Sie Fräulein, das große weisse Haus dort, wo der Rauch sich kräuselt, am Rande jenes Sees. Mich soll wundern ob er noch lebt. Er war noch nicht alt als ich den Ort verließ, und von jedermann geliebt; aber der Tod verschont niemand."

Sie hatten nunmehr das Dorf erreicht, das äusserst nett war, wiewohl es nicht viel Bequemlichkeit versprach. Peter war kaum zehn Schritte fortgegangen, als ihm ein alter Bekannter begegnete, der ihm die Hand gab, und sich gar nicht wieder von ihm trennen konnte. Er fragte

nach seiner Schwester, und hörte, sie wäre wohl und am Leben. So wie sie weiter gingen, drängten sich so viele alte Freunde um ihn her, daß Adeline des Wartens ganz müde wurde. Manche, die er bey voller Kraft des Lebens verließ, schwankten jetzt unter den Schwachheiten des Alters, während ihre Söhne und Töchter, die er nur als spielende Kinder gekannt hatte, ihm aus dem Gedächtniß gewachsen waren, und in der Blühte der Jugend da standen. Endlich kamen sie an die Hütte, wo seine Schwester, der man seine Ankunft schon gemeldet hatte, ihm entgegen kam und ihn mit unverstellter Freude bewillkommte.

Adelinens Anblick schien sie in Verwunderung zu setzen; doch half sie ihr vom Pferde, und führte sie in eine kleine reinliche Hütte, wo sie mit einer gutmüthigen Freundlichkeit sie bewillkommte, die eine bessere Lage geschmückt haben würde. Adeline bat, auf einige Augenblicke allein mit ihr zu sprechen, weil das Zimmer von Peters Bekannten ganz erfüllt war, sagte ihr dann so viel als nöthig, von ihren Umständen, und fragte, ob sie eine Wohnung in der Hütte bekommen könnte?

„Ja, Fräulein, so gut als ich sie habe, es thut mir nur leid, daß sie nicht besser ist. Aber Sie scheinen sich nicht wohl zu befinden. Was soll ich Ihnen machen?“

Adeline, die lange mit Mattigkeit und Übelseyn gekämpft hatte, erlag jetzt. Sie sagte, daß ihr wirklich nicht wohl wäre, doch hoffte sie, Ruhe würde sie wieder herstellen, und sie bäte, daß man ihr so bald als möglich ein Bette zurecht machte. Die gute Frau ging sogleich und kam bald wieder, um sie in eine kleine Kammer zu führen, deren Reinlichkeit ihre einzige Empfehlung war.

Allein ohngeachtet ihrer Ermüdung konnte sie nicht schlafen; ihre Seele kehrte trotz alles Bestrebens in die vergangenen Scenen zurück, oder stellte ihr finstere und unvollständige Erscheinungen der Zukunft dar.

Der Abstand zwischen ihrer Lage und der Lage anderer Menschen, von ihrer ersten Erziehung an, traf sie gewaltsam und sie weinte: „Sie haben Freunde und Verwandte," sagte sie, „die sich bestreben, sie vor allem, was ihnen schaden, ja was nur ihnen mißfallen kann, zu verwahren; die nicht nur für ihre künftige Sicherheit, sondern auch für ihre Vortheile wachen, und sie sogar abhalten, sich selbst Nachtheil zuzufügen. Ich aber habe Zeit meines Lebens nie einen Freund gekannt; bin meistens von Feinden umringt und selten von Gefahren und Widerwärtigkeiten frey gewesen. Doch gewiß — ich bin nicht geboren, um ewig elend zu seyn; die Zeit wird kommen, wo — —"

Sie wollte eben dem Gedanken nachhängen, daß sie eines Tages noch glücklich seyn könnte, als plötzlich Theodors Lage ihr einfiel, und sie nun ausrief: „o nein, niemahls kann ich nur Ruhe hoffen!"

Des andern Morgens in aller Frühe kam die gute Hausfrau, um zu fragen, wie sie geschlafen hätte, und fand, daß sie wenig Schlaf gehabt, und sich weit schlimmer befand als am Abend zuvor. Die Unruhe ihres Gemüths trug vieles bey, die fieberhaften Symptomen, die sich bey ihr zeigten, zu erhöhen, und noch an demselben Tage nahm ihre Krankheit ein sehr ernsthaftes Ansehn. Sie bemerkte ihren Fortschritt mit Fassung, ergab sich in den Willen der Vorsehung und fühlte wenig Kummer, das Leben zu verlassen. Ihre gütige Wirthinn that alles, was sie konnte, um ihr Erleichterung zu verschaffen, und es war weder Arzt noch Apotheker im Ort, der der Natur hätte in den Weg treten, und ihr einen ihrer Vortheile rauben können. Demohngeachtet nahm die Krankheit schnell zu, und am dritten Tage fing sie an zu fantasieren, worauf sie in einen Zustand der Betäubung sank.

Sie wußte nicht, wie lange sie in diesem kläglichen Zustande gelegen hatte; als sie aber ihre Besinnung wieder erhielt, fand sie sich in einem Zimmer, das ihr ganz unbekannt war. Es war geräumig und schön; das Bett und alle Ge-

räthschaften einfach und elegant. Einige Minuten lag sie in einer Verzückung von Erstaunen, und suchte ihre zerstreuten Vorstellungen von dem Vergangenen zu sammlen, indem sie beynahe fürchtete sich zu bewegen, damit nicht das angenehme Gesicht vor ihren Augen verschwände.

Endlich wagte sie, sich aufzurichten; sogleich hörte sie eine sanfte Stimme neben ihr sprechen, und sah den Vorhang an einer Seite leise von einem schönen Mädchen in die Höhe ziehn, das sich über das Bette bog, und mit einem Lächeln gemischter Zärtlichkeit und Freude fragte, wie sie sich befände? Adeline staunte mit stummer Bewunderung das süßeste weibliche Gesicht an, das sie jemahls gesehn hatte; ein Gesicht, in welchem der Ausdruck von Sanftheit mit lebhaftem Geiste und Feinheit verbunden, durch edle Einfalt geadelt war.

Endlich sammelte sie sich so weit, um dem holden Geschöpfe danken zu können, und wünschte zu wissen, wo sie sey?

„Wir haben zu danken," sagte das süße Mädchen und drückte ihr die Hand; „o wie freu ich mich zu sehn, daß Sie wieder zur Besinnung gekommen sind!"

Mit diesen Worten flog sie nach der Thüre und verschwand. In wenig Minuten kam sie mit einem ältlichen Frauenzimmer wieder, das sich mit zärtlicher Theilnahme dem Bette näherte.

und nach Adelinens Befinden fragte: sie antwortete auf diese Frage so gut als die Bewegung ihrer Lebensgeister es zuließ, und wiederhohlte ihren Wunsch zu wissen, wem sie so sehr verbunden sey?

„Das sollen Sie schon nachher erfahren," sagte das Frauenzimmer, „für jetzt beruhigen Sie sich damit, daß diejenigen, die um Sie sind, sich durch Ihre Genesung reichlich für ihre Mühe belohnt halten werden. Unterwerfen Sie sich nur allem, was sie befördern kann, und halten Sie sich so ruhig als möglich."

Adeline lächelte dankbar und nickte eine schweigende Einwilligung. Das Frauenzimmer ging hinaus um Arzney zu holen, die sie Adelinen eingab, den Vorhang wieder zuzog, und sie der Ruhe genießen ließ. Allein ihre Gedanken waren zu beschäftigt, um sie ruhen zu lassen. Sie betrachtete das Vergangene und sah das Gegenwärtige, und wen sie beydes verglich, erfüllte der Abstand sie mit Erstaunen. Das Ganze schien ihr gleich einer der plötzlichen Verwandlungen, die in Träumen so häufig sind, wo wir von Schmerz und Verzweiflung ohne zu wissen wie, zu Wohlgenuß und Entzücken übergehn,

Doch sah sie mit banger Angst, die ihre Genesung zu verspäten drohte, auf die Zukunft hin, und wenn sie der Worte ihrer Wohlthäterinn sich erinnerte, bemühete sie sich, diese Bangigkeit zu

unterdrücken. Hätte sie die Denkungsart der Menschen, bey welchen sie jetzt sich befand, besser gekannt, so würde ihre Ängstlichkeit, in so fern sie nur ihre eigne Person betaf, sich sehr vermindert haben. La Lüc, der Besitzer dieses Hauses gehörte zu den seltnen Menschen, zu welchem das Unglück nicht leicht vergebens um Hülfe blickte, und deren angeborne Güte, durch Grundsätze befestigt, einförmig und unanmaaßend sich in Handlungen zeigt. Folgendes kleines Gemählde seines häuslichen Lebens, seiner Familie und Sitten wird seinen Charakter in helleres Licht setzen: es wurde nach dem Leben gezeichnet, und seine Wahrheit wird hoffentlich dessen Länge vergüten.

Die Familie La Lüc.

In dem Dorfe Leloncourt, das wegen seiner pittoresken Lage am Fuße der Savoyischen Alpen berühmt ist, lebte Arnaud La Lüc, ein Geistlicher, geboren aus einer alt adlichen Familie in Frankreich, die ihr zertrümmertes Vermögen zu einer Zeit, wo die Wuth des bürgerlichen Aufstandes die Hugenotten verfolgte, eine Zuflucht in der Schweitz zu suchen zwang. Er war Pfarrer des Orts und eben so beliebt, wegen der Frömmigkeit und Menschenliebe, die den Chri-

sten bezeichnet, als geachtet wegen der Würde und erhabnen Gesinnung des Philosophen. Seine Philosophie war die der Natur, von gesundem Menschenverstande geleitet. Er verachtete das Geschwätz der neuern Schulen und die glänzende Ungereimtheit von Systemen, die ihre Schüler geblendet haben, ohne sie aufzuklären, und sie geführt ohne zu überzeugen.

Sein Geist war durchdringend; sein Blick weit und sein System, so wie seine Religion, einfach, der Vernunft gemäß und erhaben. Die Bewohner seines Kirchspiels sahen ihn als ihren Vater an; während seine Lehren ihre Gemüther lenkten, rührte sein Beyspiel ihre Herzen.

In früher Jugend verlor La Lüc ein zärtlich geliebtes Weib. Dieser Verlust warf einen Anstrich sanfter, rührender Schwermuth auf seinen Charakter, welcher ihm blieb, als schon die Zeit die Erinnerung daran geschmolzen hatte. Philosophie hatte sein Herz gestärkt, nicht verhärtet; sie machte ihn fähig, dem Druck des Kummers vielmehr zu widerstehen, als ihn abzuschütteln.

Eigne Widerwärtigkeit lehrte ihn mit inniger Theilnahme das Leiden andrer empfinden. Sein Einkommen von seiner Pfarrey war klein, und der Überrest des getheilten und geschmolzenen Vermögens seiner Vorfahren vermehrte es nicht sehr: allein wenn er auch nicht immer allem Mangel des Dürftigen abhelfen konnte, reichte

doch stets sein Mitleid und lehrreiches Gespräch dem geistig Leidenden Trost und Beruhigung. Oft bewegten ihn bey solchen Gelegenheiten die süßen, erhabnen Empfindungen seines Herzens, zu sagen, daß der Wollüstling, könnte er nur einmahl dieses Gefühl schmecken, nie mehr den süßen Wohlgenuß, Gutes zu thun, vorbey lassen würde. Unwissenheit des wahren Vergnügens leitet weit häufiger, als Reiz des falschen zum Laster.

La Lüc hatte einen Sohn und eine Tochter, die beym Tode ihrer Mutter zu jung waren, um ihren Verlust zu beklagen. Er liebte sie mit äusserster Zärtlichkeit als Abkömmlinge derjenigen, die er nie zu beweinen aufhörte; und es war eine Zeitlang seine einzige Freude, die allmählige Entfaltung ihrer zarten Seelen zu beobachten, und sie zum Guten zu lenken. Er behielt den tiefen, stillen Kummer seines Herzens für sich allein: nie drängten seine Klagen sich andern auf, und selten nannte er seine Verstorbene. Seine Schmerz war zu heilig für das gemeine Auge. Oft zog er in die tiefe Einsamkeit der Gebürge sich zurück, brütete zwischen ihren schauderlichen furchtbaren Abgründen über der Erinnerung vergangner Zeiten und gab sich dem vollen Genusse des Schmerzes hin. Bey seiner Zurückkunft von diesen kleinen Wandrungen war er stets heitrer und zufriedner. Eine süße Ruhe, die fast bis zur Glückseligkeit stieg, war über seine Seele ausgegossen,

und sein Betragen war wohlwollender, leutseliger als je. Wenn er seine Kinder anblickte und zärtlich sie küßte, schlich sich oft eine Thräne in sein Auge; allein es war die Thräne zärtlicher Wehmuth, unvermischt mit der scharfen Lauge des Schmerzes und seinem Herzen theuer.

Bey dem Tode seiner Frau, nahm, er eine unverehlichte Schwester zu sich; ein verständiges, würdiges Frauenzimmer, die innigen Antheil an ihres Bruders Wohl nahm. Ihre zärtliche Aufmerksamkeit und vernünftiges Betragen, verfrühte die Wirkung der Zeit in Milderung seines Kummers, und ihre unermüdete Sorgfalt für seine Kinder, welche die Güte ihres eignen Herzens bewies, brachte sie dem seinigen näher.

Mit unaussprechlichem Vergnügen spähte er in Claras Zügen das Bild ihrer Mutter aus. Dieselbe Sanftheit des Betragens, das holdselige Wesen der Verblichnen entwickelten sich bald, und so wie sie heranwuchs erinnerten ihre Handlungen ihn oft so stark an seine verlorne Gattinn, daß er in eine Träumerey versank, welche alle Kräfte seiner Seele zu verschlingen schien.

Mit den Pflichten seines Amts, der Erziehung seiner Kinder, und philosophischen Untersuchungen beschäftigt, flossen seine Jahre ruhig dahin. Die zarte Schwermuth, womit Kummer seine Seele gefärbt hatte, war durch langes Nachhängen, ihm werthgeworden, und erwür-

de sie nicht um den glänzendsten Traum luftigen Glücks hingegeben haben. Wenn ein vorübergehender Unfall ihn bekümmerte, so suchte er Trost bey dem Bilde von ihr, die er so treu geliebt hatte, und einer sanften, von der Welt romanhaft genannten Wehmuth sich überlassend, gewann er allmählig seine Fassung wieder. Dieß war das geheime Wohlgefühl, zu dem er von kleinen Verdrüßlichkeiten sich zurückzog, der einsame Genuß, welcher die Wolke des Kummers zertheilte, seine Seele über diese Welt empor hob, und die Erhabenheit einer andern seinem Blicke öffnete.

Der Fleck Erde, den er jetzt bewohnte, die umliegende Gegend, die romantischen Schönheiten der nahen Spaziergänge waren ihm theuer: denn einst hatte Clara sie geliebt! sie waren die Zeugen ihrer Zärtlichkeit, seines Glücks gewesen.

Sein Haus stand am Rande eines kleinen Sees, den Berge von unermeßlicher Höhe fast umringten; die in mannigfaltigen grotesken Formen aufsteigend, eine wunderbar feyerliche, erhabne Scene bildeten. Dunkle Wälder, mit kühnen Vorragungen der oft nackten, oft mit der Purpurblühte wilder Blumen bedeckten Felsen untermischt, hingen über den See, und schimmerten im klaren Spiegel des Wassers. Die wilden Alpengebürge, die in weiterer Ferne empor stiegen, waren entweder mit ewigem Schnee be-

deckt, oder zeigten schreckliche Klippen und Massen von harten Felsen, deren Anblick stets wechselte, so wie die Strahlen des Lichts verändert auf ihrer Oberfläche spielten, und deren Häupter oft in undurchdringliche Nebel gehüllt waren. Einige Hütten und kleine Gruppen von Häusern, am Rande des Sees zerstreut, oder in pittoresken Prospecten oben am Felsen schwebend, waren die einzigen Gegenstände die den Anstaunenden an die Menschheit erinnerten.

An einer Seite des Sees, schräg dem Hause gegenüber, wichen die Gebürge zurück, und eine lange Kette von Alpen dehnte sich perspectivisch aus. Ihre unzähligen Farben und Schattirungen, einige in blaue Nebel gehüllt, andre mit reichem Purpur bestrichen, und wieder andre nur, zum Theil in Licht schimmernd, gaben der Scene ein reiches und zaubrisches Colorit.

Das Haus war nicht übermäßig groß, aber sehr bequem, und zeichnete sich durch elegante Einfalt und gute Ordnung aus. Der Eingang war ein kleiner Vorsaal, der durch eine Glasthüre, die an den Garten stieß, eine Aussicht auf den See und auf das prachtvolle Schauspiel an seinen Ufern gab. Zur Linken des Vorsaals lag La Lücs Studierzimmer, wo er gewöhnlich seinen Morgen zubrachte; und gleich daran stieß ein kleines Cabinet mit chymischen Apparaten, astronomischen Instrumenten und andern wissenschaft-

lichen Werkzeugen. Zur Rechten war das gemeinschaftliche Wohnzimmer und hinter demselben ein Gemach, das ausschließend die Mademoiselle La Lüc bewohnte. Hier wurden verschiedne Arzneyen und Destillationen aus Kräutern nebst dem Apparat zu ihrer Bereitung aufbewahrt. Aus diesem Zimmer wurde das ganze Dorf reichlich mit physischen Trost versehn: denn Mademoiselle setzte einen Stolz darin, für erfahren in Heilung der Krankheiten ihrer Nachbarn gehalten zu werden.

Hinter dem Gebäude stieg eine Gruppe von Fichten auf, und vorn dehnte eine lehne Anhöhe, mit Gras und Blumen bedeckt, sich bis zum See hin, dessen Wellen mit dem Rasen gleichflossen, und den Acacien, die über seiner Fläche hinwehten, glühende Frische ertheilten. Blühende Stauden, mit Ulmen, Cypressen und immer grünen Eichen untermischt, bezeichneten die Gränze des Gartens.

Wenn der Frühling wiederkehrte, war es Clarens Geschäft, die neu aufgeschoßnen Pflanzen zu binden; die Knospen der Blumen zu begießen, und sie mit den üppigen Zweigen der Sträuche vor den kalten Nordwinden, die von den Bergen herabbliesen, zu schützen. Im Sommer stand sie gewöhnlich mit der Sonne auf, und besuchte ihre Lieblingsblumen, wenn noch der Thau an ihren Blättern glänzte. Die Morgenkühle mit dem glühenden Colorit, welches dann

die Gegend färbte, gaben ihrem unschuldigen Herzen ein reines und auserlesnes Vergnügen. Mitten unter Scenen des Großen und Erhabnen geboren, hatte sie früh einen Geschmack für ihre Reize eingesogen, den die Einwirkung ihrer lebhaften Einbildungskraft erhöhte. Die Sonne über den Alpen aufgehn zu sehen, wie sie ihre beschneiten Häupter erleuchtete, und plötzlich ihre Strahlen über die ganze Natur ausschoß — den feurigen Glanz der Wolken im See unten sich spiegeln zu sehn, und den ersten Rosenhauch, der sich auf die emporragenden Felsen schlich, — waren die frühsten Vergnügungen, deren Clara empfänglich war. Entzückt, die Natur selbst zu beobachten, gewann sie auch bald einen Geschmack für ihre Nachbildung und entwickelte frühzeitig eine glückliche Anlage zu Poesie und Mahlerey. Sie wählte aus ihres Vaters Bibliothek die italienischen Dichter, die wegen ihrer mahlerischen Schönheit am berühmtesten sind, und brachte oft die ersten Morgenstunden damit hin, unter dem Schatten der wilden Schlehen die den Teich einfaßten, sie zu lesen. Hier versuchte sie auch oftmahls, rohe Abrisse von der umliegenden Gegend zu zeichnen, und endlich durch wiederhohlte Versuche und durch einige Anweisung ihres Bruders, gelang es ihr so gut, daß sie zwölf Zeichnungen mit Crayon zu Stande brachte, die werth gefunden wurden, das große Wohnzimmer zu schmücken.

Der junge La Lüc spielte die Flöte und mit innigem Entzücken hörte sie ihm zu, wenn er am Rande des Sees unter ihren geliebten Acacien stand. Ihre Stimme war süß und langsam, wiewohl nicht stark, und sie lernte bald sie nach den Instrumenten moduliren. Von künstlichen Verwicklungen der Töne wußte sie nichts, ihre Arien waren einfach, und ihre Methode war es ebenfalls, allein sie gab ihnen bald einen rührenden Ausdruck, durch die Fühlbarkeit ihres Herzens eingeflößt, der selten ihre Zuhörer ungerührt ließ.

La Lüc fand sein Glück darin, seine Kinder glücklich zu sehn, und da er Claras Neigung und Talent zur Tonkunst sah, brachte er von einer kleinen Reise nach Genf ihr eine Laute zum Geschenk mit. Sie nahm sie mit mehr Dank und Freude auf, als sie aussprechen konnte, und nachdem sie ein Lied darauf spielen gelernt hatte, eilte sie zu ihren geliebten Acacien und spielte es wieder und wieder, bis sie alles andere darüber vergaß. Ihre kleinen häuslichen Geschäfte, ihre Bücher, ihr Zeichnen, selbst die Stunde, die ihr Vater zu ihrem Unterricht widmete, wo sie mit ihrem Bruder zu ihm in sein Studierzimmer kam, und gemeinschaftlich mit ihm Kenntnisse einsammelte, selbst diese Stunde wurde versäumt. La Lüc ließ sie hingehn. Mademoiselle war unzufrieden, daß ihre Nichte die Hausgeschäfte vernachlässigte, und wollte ihr einen Verweis ge-

ben; La Lüc aber bat sie zu schweigen. „Möge Erfahrung sie ihren Fehler einsehen lehren," sagte er, „Verweise bringen selten Überzeugung in junge Seelen."

Mademoiselle wandte ihm ein, „daß Erfahrung ein langsamer Lehrmeister sey."

„Er ist desto sicherer," versetzte La Lüc, „und nicht selten der schnellste von allen; wenn keine ernstlichen Übel daraus entstehen können, so fährt man am besten, ihm zu trauen."

Der zweyte Tag verstrich Claren wie der erste, und der dritte wie der zweyte. Sie konnte jetzt mehrere Stücke spielen und kam zu ihrem Vater, um ihm zu wiederhohlen, was sie gelernt hatte.

Beym Abendessen war der Crem nicht zurecht gemacht, und keine Früchte auf dem Tische. La Lüc fragte nach der Ursache — Clara wußte sie und erröthete. Sie bemerkte, daß ihr Bruder abwesend war, doch wurde nichts gesagt. Gegen Ende der Mahlzeit erschien er; sein Gesicht drückte ungewöhnliche Zufriedenheit aus, allein er setzte sich schweigend nieder. Clara fragte, was ihn vom Abendessen abgehalten hätte, und hörte, daß er einer kranken Familie in der Nachbarschaft das gewöhnliche Wochengeld, welches sein Vater ihnen gab, gebracht hätte. La Lüc hatte die Sorge für diese Familie seiner Tochter aufgetragen, und sie hätte den Tag zu-

vor ihnen das ausgesetzte Wochengeld bringen sollen, aber sie hatte alles vergessen, außer ihrer Musik.

„Wie fandest du die Frau?" sagte La Lüc zu seinem Sohne.

„Nicht gut, lieber Vater, sie hatte ihre Arzney nicht ordentlich bekommen, und die Kinder hatten heute wenig oder gar nichts zu essen gehabt."

Clara erschrack: „heute nichts zu essen gehabt," sagte sie zu sich selbst, „und ich habe den ganzen Tag unter den Schlehen am Teiche auf meiner Laute gespielt!"

Ihr Vater that nicht, als wenn er ihre Bewegung merkte, sondern wandte sich zu seinem Sohne.

„Ich verließ sie besser," sagte dieser, „die Arzney die ich ihr brachte, verschaffte ihr Linderung, und ich hatte das Vergnügen, ihre Kinder eine fröhliche Abendmahlzeit verzehren zu sehen."

Clara, vielleicht zum ersten Mahl in ihrem Leben, beneidete ihm sein Vergnügen: ihr Herz war voll, und sie saß stillschweigend.

„Heute nichts zu essen gehabt," dachte sie!

Sie zog sich tiefsinnig in ihr Schlafzimmer zurück. Die süße Heiterkeit, womit sie sich gewöhnlich zur Ruhe legte, war verschwunden. Sie konnte nicht mit Zufriedenheit an den vergangenen Tag denken.

„Wie traurig," sagte sie, „daß ein so angenehmes Vergnügen die Ursache so vieles Schmerzes seyn muß! Diese Laute ist meine Freude und meine Quaal! — " Dieser Gedanke verursachte ihr einen schweren innern Kampf; aber ehe sie zu einem Entschluß über den streitigen Punct kommen konnte, fiel sie in Schlaf.

Sie erwachte sehr früh des andern Morgens, und erwartete ungeduldig den Anbruch des Tages; endlich erschien die Sonne, sie stand auf und eilte mit dem Vorsatz, alles, was sie versäumt hatte, soviel möglich gut zu machen, nach der Hütte.

Sie verweilte lange darin, und als sie wieder zurück kam, hatte ihr Gesicht alle gewohnte Heiterkeit wieder gewonnen. Doch nahm sie sich vor, diesen Tag über ihre Laute nicht anzurühren.

Bis zum Frühstück beschäftigte sie sich, die Blumen aufzubinden, und die üppigen Ranken abzuschneiden, und endlich fand sie sich ohne zu wissen wie, wieder unter ihren geliebten Acacien am See, „Ach," sagte sie mit einem Seufzer, „wie süß würde das Lied, was ich gestern lernte, jetzt über dem Wasser ertönen!" — Allein sie erinnerte sich ihres Vorsatzes und hielt die Schritte zurück, die sie unwillkührlich nach dem Schlosse lenken wollte.

Um die gewöhnliche Zeit kam sie zu ihrem Vater ins Studierzimmer, und hörte aus sei-

nem Gespräch mit ihrem Bruder über das seit zwey Tagen Gelesene, daß sie viel nützliche Kenntnisse versäumt hatte. Sie bat ihren Vater, ihr zu erklären, worauf sich dieses Gespräch bezog, allein er antwortete ganz ruhig: da sie zu der Zeit, wo diese Materie abgehandelt sey, ein anderes Vergnügen vorgezogen hätte, müßte sie sich gefallen lassen, dießmahl in der Unwissenheit zu bleiben. „Du willst den Lohn der Arbeit von den Zeitvertreibern der Müßigkeit ernten," sagte er, „lerne vernünftig seyn, und erwarte nicht zu vereinigen, was nicht zusammen bestehn kann."

Clara fühlte die Richtigkeit des Verweises, und erinnerte sich ihrer Laute. „Welches Unheil hat sie verursacht!" seufzte sie. „Doch, ich habe mir ja vorgenommen sie heute den ganzen Tag nicht wieder anzurühren. Ich will zeigen, daß ich fähig bin, meinen Neigungen zu widerstehn, wenn ich die Nothwendigkeit einsehe." Mit diesem Vorsatze befliß sie sich mit mehr als gewöhnlicher Emsigkeit des Lernens.

Sie blieb ihrem Entschlusse treu, und als der Tag sich neigte, ging sie in den Garten um sich zu ergötzen. Der Abend war still und ungewöhnlich schön. Man hörte nur das leise Rauschen der Blätter, das nur zu Zeiten die Stille unterbrach, um sie feyerlicher zu machen, und das ferne Murmeln der Ströme, die zwischen

den

den Klippen hinrollten. So wie sie am See stand und die Sonne langsam unter die Alpen sinken sah, deren Spitzen mit Gold und Purpur gefärbt waren; wie sie die letzten Strahlen des Lichtes auf dem Wasser schimmern sah, dessen Fläche auch nicht das kleinste Lüftchen kräuselte, seufzte sie: „o wie süß müßte jetzt meine Laute schallen; in diesem Augenblicke, auf dieser Stelle, wo alles rings um mich so still ist!"

Die Versuchung war zu mächtig für Claras Entschluß; sie lief ins Haus, kam mit dem Instrumente wieder zu ihren geliebten Acacien, und spielte unter ihren Schatten bis die umliegenden Gegenstände in Dunkelheit vor ihrem Anblick schwanden. Allein der Mond ging auf, und sein zitternder Glanz auf dem Wasser machte die Scene zaubrischer als je.

Es war unmöglich, einen so entzückenden Ort zu verlassen. Clara konnte sich an ihren Lieblingsarien nicht satt spielen. Die Schönheit der Stunde erweckte all ihr Genie: noch nie hatte sie mit solchem Ausdrucke gespielt, und mit zunehmendem Entzücken horchte sie auf die Töne, die über dem Wasser hinschwebten, und in der fernen Luft erstarben. Sie war ganz bezaubert. „Nein, es ließ sich nichts entzückenders denken, als am Rande des Sees, beym Mondenlichte unter ihren lieben Acacien Laute spielen!"

Als sie wieder ins Haus kam, war das

Abendessen vorbey. La Lüc hatte Clara beobachtet, und wollte sie nicht stören lassen.

So wie die Begeisterung der Stunde verschwand, erinnerte sie sich, daß sie ihren Vorsatz gebrochen hatte, und dieser Gedanke verursachte ihr Schmerz.

„Ich war stolz darauf, meinen Neigungen Gewalt anthun zu können," sagte sie, „und ich habe schwach ihrem Antriebe nachgegeben. Aber was habe ich Übels gethan, da ich ihnen diesen Abend folgte? ich habe keine Pflicht versäumt, denn ich hatte keine zu verrichten. Über was brauche ich mich also anzuklagen? Es würde ungereimt gewesen seyn, meinen Entschluß zu halten, und mir ein Vergnügen zu versagen, da kein Grund zu dieser Selbstverläugnung da war."

Sie schwieg, nicht ganz befriedigt durch diese Vernünfteley. Plötzlich nahm sie die Frage wieder vor: „Aber wie kann ich gewiß seyn, daß ich meinen Neigungen widerstanden haben würde, wäre auch wirklich Ursache dazu vorhanden gewesen? Ich fürchte, ich würde auch die arme Familie, hätte sie meiner heute Abend bedurft, über dem Lautenspiele am See wieder vergessen haben!"

Sie erinnerte sich nun, was ihr Vater ihr verschiedentlich über das Kapitel der Selbstbeherrschung gesagt hatte, und empfand einige Unruhe.

„Nein," sagte sie, „wenn ich nicht glaube, daß Beharrlichkeit bey einem Vorsatze, den ich

einmahl feyerlich gefaßt habe, eine hinlängliche Ursache ist, meine Neigungen zu bekämpfen, so fürchte ich, daß kein anderer Bewegungsgrund ihn zurückhalten wird. Ich nahm mir ernstlich vor, meine Laute heute nicht anzurühren, und habe meinen Entschluß gebrochen! Morgen vielleicht werde ich in Versuchung gerathen, eine Pflicht zu vernachläßigen: denn ich habe entdeckt, daß ich mich auf meine eigene Klugheit nicht verlassen darf. Da ich also die Versuchung nicht zu überwinden fähig bin, will ich sie fliehn."

Am folgenden Morgen brachte sie ihrem Vater die Laute, und bat ihn, sie wieder zu sich zu nehmen, und wenigstens so lange aufzubewahren, bis sie ihren Neigungen gebiethen gelernt hätte.

La Lücs Herz schwoll als sie sprach. „Nein, meine Clara," sagte er, „es ist unnöthig, dir deine Laute zu nehmen: das Opfer, welches du bringen wolltest, beweist, daß du mein Vertrauen verdienst. Nimm dein Instrument wieder mit: da du Muth genug hast, ihm zu entsagen, wenn es dich von deiner Pflicht abführt, so zweifle ich nicht, daß du fähig seyn wirst, seiner Gewalt über dich Einhalt zu thun, da es dir jetzt wieder gegeben wird."

Clara fühlte einen Grad von Vergnügen und Stolz bey diesen Worten, wie sie noch nie empfunden hatte: allein sie glaubte, um das erhaltene Lob zu verdienen, müßte sie das ange-

fangene Opfer vollenden. In der schönen Begeisterung des Augenblicks vergaß sie die Freuden der Musik in den höhern, nach wohl verdientem Lobe zu streben, und als sie die ihr angebothene Laute ausschlug, war sie sich nur der süßesten Regungen bewußt. „Liebster Vater,“ sagte sie, indem Thränen der Freude ihr ins Auge stiegen, „erlauben Sie mir, Ihr Lob zu verdienen, und dann werde ich gewiß glücklich seyn?“

Noch nie hatte La Lüc sie ihrer Mutter so ähnlich gefunden, als sie ihm in diesem Augenblicke dünkte; er küßte sie zärtlich und weinte still. „Du verdienst es schon,“ sagte er, sobald er wieder zu reden vermochte, und ich gebe dir deine Laute als Lohn deines Betragens zurück!“ — Diese Scene rief zu zärtliche Erinnerungen in La Lücs Herz — er gab Claren das Instrument und ging schnell aus dem Zimmer.

La Lücs Sohn, ein Jüngling von den vielversprechendsten Anlagen, war von seinem Vater für die Kirche bestimmt worden, und hatte eine vortrefliche Erziehung von ihm erhalten, welche er auf einer Universität zu vollenden für gut hielt. Er wählte die zu Genf. Sein Plan ging nicht nur dahin, seinen Sohn zum Gelehrten zu bilden, sondern ihn zum glücklichen Menschen zu machen. Von früher Kindheit an hatte er ihn zu Abhärtung und Ausdauer gewöhnt und so wie er zum Jüngling heranwuchs, ermunterte er ihn zu

männlichen Übungen und machte ihn mit nützlichen Künsten so wie mit abstracten Wissenschaften bekannt.

Sein Geist war hoch, und feurig sein Temperament, aber sein Herz edel und fühlbar. Er sah mit den lebhaftesten Erwartungen der Jugend, Genf und der neuen Welt, die sich ihm bald aufschließen würde, entgegen; und in dem Entzücken dieser Erwartungen vergaß er den Schmerz, den er sonst bey der Trennung von seiner Familie würde empfunden haben.

Ein Bruder der verstorbenen Madame La Lüc, die von Geburt eine Engländerinn war, wohnte mit seiner Familie zu Genf. Mit seiner Frau verwandt gewesen zu seyn, war ein hinlänglicher Anspruch auf La Lücs Herz, und er hatte stets ein freundschaftliches Verhältniß mit Herrn Audley unterhalten, wiewohl die Verschiedenheit ihrer Gemüths- und Denkungsart dieß Verhältniß nie zu Freundschaft reifen ließ. La Lüc schrieb ihm jetzt und äußerte ihm seine Absicht, seinen Sohn nach Genf zu schicken, den er seiner Aufsicht empfahl. Herr Audley beantwortete diesen Brief aufs freundschaftlichste, und kurz nachher, da ein Bekannter von La Lüc nach Genf berufen wurde, beschloß er, daß sein Sohn ihn begleiten sollte. Die Trennung war dem Vater schmerzhaft, und Claren beynahe unerträglich. Mademoiselle war bekümmert, und trug Sorge,

eine hinlängliche Quantität Hausarzeney in seinen Koffer zu packen; wobey sie nicht unterließ, ihn mit der Heilkraft und dem Gebrauch derselben bey verschiedenen Unpäßlichkeiten ausführlich bekannt zu machen; doch war sie so vorsichtig, die Vorlesung in Abwesenheit ihres Bruders zu halten.

La Lüc und seine Tochter begleiteten den jungen Mann bis zur nächsten Stadt, wo La Lüc nochmahls allen Rath, den er ihm schon über sein Verhalten, und die Einrichtung seiner Studien gegeben hatte, wiederhohlte, und ihm mit aller zärtlichen Schwäche eines Vaters, das letzte Lebewohl sagte. Clara weinte und empfand tiefere Betrübniß, als die Veranlassung rechtfertigte; allein es war beynahe das erstemahl, daß sie Kummer gekannt hatte, und sie gab kunstlos seiner Gewalt nach.

In stillem Nachdenken ritten La Lüc und Clara nach Hause, und der Tag neigte sich, als sie den See, und bald darauf ihre Wohnung zu Gesicht bekamen. Noch nie hatte sie düster geschienen bis jetzt; jetzt aber wanderte Clara traurig durch jedes verlassene Zimmer, wo sie ihren Bruder zu sehn gewohnt war, und erinnerte sich an tausend Umstände, die sie in der Gegenwart würde für unbedeutend gehalten haben, denen aber jetzt die Einbildungskraft einen Werth verlieh. Der Garten, die Gegenstände ringsumher,

alles hatte ein melancholisches Ansehn, und lange Zeit verging, ehe sie ihr natürliches Gepräge, und Clara ihre Lebhaftigkeit wieder erhielten.

Beynahe vier Jahre waren seit dieser Trennung verflossen, als eines Abends, da Mademoiselle La Lüc und ihre Nichte bey der Arbeit zusammen saßen, eine gute Frau aus der Nachbarschaft sie zu sprechen wünschte. Sie kam, um sich einige Arzeneymittel und den Rath der Mademoiselle La Lüc auszubitten.

„Es hat sich ein trauriger Vorfall in unserer Hütte zugetragen," sagte sie; „das Herz thut mir weh für die arme junge Person."

Mademoiselle bat sie, sich näher zu erklären, und die Frau erzählte, daß ihr Bruder Peter, den sie seit so vielen Jahren nicht gesehen, angekommen wäre, und ein junges Frauenzimmer mitgebracht hätte, das wahrscheinlich sterben würde. Sie beschrieb ihre Krankheit, und theilte die Umstände, die Peter von ihrer traurigen Geschichte erzählt hatte, mit, wobey sie nicht unterließ, sich solche Übertreibungen zu erlauben, als ihr Mitleid für die unglückliche Fremde, und ihr Hang zum Wunderbaren ihr eingaben.

Diese Erzählung dünkte der Mademoiselle La Lüc sehr ausserordentlich: doch bewegte sie Mitleid mit dem unglücklichen Zustande der armen Leidenden, näher nachzufragen.

„Lassen Sie mich zu ihr gehen, liebe Tante," sagte Clara, die mit bereitwilligem Mitleid

der Erzählung der armen Frau zugehört hatte; „lassen Sie mich zu ihr gehen, sie muß Trost bedürfen, und ich wünsche sehr zu sehen, wie es ihr geht.“

Mademoiselle erkundigte sich noch weiter nach den Umständen der Krankheit, legte ihre Brille nieder und erklärte, sie wollte selbst gehen. Clara bat, mitgehen zu dürfen. Sie warfen ihre Mäntel um, und folgten der Frau in ihre Hütte, wo in einer kleinen engen Kammer, auf einem elenden Bette Adeline lag, blaß, abgezehrt und unbewußt von allem, was um sie her vorging. Mademoiselle wandte sich zu der Frau und fragte sie, wie lange das junge Frauenzimmer schon so gelegen hätte? während Clara ans Bette trat, die beynahe leblose Hand, die auf der Decke lag, ergriff, und sie bekümmert ansah.

„Sie wird nichts gewahr,“ sagte sie, „das arme Geschöpf! Wenn sie doch in unserm Hause wäre! Sie würde mehr Bequemlichkeit haben, und ich wollte sie verpflegen.“

Die Frau sagte der Mademoiselle La Lüc, daß die Kranke schon verschiedene Stunden so gelegen hätte. Mademoiselle fühlte ihr den Puls und schüttelte den Kopf. „Diese Kammer ist sehr enge,“ sagte sie. — „O gewiß, sehr enge;“ rief Clara lebhaft, „sie würde in unserm Hause weit besser seyn, wenn man sie hinbringen könnte.“

„Das wollen wir erst sehen,“ sagte ihre

Tante, „indessen laß mich mit Petern sprechen; ich habe ihn seit vielen Jahren nicht gesehn.“

Sie ging in das vordere Zimmer, und die Frau lief aus der Hütte, um ihn zu suchen. Sobald sie fort war, sagte Clara: „dieß ist eine elende Wohnung für die arme Fremde, sie kann hier gewiß nicht besser werden: lassen Sie, liebe Tante, lassen Sie sie zu uns bringen, mein Vater wird es gewiß gerne sehen. Ausserdem liegt in ihrem Gesicht, so unbeseelt es auch ist, etwas, das mich ganz für sie einnimmt.“

„Wirst du denn niemahls die romanhaften Begriffe fahren lassen, die Leute nach ihrem Gesichte zu beurtheilen? Es kommt hier nicht darauf an, was für eine Art von Gesicht die Kranke hat; ihr Zustand ist beklagenswerth, und ich wünsche, ihn zu verbessern, aber zuvor muß ich mit Petern reden.“

„Ich danke Ihnen, meine beßte Tante, ach so wird sie gewiß zu uns gebracht.“

Mademoiselle wollte antworten, aber indem trat Peter herein, und nach mancherley Freudensbezeugungen, womit er sie begrüßte, fragte sie ihn näher um Adelinens Geschichte, und erfuhr alles, was Peter selbst davon wußte, welches nicht mehr war, als daß sein voriger Herr sie in einer sehr bedrängten Lage gefunden, und daß er sie von der Abtey weggebracht hätte, um sie vor den Verfolgungen eines französischen Marquis zu retten.

Peters einfältiges, ehrliches Wesen ließ ihr nicht zu, seine Wahrhaftigkeit zu bezweifeln, wiewohl einige Umstände sie in ausserordentliche Verwunderung setzten, so wie sie ihr ganzes Mitleid erweckten. In Clarens Augen stiegen oftmahls Thränen bey seiner Erzählung, und als er sie geendigt hatte, sagte sie: „Ich weiß gewiß, liebe Tante, wenn mein Vater die Geschichte dieses unglücklichen jungen Mädchens hört, so wird er sich nicht weigern, ihr an Vatersstatt zu seyn, und ich will sie als meine Schwester lieben."

„Sie verdient es gewiß," sagte Peter, „denn sie ist sehr gut," — Er ergoß sich nun in einen Schwall von Lobeserhebungen, die bey ihm ungewöhnlich waren. — „Ich will nach Hause gehen, und die Sache mit meinem Bruder überlegen," sagte Mademoiselle La Lüc; „allerdings müßte sie in ein luftigeres Zimmer gebracht werden. Unser Haus ist nahe, daß ich denke, man wird sie ohne Gefahr zu uns schaffen können."

„Gott segne Sie, Mademoiselle," rief Peter und schlug in die Hände, „Gott segne Sie für Ihre Güte gegen dieß arme Kind!"

La Lüc war eben von seinem Abendspaziergange zu Hause gekommen, als sie herein traten. Sie sagten ihm, wo sie gewesen wären, und seine Schwester erzählte ihm Adelinens Geschichte und gegenwärtigen Zustand.

„O laßt sie auf alle Weise hierher bringen," sagte La Lüc, dessen Augen von der Empfindlich-

keit seines Herzens zeugten, „sie kann hier besser verpflegt werden, als in Susannens Hütte."

„O das wußte ich, daß Sie so sagen würden, mein liebster Vater," rief Clara; „ich will sogleich das grüne Bett für sie zurecht machen."

„Nur nicht so hitzig, Nichte," fiel Mademoiselle ein — „es ist keine so große Eile nöthig; man muß erst einige Dinge überlegen; allein du bist jung und romanhaft — La Lüc lächelte. „— Es ist schon spät und kühl," fuhr sie fort, und es dürfte gefährlich seyn, sie vor Morgen herzubringen. Morgen aber in aller Frühe soll ein Zimmer zurecht gemacht, und sie herüber gehohlt werden: indessen will ich ihr eine Arzeney zubereiten, die ihr gute Dienste leisten wird."

Clara willigte widerstrebend ein, und Mademoiselle begab sich in ihr Kabinet.

Am folgenden Morgen wurde Adeline, in Decken gehüllt, und so gut als möglich vor der Luft verwahrt, nach dem Hause gebracht, wo der gute La Lüc wünschte, daß man alle Sorgfalt auf sie wenden möchte, und wo Clara mit unermüdeter Zärtlichkeit und Besorgniß ihrer wartete. Sie blieb fast den ganzen Tag über in Bewußtlosigkeit liegen; gegen Abend aber athmete sie freyer, und Clara hatte die Freude, endlich ihre Sinnen wieder hergestellt zu sehen. In diesem Augenblick war es, als sie sich in der Lage fand, von welcher wir uns diese Abschweifung erlaub-

ten, um eine nähere Beschreibung von dem ehrwürdigen La Lúc und seiner Familie zu geben. Der Leser wird finden, daß seine Tugenden und Freundschaft für Adelinen diese Erwähnung verdienten.

Sechstes Kapitel.

Adeline, durch einen guten Körperbau und durch die liebreiche Sorgfalt ihrer neuen Freunde unterstützt, fand sich in Zeit von einer Woche so weit wieder hergestellt, daß sie das Zimmer verlassen konnte. Sie wurde nun La Lúc vorgestellt, den sie mit Thränen einer Dankbarkeit empfing, die sie so lebhaft, und doch so kunstlos äusserte, daß er warm für sie eingenommen ward. Während des Fortschritts ihrer Genesung, hatte ihr sanftes Betragen Clarens Herz gänzlich gewonnen, und sie ihrer Tante lieb gemacht, deren Berichte von Adelinen, mit Clarens warmen Lobe zusammen genommen, La Lúcs Aufmerksamkeit und Achtung erregt hatten: er kam ihr mit einem Ausdruck von Wohlwollen entgegen, der Frieden und Trost in ihr Herz goß. Sie hatte der Mademoiselle La Lúc diejenigen Umstände ihrer Geschichte erzählt, welche Peter ausgelassen hatte,

oder nicht mittheilen konnte, und nur als einer, vielleicht falschen Delicatesse, das Geständniß ihrer Liebe mit Theodor unterdrückt. Diese Erzählung wurde La Lüc wiederhohlt, der, stets fühlbar gegen das Leiden Anderer, einen besondern Antheil an Adelinens Unglück nahm.

Beynahe vierzehn Tage waren seit ihrem Aufenthalt in diesem Hause verstrichen, als eines Morgens La Lüc sie in sein Zimmer führte. Hier sagte er ihr auf die schonendste Art, da er sähe, daß sie so unglücklich in ihrem Vater wäre, bäte er sie, ihn in Zukunft an dessen Stelle, und sein Haus als ihr väterliches zu betrachten. „Sie und Clara sollen auf gleiche Weise meine Töchter seyn, ich schätze mich glücklich, solche Kinder zu besitzen.“

Die stärksten Regungen von dankbarer Freude und Überraschung hielten Adelinen eine Zeitlang stumm.

„Danken Sie mir nicht, liebes Kind,“ fuhr La Lüc fort. „Ich weiß alles, was Sie sagen möchten, und weiß auch, daß ich nur meine Pflicht thue. Ich danke Gott, daß meine Pflichten und meine Freude gewöhnlich in Einklang stehn.“

Adeline trocknete die Thränen, die seine Güte ihr auspreßte, und führte seine Hand an ihre Lippen. La Lüc drückte schweigend die ihrige und ging aus dem Zimmer, um seine Bewegung zu verbergen.

Adeline wurde nunmehr als ein Glied der Familie betrachtet, und würde in La Lücs väterlicher Zärtlichkeit, in Claras schwesterlicher Liebe, und der sich immer gleichen Freundlichkeit ihrer Tante, eben so glücklich gewesen seyn, als sie dankbar war, hätte nicht unablässige Angst um Theodor, von dem sie in dieser Einsamkeit weniger als je zu hören hoffen durfte, an ihrem Herzen genagt und jeden Augenblick des Nachdenkens verbittert. Selbst wenn der Schlaf auf eine Weile das Andenken des Vergangnen vertilgte, stieg sein Bild häufig vor ihrer Fantasie auf, begleitet mit allen furchtbaren Gestalten des Schreckens. Sie sah ihn in Ketten; kämpfend gegen die Henkersknechte; sah ihn unter den schrecklichsten Anstalten zur Hinrichtung aufs Schaffot schleppen; sah die Todesangst seiner Blicke, und hörte in Tönen des Wahnsinns ihn ihren Nahmen rufen, bis kalte Schauder sie durchdrangen, und sie voll Entsetzen erwachte.

Gleichheit des Geschmacks und Charakters, fesselten sie an Clara, doch war der Jammer, der an ihrem Herzen nagte, von zu zarter Art, um davon zu reden; und sie nannte selbst gegen ihre Freundinn nie Theodors Nahmen. Ihre Krankheit hatte eine gewisse Schwäche und Mattigkeit bey ihr zurückgelassen, und die Unruhe ihrer Seele trug vieles bey, diesen Zustand zu verlängern. Sie gab sich alle Mühe, ihre Gedanken

von diesem traurigen Gegenstande abzuziehn, und oft gelang es ihr. La Lüc hatte eine vortrefliche Büchersammlung und der Unterricht, den sie hier schöpfen konnte, befriedigte zugleich ihren Durst nach Kenntnissen, und zog ihre Seele von schmerzhaften Betrachtungen ab. Auch seine Unterhaltung gab ihr Zuflucht vor ihrem Kummer.

Ihr vornehmster Zeitvertreib aber war zwischen den erhabenen Gegenständen des umliegenden Landes umher zu wandeln, oft mit Claren, oft nur in Gesellschaft eines Buchs. Es gab in der That Zeiten, wo die Unterhaltung ihrer Freundinn, ihr einen peinlichen Zwang auflegte, und, wenn sie in ihren Betrachtungen vertieft war, mochte sie lieber einsam in Gegenden wandeln, deren einsame Größe die Schwermuth ihres Herzens nährte und sänftigte. Hier rief sie jeden Umstand von ihrem geliebten Theodor sich zurück, und suchte sich sein Gesicht, sein Wesen, jede seiner Bewegungen vorzustellen. Bald weinte sie bey der Erinnerung, und dann fiel ihr plötzlich der schreckliche Gedanke ein, daß er vielleicht bereits einen schmähligen Tod für sie erduldet hätte; den Tod um eben der Handlung willen, die ihr seine Liebe bewies — eine schreckliche Verzweiflung bemächtigtete sich ihrer; ihre Thränen versiegten, und jeder Da.nm stürzte nieder, den Vernunft und Seelenstärke ihr entgegen setzen konnten.

Furchtsam, ihren eigenen Gedanken länger zu trauen, eilte sie nach Hause, und suchte in gewaltsamer Anstrengung, in La Lücs Gespräch die Erinnerung des Vergangenen zu verlieren. La Lüc schrieb ihre Schwermuth der grausamen Behandlung ihres Vaters zu, und Mitleid machte sie seinem Herzen noch theurer, während die Neigung zu vernünftiger Unterhaltung, die sie in ihren ruhigen Stunden so oft verwirrt, ihm eine neue Quelle des Vergnügens in der Aufklärung eines Geistes darboth, der nach Kenntniß dürstete, und jedes reinen Begriffs empfänglich war. Sie fand ein trauriges Vergnügen darin, den sanften Tönen von Clarens Laute zuzuhören, und wiegte oft ihr Herz dadurch ein, daß sie ihre Melancholie zu wiederhohlen versuchte.

Die Sanftheit ihres Wesens, die so viel Ähnlichkeit mit dem stillen Nachdenken hatte, welches La Lücs Charakter bezeichnete, that seinem Herzen wohl, und gab seinem Betragen einen Anstrich von Zärtlichkeit, der dem ihrigen tröstend war, und allmählich ihr ganzes Vertrauen und Zuneigung gewann. Sie sah mit äusserster Bekümmerniß den abnehmenden Zustand seiner Gesundheit, und vereinigte ihr Bemühen mit den Bemühungen seiner Familie, ihn zu zerstreuen und aufzuheitern.

Die angenehme Gesellschaft, in der sie lebte, und die Ruhe des Landlebens gab endlich ihrer

Seele einige Heiterkeit wieder. Sie war jetzt mit allen wilden Spaziergängen auf den benachbarten Gebürgen bekannt, und ermüdete nie, ihren erstaunenswürdigen Anblick anzuschauen. Oft wagte sie sich auf ihre unbesuchten Pfade, wo nur selten ein Landmann aus einem nahen Dorfe die tiefe Einsamkeit unterbrach. Gewöhnlich nahm sie ein Buch mit, um, wenn ihre Gedanken sich nach dem steten Gegenstande ihres Schmerzes lenken wollten, sie gewaltsam zu einer für ihren Frieden minder gefährlichen Aufmerksamkeit zu zwingen. Sie erstieg alsdann eine wilde Anhöhe, setzte sich mit einem italienischen Dichter, oder einem Schriftsteller ihres Landes in der Hand, unter die Fichten, deren leichtes Murmeln ihr Herz einwiegte, und suchte durch die Träume des Dichters sich in Vergessenheit des Kummers zu senken.

La Lüc sah, wie vielen Geschmack Adeline an den großen Zügen der Gegend fand, und um die Schwermuth zu zerstreuen, die ohngeachtet ihres Bemühens nur zu oft durchschimmerte, wünschte er sie noch zu andern Scenen zu führen als im Bezirke ihrer gewöhnlichen Spatziergänge lagen. Er schlug eine Parthie zu Pferde vor, um eine nähere Ansicht der Eisgebürge zu suchen; zu ihnen hinauf zu klimmen war eine Beschwerde und Ermüdung, die weder La Lüc in seinem jetzigen Ge-

sundheitszustande, noch Adeline aushalten konnte. Sie war nicht gewohnt, ein Pferd allein zu regieren, und die Bergstraßen, welche sie paßiren mußten, machten den Versuch etwas gefährlich; doch verheelte sie ihre Furcht, und war nicht geneigt, sich dadurch um einen solchen Genuß bringen zu lassen, als jetzt ihr angebothen ward.

Der folgende Tag wurde zu dieser Reise angesetzt. La Lüc und seine Gesellschaft standen in aller Frühe auf, und nach einem leichten Frühstück machten sie sich nach dem Monte Maledetto auf, der nur wenig Meilen von ihnen lag. Peter mußte einen kleinen Korb mit Lebensmitteln tragen, und es war ihr Plan, an irgend einer schönen Stelle unter freyem Himmel zu tafeln.

Es wäre überflüßig, Adelinens hohes Entzücken, La Lücs ruhiges Vergnügen, und Claras lebhaftere Freude zu beschreiben, so wie die Scenen des romantischen Landes sich vor ihren Augen veränderten. Bald runzelten in dunkler, furchtbarer Größe, schreckliche Felsen ihre Stirnen, und Wasserfälle stürzten in ein tiefes schmales Thal herab, über welches schäumend ihr vereinigtes Gewässer hinströmte, und in Regionen verbraußte, die jedem sterblichen Fuß unzugänglich waren; bald vermischte sich in der minder schauerlichen Gegend die Pracht der Wälder und der Schmuck der Saaten mit den rauhern Zügen der Natur, und während der Schnee auf den

Gipfeln der Berge zu Eis fror, röthete der Weinstock ihre Füße.

In anziehende Gespräche und in die Bewunderung des Landes vertieft, ritten sie bis Mittag fort, wo sie sich nach einem angenehmen Ort umsahen, auf dem sie ruhen und Erfrischungen nehmen könnten. Sie sahn in einiger Entfernung die Ruinen eines alten Schlosses, es stand nahe an einer Felsenspitze, die über ein tiefes Thal hing, und seine zerbrochnen Thürme, die zwischen der einfassenden Waldung aufstiegen, erhöhten die pittoreske Schönheit des Anblicks.

Das Gebäude erregte ihre Neugier, die Schatten luden zur Ruhe ein. La Lüc und seine Gesellschaft eilten darauf zu.

Sie setzten sich auf das Gras, unter dem Schatten einiger hohen Bäume neben den Ruinen. Eine Öffnung im Walde gewährte eine Aussicht auf die fernen Alpen. Das tiefe Schweigen der Einsamkeit herrschte rings umher. Eine lange Zeit blieben sie im Nachdenken verloren.

Adeline fühlte ein süßes Behagen, daß sie lange nicht gekannt hatte. Sie sah La Lüc an, und sah eine Thräne seine Wangen herab schleichen, während die Erhebung seiner Seele sich stark auf seinem Gesicht ausdrückte. Er richtete seine Augen zärtlich auf Claren, und that sich Gewalt, sich zu fassen.

Peter kam jetzt zum Vorschein und fragte, ob es nicht gut seyn würde, wenn er den Korb öfnete, denn er dächte, Se. Ehrwürden und die jungen Fräuleins müßten hungrig seyn, nachdem sie so viel Berge auf und ab geklimmt wären. Sie gestanden, daß der ehrliche Peter sie nicht unrecht in Verdacht hätte, und machten sich seinen Wink zu Nutze.

Die Lebensmittel wurden auf dem Rasen ausgebreitet; sie setzten sich unter das Gewölbe wehender Bäume, hauchten von den süßen Düften wilder Blumen umgeben, die reine Luft der Alpen ein, die wohl Luftessenz genannt werden kann, und genossen eine köstliche Mahlzeit.

„Wie ungern verlasse ich diesen Ort," sagte Clara, als sie aufstanden. „Ach wie süß müßte es seyn, sein ganzes Leben mit den Freunden, die man liebt, hier zuzubringen?" —

La Lüc lächelte über die romantische Einfalt dieses Gedankens; Adeline aber seufzte tief bey dem Bilde von Glückseligkeit und von Theodor, an den es sie erinnerte, und drehte sich zur Seite, um ihre Thränen zu verbergen.

Sie stiegen nun auf ihre Pferde und erreichten bald den Fuß des Monte Maldetto. Adelinens Empfindung, als sie die erstaunungswürdigen Gegenstände rings umher in verschiedenen Gesichtspuncten sah, übertraf allen Ausdrück: und die Gefühle der ganzen Gesellschaft waren zu stark,

um ein Gespräch zuzulassen. Die tiefe Stille, die in diesen Regionen der Einsamkeit herrschte, flößte Ehrfurcht ein, und erhöhte das Erhabne des Anblicks auf einen unbeschreiblichen Grad.

„Es kommt mir vor," sagte Adeline, „als wandelten wir über die Trümmer der Welt, und wären die einzigen Menschen, die den Schiffbruch überlebt hätten. Kaum kann ich mich überreden, daß wir nicht allein auf der Erde übrig sind."

„Der Anblick dieser Gegenstände, sagte La Lüc, erhebt die Seele zu ihrem großen Urheber, und wir betrachten sie mit einem Gefühl, das beynahe zu groß für die Menschheit ist — die Erhabenheit seiner Natur in der Größe seiner Werke! —"

Ungern verließen sie diese Scenen, aber die Stunde des Tags, und das Ansehn der Wolken, die sich zu einem Gewitter zusammen zu ziehn schienen, trieb sie zur Beschleunigung ihrer Heimreise. Adeline hätte fast gewünscht, den schauerlichen Effekt eines Gewitters in diesen Regionen anzusehn.

Sie kehrten durch einen andern Weg nach Leloncourt zurück, und die Dunkelheit des Himmels vertiefte den Schatten der überhängenden Vorgebürge. Es war Abend, als sie den See ins Gesicht bekamen, dessen Anblick ihnen willkommen war, denn das Gewitter, das so lan=

ge gedroht hatte, stand jetzt nahe: der Donner grunzte zwischen den Alpen; und die dunkeln Dünste, die schwer an ihren Seiten hinrollten, erhöhten ihre schauderliche Erhabenheit. La Lüc hätte gern seine Schritte beschleunigt; allein der Weg wand sich steil einen Berg herab und machte Vorsicht nothwendig. Die sich verdunkelnde Luft und die Blitze, die am Horizont flammten, schreckten Clara; doch hielt sie in Betracht ihres Vaters ihre Furcht zurück. Ein Donnerschlag, der die Festen der Erde zu erschüttern schien, und im furchtbaren Echo von den Felsen wiederhallte, brach über ihren Häuptern los. Claras Pferd gerieth in Schrecken bey dem Schall, sprang davon, und setzte mit unglaublicher Geschwindigkeit den Berg herab nach dem See zu, der seinen Fuß bespülte. La Lücs Angst, der in fürchterlicher Erwartung, sie das Precipice, das den Rand begrenzte, hinab schleudern zu sehn, sie mit seinen Blicken verfolgte, läßt sich nicht beschreiben.

Clara hielt sich fest, aber Schrecken hatte sie ihrer Sinne beynahe beraubt. Ihr Bemühn, sich zu erhalten, war mechanisch: kaum wußte sie was sie that. Doch brachte das Pferd sie glücklich bis fast an den Fuß des Berges, wollte aber mit ihr in den See setzen, als ein Herr, der des Wegs kam, es beym Zaum faßte. Das plötzliche Stillestehn des Pferdes warf Claren zur

Erde, und ungeduldig über den Zwang, riß das Thier sich von dem Fremden loß, und sprang in den See. Die Heftigkeit des Falls beraubte Clara ihrer Besinnung; und während der Fremde sie aufrecht zu halten suchte, lief sein Bedienter, um Wasser zu hohlen.

Sie erhohlte sich bald, und fand sich, als sie die Augen aufschlug, in den Armen eines Herrn, der sie mit Mühe zu halten schien. Das Mitleid in seinem Gesicht, als er nach ihrem Befinden fragte, belebte ihren Muth, und sie wollte ihm für seine Güte danken, als La Lüc und Adeline herzukamen. Clara sah ihres Vaters Schrecken auf seinen Zügen; so matt sie auch war, richtete sie sich auf und sagte mit einem schwachen Lächeln, das ihr Leiden verrieth, statt es zu verbergen: „Bester Vater, ich habe keinen Schaden genommen!" Ihr bleiches Gesicht, und das Blut, das ihre Wangen herablief, wiedersprach ihren Worten. La Lüc aber, dem seine Einbildungskraft das schrecklichste Übel vorgestellt hatte, freute sich, sie reden zu hören; er bekam einige Geistesgegenwart wieder, und während Adeline ihr Riechsalz vorhielt, rieb er ihre Schläfe.

Sie sagte ihm nunmehr, wie große Verbindlichkeit sie dem Fremden hätte. La Lüc suchte ihm seine Dankbarkeit zu bezeugen, allein der Herr unterbrach ihn und bat, ihm die Ver-

legenheit zu ersparen, sich dafür danken zu lassen, daß er dem Antriebe gewöhnlicher Menschlichkeit gefolgt hätte.

Sie waren nicht weit mehr von Leloncourt; aber die Nacht war schon beynahe eingebrochen, und der Donner brüllte tief zwischen den Bergen. La Lüc war in Verlegenheit, wie er Clara nach Hause bringen sollte.

Indem er sie von der Erde aufhob, verrieth der Fremde so heftige Zeichen von Schmerz, daß La Lüc ihn um die Ursache fragte. Der plötzliche Stoß, den das Pferd seinem Arme gegeben hatte, als es sich von ihm loßriß, hatte ihm die Schulter verrenkt, und seinen Arm beynahe unbrauchbar gemacht. Sein Schmerz war sehr groß, und La Lüc, dessen Angst um seine Tochter jetzt nachgelassen hatte, wurde bekümmert, und drang in den Fremden, ihn in sein Haus zu begleiten, wo sie ihm Hülfe verschaffen könnten. Er nahm die Einladung an, und Clara, die endlich auf ein Pferd, das ihr Vater führte, gesetzt wurde, trabte mit der übrigen Gesellschaft nach dem Hause zu.

Als Mademoiselle, die schon eine ganze Weile nach ihnen ausgesehn hatte, den Zug herannahen sah, gerieth sie in Unruhe, und ihre Besorgnisse wurden bestätigt, als sie ihrer Nichte Zustand entdeckte. Clara wurde ins Haus getragen, und La Lüc hätte gern einen Wundarzt

hohlen lassen, allein es war innerhalb vieler Meilen keiner vorhanden, so wie überhaupt kein Arzt in der ganzen Gegend war. Clara gelangte mit Adelinens Hülfe in ihre Kammer, und Mademoiselle übernahm es, die Wunden zu untersuchen. Das Resultat stellte die Ruhe der Familie wieder her, denn wiewohl sie sehr zerquetscht war, hatte sie doch keinen wesentlichen Schaden genommen: eine leichte Contusion an der Stirne hatte das Bluten verursacht, worüber La Lüc anfangs so sehr erschrack. Seine Schwester versprach, sie in wenig Tagen mit Hülfe eines selbst verfertigten Balsams wieder herzustellen, über dessen Kraft sie sich mit großer Beredsamkeit ergoß, bis La Lüc sie unterbrach, und an den Zustand ihrer Kranken erinnerte.

Nachdem Mademoiselle Claren mit Spiritus gewaschen, und ihr eine unvergleichliche Herzstärkung eingegeben hatte, verließ sie sie, und Adeline blieb bey ihr in ihrem Schlafzimmer, bis sie in ihr eignes ging.

La Lüc, der große Unruhe ausgestanden hatte, wurde nun durch seiner Schwester Bericht sehr beruhigt. Er stellte ihr den Fremden vor, und bat, indem er ihr seinen Unfall sagte, daß sie ihm unverzüglich zu Hülfe kommen möchte. Mademoiselle eilte in ihr Kabinet, und es dürfte vielleicht schwer zu bestimmen seyn, ob sie mehr Bekümmerniß über das Leiden ihres Gastes,

oder mehr Vergnügen über die sich darbiethende Gelegenheit, ihre Geschicklichkeit an den Tag zu legen, empfand. So viel ist gewiß, daß sie das Zimmer in äußerster Geschwindigkeit verließ, und schnell mit einer Büchse von ihrem unvergleichlichen Balsam zurückkam, worauf sie nach der nöthigen Anweisung zu dessen Gebrauch, den Fremden der Sorge seines Bedienten überließ.

La Lüc bestand darauf, daß der Fremde, der sich Herr Verneuil nannte, diese Nacht das Haus nicht verlassen sollte, und er ließ sich nicht lange nöthigen. Sein Betragen war eben so freymüthig und einnehmend, als La Lücs Gastfreyheit und Dankbarkeit aufrichtig waren, und sie kamen bald in ein interessantes Gespräch. Herr Verneuil sprach wie ein Mann, der viel gesehn und mehr noch gedacht hatte; und wenn er einige vorgefaßte Meinungen verrieth, so waren es sichtlich Vorurtheile eines Geistes, der die Gegenstände durch das Licht seiner eignen Güte sieht und ihnen die Farbe seines Charakters mittheilt. La Lüc war sehr zufrieden: denn in seiner abgezognen Lage hatte er nicht oft Gelegenheit, das Vergnügen zu genießen, welches aus der gegenseitigen Mittheilung aufgeklärter Menschen entspringt. Er fand daß Herr Verneuil auf Reisen gewesen war, und seine Bemerkungen über die Länder und Menschen, die er

gesehn hatte, verriethen den denkenden Kopf und seinen Beobachter.

Gegenseitig zufrieden mit einander trennten La Lüc und sein Gast sich nicht eher, bis die Mitternachtsstunde sie erinnerte.

Siebentes Kapitel.

Ruhe hatte Clara so gut wieder hergestellt, daß Adeline, die zärtliche Besorgniß früh in ihr Zimmer trieb, sie bereits aufgestanden und bereit fand, zum Frühstück mit herunter zu gehn. Herr Verneuil erschien ebenfalls, allein sein Aussehn verrieth, daß er nicht wohl geschlaffen hatte. Wirklich hatte er auch in der Nacht einen Schmerz an seinem Arm empfunden, welchen stillschweigend zu ertragen, keine geringe Entschlossenheit erforderte. Er war angeschwollen und etwas entzündet, und dieses mochte zum Theil von dem Balsam der Mademoisell La Lüc herrühren, dessen Wunderkraft dießmahl gefehlt hatte. Die ganze Familie nahm an seinen Leiden Theil, und Mademoiselle gab auf Bitten des Herrn Verneuil ihren Balsam auf, und legte kühlende Salbe auf.

Der Gebrauch davon, stillte in kurzen seine Pein, und er kam sehr erleichtert wieder zum Frühstück zurück. Die Freude, welche La Lüc über seiner Tochter Rettung empfand, war sehr sichtlich; seinen Dank gegen ihren Retter aber fand er schwer auszudrücken. Clara sagte die aufrichtigen Empfindungen ihres Herzens mit ungeschmückten, bescheidnem Nachdruck, und bezeugte innige Bekümmerniß über die Schmerzen, die sie ihm zugezogen hatte.

Das Vergnügen, welches er in der Gesellschaft seines Gastes empfand, und Dankbarkeit für den wichtigen Dienst, den er ihm geleistet hatte, wirkten mit La Lücs natürlicher Gastfreyheit zusammen, und er drang in Herrn Verneuil, noch einige Zeit in seinem Hause zu verweilen.

„Ich kann niemahls den Dienst, den Sie mir geleistet haben, vergelten," sagte La Lüc, „und doch suche ich meine Verbindlichkeiten gegen Sie durch Bitte um Verlängerung Ihres Besuchs, und Gelegenheit zu Ihrer nähern Bekanntschaft zu vermehren."

Herr Verneuil der auf einer Reise von Genf nach einer fernen Gegend von Savoyen begriffen war, bloß um das Land zu sehn, war so zufrieden mit seinem Wirth und allem was ihn umgab, daß er bereitwillig die Einladung annahm. Klugheit kam hier allerdings mit seiner Neigung

zusammen: denn es würde in seinem gegenwärtigen Zustande gefährlich, wenn nicht unmöglich gewesen seyn, seine Reise zu Pferde fortzusetzen.

Nach Tische führte La Lüc seinen Gast auf einen Spaziergang am See, der oft sich unter dem Schatten überhängender Waldungen hinbog, oft wieder über Rasenhügel sich dehnte, wo die Gegend in aller wilden Pracht sich eröffnete. Herr Verneuil stand mehrmahls in Entzückung still, um die Schönheiten zu betrachten, während La Lüc, den seine Empfindung freute, die Gegenstände, die ihn schon so oft bezaubert hatten, mit mehr als gewöhnlicher Befriedigung ansah. Nur lag eine zärtliche Schwermuth in seiner Stimme und auf seinem Gefühl, welche durch die Erinnerung entstand, wie oft er mit ihr, die ihnen ein ewiges Lebewohl gesagt, diese Gegenden durchwandelt und gemeinschaftlich empfunden hatte.

Sie verließen den See, und wanden sich eine kleine Anhöhe zwischen den Wäldern hinan, worauf sie nach dem Spaziergange einer Stunde zu einem grünen Hügel kamen, der unter den wilden Felsen, die ihn umringten, gleich der Blühte am Dorn schien. Es war ein Ort zum einsamen Entzücken geschaffen, und flößte die sanfte Zärtlichkeit ein, die dem fühlenden Herzen so süß ist, und der Erinnerung Bilder der Sehn-

sucht, durch Entfernung gesänftigt, durch öftere Wiederhohlung theuer gemacht, zurückruft. Wildes Gesträuch wuchs aus den Felsenritzen unten hervor, und die hohe Fichte und Ceder, die von oben wehten, gaben einen melancholischen, romantischen Schatten. Die Stille der Gegend wurde nur von dem Lüftchen, das über die Wälder hinsäuselte, und von den einsamen Tönen der Vögel, welche die Klippen bewohnten, unterbrochen.

Von diesem Puncte beherrschte das Auge eine volle Ansicht auf die majestätischen, erhabnen Alpen, deren Gestalt die Seele mit Regungen unbeschreiblicher Ehrfurcht erfüllt, und sie zu einer edlen Natur zu erheben scheint. La Lücs Dorf und Haus erschien im Grunde der Gebürge; eine friedliche Zuflucht vor den Stürmen, die auf ihren Gipfeln sich sammelten. Alle Fähigkeiten des Herrn Verneuil waren in Bewunderung versenkt und er schwieg eine lange Zeit; endlich brach er in Ausrufungen aus, drehte sich um nach La Lüc und wollte ihn anreden, als er ihn in einiger Entfernung sich an eine ländliche Urne lehnen sah, über welcher in üppiger Fülle die weinende Weide hing.

So wie er sich ihm näherte, verließ La Lüc seine Stellung, und ging ihm entgegen; Herr Verneuil fragte, bey welchem Anlaß die Urne errichtet sey? La Lüc, unvermögend zu antwor-

ten, zeigte darauf hin, und ging schweigend fort, während Herr Verneuil darauf zuging, und folgende Inschrift las:

Dem
Gedächtniß von Clara La Lüc
hat auf der Stelle, die sie vorzüglich liebte,
diese Urne
zum Zeugniß seiner Liebe errichtet,
ihr Gatte.

Herr Verneuil begriff nun alles, und es that ihm weh, für das Gefühl seines Freundes, dieses Denkmahl seines Schmerzens bemerkt zu haben. Er ging wieder zu La Lüc, der auf der Spitze der Anhöhe stand, und die unten liegende Landschaft mit einer erheiterten Miene, rührend durch sanfte Frömmigkeit und Ergebung betrachtete. Er merkte, daß Herr Verneuil verlegen war, und suchte ihn zu beruhigen.

„Sie werden es als einen Beweiß meiner Achtung ansehn," sagte er, „daß ich Sie hieher geführt habe. Dieser Ort ist nie durch die Gegenwart Unfühlender entweiht worden. Diese würden der Treue einer Anhänglichkeit spotten, die so lange ihren Gegenstand überlebt hat, und in ihrer eignen Brust sich schnell unter den Zerstreuungen der großen

Welt würde verloren haben. Ich habe in meinem Herzen die Erinnerung eines Weibes bewahrt, dessen Treflichkeit alle meine Liebe fordert: ich habe sie bewahrt als einen Schatz, zu welchem ich von vergänglichen Sorgen und Bekümmernißen hinfliehen könnte; versichert milde, wenn auch schwermüthige Tröstung zu finden!"

La Lüc schwieg, Herr Verneuil äusserte die Theilnahme, die er empfand; allein er kannte die Heiligkeit des Kummers und verfiel bald wieder in Stillschweigen.

„Eine der glänzendsten Hoffnungen eines künftigen Zustandes," fuhr La Lüc fort, „besteht darinn, diejenigen wieder zu finden, die wir auf Erden liebten. Und vielleicht wird ein großer Theil unsrer Seeligkeit, in der Gesellschaft unsrer Freunde bestehn, geläutert von den Gebrechen der Sterblichkeit, die feinern Gefühle süßer gestimmt, und die Fähigkeiten der Seele unendlich erhöhet, und erweitert. Wir werden dann fähig seyn, Gegenstände zu fassen, die dem menschlichen Verstande zu groß sind, zu fassen vielleicht die Erhabenheit des Wesens, das uns zuerst ins Daseyn rief. Diese Aussichten der Zukunft mein Freund, heben uns über die Leiden dieser Welt empor und scheinen uns einen Theil der Natur, die wir betrachten, mitzutheilen."

„Nen-

„Nennen Sie sie nicht Träume eines schwärmenden Gehirns," fuhr er fort, „ich glaube an ihre Wahrheit; wenigstens bin ich davon gewiß, daß wir den Glauben daran um des Trostes willen, den er dem Herzen bringt, hegen und pflegen, und die Würde, die er der Seele mittheilt, ehren sollten. Solche Gefühle machen einen glücklichen und wichtigen Theil unsers Glaubens an künftiges Daseyn aus: sie geben der Tugend Kraft, und den Grundsätzen Festigkeit." *)

La Lüc und sein Gast wandelten in Gesprächen dieser Art fort, bis die Sonne die Gegend verlassen hatte. Die Berge, von der Dämmerung beschattet, gewannen ein erhabneres Ansehn, während die Gipfel der höchsten Alpen noch von den Sonnenstrahlen beleuchtet waren, und einen auffallenden Abstich gegen die trübe Dunkelheit

*) La Lüc fährt noch lange in diesem Tone fort; allein so schön und angenehm auch Schwärmerey mit Moral verbunden, in manchen Stimmungen seyn mögen, so glaubt doch die Übersetzerinn, daß die Leser sie in dieser Art von Romanen, nicht eigentlich erwarten werden, und hat sich demnach die Freyheit erlaubt, sowohl diesen Dialog abzukürzen, als mehrere ähnliche ganz wegzulassen, und überhaupt so viel es anging, die Folge der Geschichte etwas mehr zusammen zu drängen.

der untern Welt bildeten. So wie sie die Wälder hinab gingen und am Rande des Sees fortschritten, goß die Stille und Feyerlichkeit der Stunde eine süße Schwermuth über ihre Seelen, und versenkte sie in Schweigen.

Herr Verneuil war etwan zwey und dreyßig Jahre alt; seine Figur war männlich, seine Gesichtsbildung offen und einnehmend. Ein schnelles, durchdringendes Auge, dessen Feuer durch Güte und Wohlwollen gemildert ward, enthüllte die Hauptzüge seines Charakters: er war schnell im Auffinden, aber großmüthig im Entschuldigen der Thorheiten des Menschengeschlechts; nicht leicht konnte man schärfer als er ein Unrecht fühlen, aber auch niemand nahm bereitwilliger das Nachgeben eines Feindes an.

Er war von Geburt ein Franzose. Ein ihm kürzlich zugefallnes Vermögen hatte ihn in Stand gesetzt, den Plan auszuführen, den sein thätiger, forschender Geist entwarf, die merkwürdigsten Länder von Europa zu besehn. Er besaß vorzügliche Empfänglichkeit für das Schöne und Erhabene in der Natur. Einem solchen Geschmack mußte die Schweitz, und die angrenzenden Länder, das Intereßanteste von allen seyn, und er fand, daß das Schauspiel, welches er hier genoß, bey weitem alles übertraf, was selbst seine glühende Einbildungskraft sich entworfen

hatte: er sah mit dem Auge eines Mahlers, und fühlte mit dem Entzücken des Dichters.

In La Lücs Wohnung fand er die Gastfreyheit, Freymüthigkeit und das Einfache, welche dieses Land auszeichnen: in seinem ehrwürdigen Wirth sah er die Stärke der Philosophie mit der zartesten Menschheit vereint; eine Philosophie, die ihn lehrte, seine Gefühle zu veredeln, nicht aber sie zu vernichten: in Claren die Blühte der Schönheit mit der vollkommensten Einfalt des Herzens, und in Adelinen alle Reize der Feinheit und Anmuth, verbunden mit einem Genie, welches der höchsten Ausbildung werth war. Auch die Gutmüthigkeit und der stille Werth der Mademoiselle La Lüc durften in diesem Familiengemählde nicht unbemerkt oder vergessen bleiben. Die Heiterkeit und Eintracht im ganzen Hause entzückte; allein die Philanthropie, die aus dem Herzen des Predigers strömend, sich durchs ganze Dorf verbreitete, und die Einwohner in süße und feste Bande gesellschaftlichen Vertrags vereinigte, war göttlich. Die schöne Lage des Orts traf mit alle diesem zusammen, um Leloncourt beynahe zum Paradiese zu machen. Herr Verneuil seufzte, es so bald verlassen zu müssen: „Ich brauchte nicht weiter zu suchen," sagte er: „denn hier wohnen Glück und Weisheit zusammen."

Das Wohlgefallen war gegenseitig: La Lüc und seine Familie fanden so viel Vergnügen in Herrn Verneuils Gesellschaft, daß sie mit Schmerz auf die Zeit seiner Abreise hinsahn, und ihn bewegten, seinen Aufenthalt noch um einige Tage zu verlängern. Er hatte nunmehr den Gebrauch seines Arms wieder erlangt, und sie machten verschiedne kleine Lustreisen zwischen den Gebürgen, wobey Adeline und Clara, die durch ihrer Tante Sorgfalt vollkommen wieder hergestellt war, sie meistens begleiteten.

Nach Verlauf einer Woche nahm Herr Verneuil endlich Abschied von seinem liebreichen Wirth und seiner Familie: sie trennten sich mit gegenseitiger Bekümmerniß, und der erste versprach auf seiner Rückreise von Genf, wieder über Leloncourt zu gehen. Als er dieses sagte, sah Adeline, die seit einiger Zeit mit großer Unruhe La Lücs abnehmende Gesundheit bemerkt hatte, sein mattes Gesicht traurig an, und that ein stilles Gebeth, daß er leben möchte, um Herrn Verneuils Besuch zu empfangen.

Mademoiselle war die einzige, die seine Abreise nicht beklagte: sie sah, daß die Anstrengung, welche ihr Bruder sich auflegte, um seinen Gast zu unterhalten, seinen jetzigen Gesundheitszustande zu schwer ward, und freute sich, daß er wieder in Ruhe kommen würde.

Allein diese Ruhe brachte La Lüc keine Lin-

derung seiner Unpäßlichkeit mit: die Ermüdung seiner letzten kleinen Reisen schien sie vermehrt zu haben, und sie gewann im kurzem den Anschein einer Auszehrung. Auf das Bitten seiner Familie ging er nach Genf, um die dortigen Ärzte zu Rathe zu ziehn, die ihm die Luft von Nizza zu versuchen, empfahlen.

Die Reise dahin war lang, und da er sein Leben auf allen Fall für mißlich hielt, stand er bey sich an, ob er sie unternehmen sollte. Auch war er ungeneigt, die Pflichten seiner Pfarre so lange zu versäumen; doch würden ihn alle diese Betrachtungen nicht abgehalten haben, hätte er auf das Clima von Nizza eben so viel Vertrauen gehabt, als seine Ärzte.

Seine Pfarrkinder fühlten, wie wichtig das Leben ihres guten Predigers für sie war: sie betrachteten es als eine gemeinschaftliche Angelegenheit, und gaben ein Zeugniß seines Werthes und ihres Gefühls desselben, dadurch, daß sie in Gesammtheit zu ihm gingen, und ihn bathen, sie zu verlassen. Dieser Beweiß ihrer Liebe rührte ihn tief, und war mit den Bitten der Seinigen und der Betrachtung, daß es Pflicht gegen sie alle sey, sein Leben zu verlängern, zu mächtig, um zu widerstehn; er beschloß also sich nach diesem Orte aufzumachen.

Es wurde bestimmt, daß Clara und Adeline, für deren Gesundheit La Lüc eine Verände-

rung des Orts und der Scene sehr zuträglich glaubte, nebst dem treuen Peter ihn begleiten sollten.

Am Morgen seiner Abreise versammelte sich eine Menge seiner Pfarrkinder, um ihm Lebewohl zu sagen. Es war eine rührende Scene! Sie begleiteten ihn, nachdem er nebst Clara und Adelinen von seiner Schwester Abschied genommen hatte, noch eine große Strecke weit aus dem Dorfe. So wie er langsam fortritt, warf er einen letzten, zögernden Blick auf seine kleine Heimath, wo er so viele friedliche Jahre verlebt hatte, und die er jetzt vielleicht zum letzten Mahl ansah. Thränen stiegen ihm in die Augen, allein er verhielt sie. Jeder Gegenstand, an dem er vorbey kam, regte eine zärtliche Erinnerung in ihm auf. Er sah nach dem Orte hin, der dem Gedächtniß seines geliebten Weibes gewidmet war: die thauigten Morgendünste hüllten ihn ein, und La Lüc fühlte einen Schmerz, ihn nicht noch einmahl sehn zu können, den nur diejenigen rechtfertigen werden, welche aus Erfahrung wissen, wie innig die Einbildungskraft an einem Gegenstande hängt, der mit dem Gegenstand unsrer Zärtlichkeit, wenn auch noch so entfernt, verbunden ist. In solchen Fällen ertheilt die Fantasie den Illusionen schwärmender Liebe den Stempel der Wirklichkeit, und sie sind dem sehnenden Herzen unaussprechlich theuer.

La Lüc und seine kleine Gesellschaft reisten in gemächlichen Tagereisen fort; und nachdem sie einige Tage zwischen den romantischen Gebürgen und ländlichen Ebnen von Piemont hingeritten waren, kamen sie in die reiche Landschaft Nizza. Die fröhlichen, üppigen Aussichten, die sich jetzt ihrem Blicke öffneten, wie sie sich zwischen den Hügeln hinwanden, glichen den Scenen feenmäßiger Bezauberung, oder denjenigen, welche die einsame Träumerey der Dichter schafft. Während die gewundenen Gipfel der Berge die beschneite Strenge des Winters zeigten, beschatteten die Fichte, Cypresse, Olive und Myrthe ihre Seiten mit den grünen Farben des Frühlings, und Wäldchen von Orangen, Limonen- und Citronenbäumen verbreiteten über ihren Fuß den vollen Glanz des späten Sommers. Immer wurde die Gegend abwechselnder, und endlich haschte Adeline einen Schimmer des fernen Gewässers der Mittelländischen See, der schwach im blauen wolkenlosen Horizont erlosch. Sie hatte noch nie den Ocean gesehn, und dieser schnelle Anblick erweckte ihre Einbildungskraft und erfüllte sie mit ungeduldigem Verlangen nach einer nähern Aussicht.

Der Tag neigte sich, als die Reisenden, die sich um ein steiles Vorgebürge der Alpenreihe wanden, welche das Amphitheater von Nizza krönt, auf die grünen Anhöhen die sich bis zu den

Ufern erstrecken, auf die Stadt und ihre alte Festung und auf das weite Gewässer des Mittelländischen Meeres, mit den Corsischen Gebürgen in weiter Ferne, herabsahn. Ein solcher Strich von See und Land, so abwechselnd vom Lebhaften, Prächtigen und Erhabnen würde jedes Auge zur Bewunderung gefesselt haben. Bey Adelinen und Clara erhöhten Neuheit und Enthusiasmus die Reize des Anblicks. Die milde, wohlthätige Luft schien La Lüc in dieser lächelnden Region zu bewillkommnen, und die heitre Atmosphäre unveränderlichen Sommer zu versprechen. Endlich kamen sie auf die kleine Ebene herab, wo Nizza erbaut ist, die weiteste Fläche ebner Erde, durch welche sie seit ihrem Eintritt in diese Grafschaft gekommen waren. Hier, im Busen der Gebürge, vor dem Nord- und Ostwinde geschützt, wo nur der Hauch des Wests zu athmen schien, waren alle Blühten des Frühlings und Reichthümer des Herbstes vereinigt. Myrthen-Bäume faßten die Straße ein, die sich zwischen Orangen, Citronen- und Bergamotten-Wäldern hinwand, deren köstliche Wohlgerüche sich in den Duft der Rosen und Nelken mischten, die in ihrem Schatten blühten. Die sanft schwellenden Hügel, welche aus dem Thale aufstiegen, waren mit Weinstöcken bedeckt, oder mit Cypressen-, Oliven- und Dattel-Bäumen gekrönt: jenseits erschienen die Wipfel der hohen Berge,

die sie herabgekommen waren, an welchen der kleine Fluß Paglion hinfließt, und vom Schnee, der ihre Höhen herabrinnt, angeschwollen, durch das Thal sich schlängelt, bis er die Mauern von Nizza spült und in die See fällt.

Die Stadt verlor bey näherm Anblick vieles von ihrer Bezauberung: die engen Straßen und schlechten Häuser entsprachen der Erwartung nicht, welche die ferne Aussicht ihrer Wälle, ihres bunt mit Schiffen geschmückten Hafens zu berechtigen schien. Auch das Ansehn des Wirthshauses, wo La Lüc abstieg, trug nicht bey, seine getäuschte Erwartung zu mildern; es befremdete ihn, so schlechte Bequemlichkeit im Gasthofe einer Stadt zu finden, die als Zuflucht Genesender berühmt ist, und seine Verwunderung stieg, als er hörte, wie schwer es sey, meublirte Zimmer zur Miethe zu bekommen.

Nach langem Suchen verschaffte er sich eine Wohnung, in einem kleinen, aber angenehmen Hause, das eine kleine Strecke ausserhalb der Stadt lag; es hatte einen Garten und eine Terrasse, von welcher man die See übersah, und zeichnete sich durch eine gewisse Reinlichkeit aus, die in den Häusern von Nizza ungewöhnlich schien. Er bedang sich der Kost bey der Familie, die noch einen Herrn und Dame am Tische hatte, und war nunmehr fürs erste ein Einwohner dieses reizenden Climas.

La Lüc traf oftmahls auf seinen Spaziergängen angenehme Gesellschafter an, die gleich ihm, um Gesundheit zu suchen, nach Nizza gekommen waren. Er bildete sich bald aus ihnen einen kleinen, auserlesnen Zirkel, in welchem sich ein Franzose einfand, dessen sanfte Sitten, mit einer tiefen, anziehenden Schwermuth geprägt, La Lüc vorzüglich interessirten. Er sprach selten von sich selbst, und hüthete sich, irgend eines Umstandes zu erwähnen, der zur Kenntniß seiner Familie führen konnte; über andre Gegenstände aber sprach er mit Offenheit und Einsicht. La Lüc hatte ihn oftmahls in seine Wohnung geladen, allein er schlug immer die Einladung aus, und zwar auf eine so sanfte Art, daß er das Mißvergnügen entwaffnete, und La Lüc überzeugte, daß seine Weigerung nur die Folge einer gewissen Niedergeschlagenheit des Gemüths sey, die ihn von allem Umgang mit andern Fremden abgeneigt machte.

La Lücs Beschreibung von diesem Fremden hatte Claras Neugier, und die Sympathie, welche die Unglücklichen für einander fühlen — denn Adeline zweifelte nicht, daß er unglücklich sey — Adelinens Mitleid rege gemacht. Bey ihrer Zurückkunft von einem Abendspaziergang, zeigte La Lüc ihnen den Fremden, der still vor sich hin ging, und beschleunigte seinen Schritt, um ihn einzuhohlen. Adeline fühlte anfangs einen Trieb

ihm zu folgen; allein Delikatesse hielt ihre Schritte zurück: sie wußte, wie peinlich die Gegenwart eines Fremden oft dem verwundeten Herzen ist, und enthielt sich, um der bloßen Befriedigung einer eitlen Neugierde willen, sich ihm aufzudringen. Sie schlug einen andern Weg ein; aber der Zufall vereitelte die zarte Schonung, die ihr Zusammentreffen verhindern sollte und La Lüc stellte den Fremden vor. Adeline empfing ihn mit einem holden Lächeln, suchte aber den Ausdruck von Mitleid zu unterdrücken, den unwillkührlich ihre Züge angenommen hatten: sie wünschte nicht von ihm bemerkt zu seyn, daß sie ihn für unglücklich hielt.

Er sah sie an, und schien von ihrem Anblick betroffen. Eine schnelle Röthe überzog sein Gesicht, doch faßte er sich sogleich, und beantwortete ihre Bewillkommung aufs verbindlichste. Von diesem Augenblick an schlug er La Lücs Einladungen nicht länger aus; er kam oft, und begleitete Adelinen und Clara auf ihren Spaziergängen. Die sanfte, geistvolle Unterhaltung der erstern schien seinem Herzen wohl zu thun, und er sprach in ihrer Gesellschaft oft mit einer Lebhaftigkeit, die La Lüc noch nie an ihm bemerkt hatte. Auch Adeline fand in der Ähnlichkeit ihres Geschmacks, und in seinem aufgeklärten Gespräch eine Befriedigung, die mit dem Mitleid, welches seine Niedergeschlagenheit ihr einflößte,

zusammenwirkte, ihm ihr Vertrauen zu gewinnen, und sie sprach mit einer ungezwungnen Offenheit, die ihrer jetzigen Gemüthsstimmung ungewöhnlich war, mit ihm.

Seine Besuche wurden immer häufiger. Er ging mit La Lüc und seiner Familie aus; er begleitete sie auf ihren kleinen Wanderungen, um die prächtigen Überreste des Römischen Alterthums zu besehn, die Nizzas Gegend schmücken. Wenn die Frauenzimmer bey der Arbeit zu Hause sassen, erheiterte er ihre Stunden durch Vorlesen, und sie hatten das Vergnügen, ihn oft merklich erleichtert von seiner schweren Melancholie zu sehn.

Herr Amand war leidenschaftlich für Musik eingenommen. Clara hatte nicht vergessen, ihre geliebte Laute mitzubringen, oft berührte er die Saiten in den süßesten klagendsten Fantasien; nie aber ließ er sich bewegen ordentlich zu spielen. Wenn aber Clara oder Adeline spielten, saß er in tiefer Träumerey und verloren für alles andre, nur heftete er oft seine Augen in wehmüthigem Anstaunen auf Adelinen, und ein Seufzer entschlüpfte ihm.

La Lüc hatte jetzt beynahe vierzehn Tage in Nizza zugebracht, und seine Gesundheit, statt sich zu bessern, schien vielmehr abzunehmen, doch wünschte er, das Clima noch etwas länger zu versuchen. Die Luft, welche ihre Heilkraft bey Adelinens ehrwürdigem Freunde verfehlte, beleb-

te diese, und die Mannigfaltigkeit und Neuheit der Gegenstände um sie her, unterhielt ihren Geist, wiewohl sie weder das Andenken des Vergangenen austilgen, noch die Qualen der ihr immer gegenwärtigen Sehnsucht unterdrücken, und folglich das kranke Schmachten der Schwermuth nicht zerstreuen konnten. Gesellschaft, die sie zwang, ihre Aufmerksamkeit von dem Gegenstande ihres Trauerns abzuziehn, gewährte ihr nur eine vorübergehende Linderung, und meistens ließ die Spannung worin sie sich setzte, nur noch tiefere Ermattung zurück. In der Stille der Einsamkeit, in der ruhigen Beobachtung der Natur, erhielt ihre Seele ihren Ton wieder, und fand im Nachhängen des stillen Tiefsinns, der ihr zur Gewohnheit geworden war, Linderung und Stärkung. Von allen großen Gegenständen, welche die Natur hier zur Schau gelegt hatte, flößte keiner ihr höhere Bewundrung ein, als der weite Ozean. Sie mochte gern einsam an seinem Ufer wandeln, und wenn sie sich so lange von den Pflichten oder Formen der Gesellschaft fortschleichen konnte, saß sie oft zu ganzen Stunden am Ufer, beobachtete die rollenden Wellen, und horchte ihrem ersterbenden Gemurmel zu, bis ihre gesänftigte Fantasie ihr lange verfloßne Scenen zurückrief, und ihr Theodors Bild herstellte; — Thränen tiefen Jammers verdrängten dann nur zu oft die des sanftern Mitleids und

der Sehnsucht. Doch erregten diese Traumgesichter, so schmerzlich sie auch waren, nicht mehr den Wahnsinn des Schmerzes in ihr, als vormahls in Savoyen: die Schärfe des Jammers war gestumpft, wiewohl sein schwerer Druck vielleicht nicht minder stark war. Auf diese einsame Trauer folgte meistens Ruhe, und was Adeline für Ergebung zu halten, sich bemühte.

Mehrere Tage waren verstrichen, ohne daß Herr Amand sich sehn ließ. Endlich traf ihn Adeline auf einem ihrer einsamen Spaziergänge am Ufer. Er war blaß und niedergedrückt, und schien sehr bewegt, als er sie zu Gesichte bekam, sie suchte ihn zu vermeiden, da sie dieses bemerkte, aber er ging mit schnellen Schritten auf sie zu, und sagte, daß er in wenig Tagen Nizza verlassen würde.

„Ich habe keinen Nutzen von dem Klima verspürt," sagte er; „ach! welche Himmelsgegend kann wohl Krankheit des Herzens lindern! Ich gehe, um in der Abwechslung neuer Scene das Angedenken verschwundnen Glücks zu verlieren, aber vergebens. Wo ich auch sey, bin ich rastlos und elend!"

Adeline suchte ihm Hoffnung einzusprechen, daß Zeit und Ort seinen Kummer lindern würde.

„Die Zeit stumpft das schärfste Schneiden des Schmerzes," sagte sie, „ich weiß es aus der Erfahrung."

Doch widersprachen Thränen in ihren Augen, der Wahrheit ihrer Lippen.

„Sie waren also auch unglücklich Adeline! — Doch ich wußte es vom Anfang an. Das Lächeln des Mitleids, das Sie mir schenkten, sagte mir, daß Sie wüßten, was Leiden ist! — Sie heißen mich von der Zeit hoffen," fuhr er nach einem kurzen Stillschweigen fort — „ o so wissen Sie denn, daß ich mein Alles, mein Liebstes — ein angebetetes Weib verlor. Viele Monden sind seit ihrem Tode verstrichen, und doch scheint es mir erst seit gestern zu seyn. — Verzeihen Sie mir Adeline, daß ich mein Elend Ihnen aufdringe — aber lebhafter steigt ihr Bild in mir auf, wenn ich Sie sehe, Ihre Stimme höre — Ach diese Thränen aus Ihren Augen — aber noch einmahl vergeben Sie!"

Adeline wandte sich ab, um sie zu trocknen. Herr Amand zwang sich von etwas anderm zu reden, aber seine Stimme erlag unter der Anstrengung. Schweigend gingen sie nach dem Hause zu. La Lüc war ausgegangen, und Herr Amand wagte nicht, mit herein zu kommen, Adeline begab sich auf ihr Zimmer, niedergedrückt von ihrem eignen, und dem Leiden ihres liebenswürdigen Freundes.

Beynahe drey Wochen waren nunmehr zu Nizza verstrichen, und da La Lüc noch immer keine Lindrung, sondern vielmehr das Gegentheil verspürte, war der Arzt so redlich, ihm zu

gestehn, daß er wenig vom Clima hoffte, und rieth ihm, den Erfolg einer Seereise zu versuchen; und wenn auch dieses fehlschlüge so würde vielleicht die Luft von Montpellier ihm zuträglicher seyn, als die von Nizza. La Lüc hörte diesen uneigennützigen Rath zwar mit Dankbarkeit aber zugleich mit Kränkung an. Die Umstände, welche ihn abgeneigt gemacht hatten, Savoyen zu verlassen, machten ihn noch ungeneigter, seine Abwesenheit zu verlängern, und seine Ausgaben zu vermehren: allein die Bande der Zärtlichkeit, die ihn an die Seinigen knüpften, und die Liebe zum Leben, die so selten uns verläßt, siegten noch einmahl über minder wichtige Betrachtungen, und er entschloß sich, die See hinab bis Languedoc zu schiffen, wo er, im Fall die Fahrt seinen Erwartungen nicht entspräche, ans Land steigen und bis Montpellier gehn wollte.

Als Herr Amand hörte, daß La Lüc in wenig Tagen Nizza zu verlassen dächte, beschloß er, nicht vor ihm fortzugehn. Er besaß noch nicht Selbstbeherrschung genug, um sich in dieser Zwischenzeit Adelinens öftere Unterhaltung zu versagen, wiewohl ihre Gegenwart, die ihn an seine verlorne Gattinn erinnerte, ihm mehr Schmerz als Trost gab. Er war der zweyte Sohn eines französischen Edelmanns, und ohngefähr ein Jahr lang mit einem Weibe verheyrathet gewesen, das er lange zärtlich geliebt hatte, als sie

im

im Kindbette starb. Das Kind folgte bald der Mutter nach, und überließ den trostlosen Vater dem Schmerz, der so heftig an seiner Gesundheit nagte, daß sein Arzt es für nothwendig hielt, ihn nach Nizza zu schicken. Allein die dortige Luft hatte ihm wenig Nutzen gebracht, und er beschloß, weiter in Italien zu gehn, wiewohl er nicht mehr das warme Interesse für diese reizenden Gegenden empfand, die in glücklichern Tagen, und mit ihr, die er nie zu bejammern aufhörte, ihm den höchsten Seelengenuß würden verschafft haben. Jetzt suchte er nur sich selbst zu entfliehn, oder vielmehr dem Bilde, welches einst sein höchstes Glück ausmachte.

Nachdem La Lüc seine Einrichtung getroffen hatte, miethete er ein kleines Schiff, und sagte in wenig Tagen mit der schwachen Hoffnung auf einem neuen Elemente die Gesundheit zu finden, die bisher seines Nachjagens gespottet hatte, den Ufern von Italien, und den gethürmten Alpen Lebewohl.

Herr Amand nahm einen traurigen Abschied von seinen neuen Freunden, die er bis ans Ufer begleitete. Als er Adelinen an Bord half, war sein Herz zu voll um ihr Lebewohl sagen zu können; aber lange stand er am Ufer, verfolgte mit den Augen ihren Lauf übers Wasser, und winkte mit der Hand, bis Thränen sein Gesicht verdunkelten. Der Wind wehte sanft das Schiff von

der Küste, und Adeline sah sich von den kräuselnden Wellen des Ozeans umgeben. Das Ufer schien zurück zu weichen, die Berge sich zu verkleinern, die fröhlichen Farben der Landschaft in einander zu schmelzen, und in kurzen sah man Herrn Amands Gestalt nicht mehr: die Stadt Nizza mit ihrem Schloß und Hafen schwand zunächst in der Ferne und die Purpurfarbe der Berge war endlich alles, was vom Saume des Horizonts übrig blieb. Sie seufzte, und ihre Augen füllten sich mit Thränen.

„So verschwand meine Aussicht auf Glück," sagte sie, „und meine Zukunft gleicht der Wüste des Wassers, das mich umgibt."

Ihr Herz war voll, und sie zog sich zurück in einen Winkel des Verdecks, wo sie ihren Thränen nachhing, so wie sie das Schiff seinen Weg durch das flüssige Glas schneiden sah. Das Wasser war so durchsichtig, daß sie bis zu einer beträchtlichen Tiefe die Sonnenstrahlen spielen, und Fische von mannigfaltigen Farben durch den Strom schimmern sehn konnte. Unzählige Seepflanzen breiteten ihre starken Blätter unten auf dem Felsen aus, und das reiche Grün bildete einen schönen Contrast mit dem glühenden Scharlach der Corallen, die sich neben ihnen reihten.

Endlich verschwand auch die ferne Küste gänzlich. Adeline staunte mit der erhabensten Em-

pfindung die grenzenlose Fläche von Wasser an, die sich von allen Seiten ausbreitete: sie schien gleichsam in eine neue Welt getrieben: die Größe und Unermeßlichkeit der Aussicht überwältigte und betäubte sie; einen Augenblick zweifelte sie an der Wahrheit des Compaß, und hielt es beynahe für unmöglich, daß das Schiff seinen Weg durch die pfadlosen Gewässer hin zu einem Ufer finden könnte. Und wenn sie dann wider dachte, daß nur ein Brett sie vom Tode trennte, verdrängte ein Gefühl unvermischten Schreckens das der Erhabenheit, und eilends wandte sie ihre Augen von der Aussicht, und ihre Gedanken von dem Gegenstande ab.

Siebentes Kapitel.

Gegen Abend steuerte der Capitain, um der Gefahr, auf einen barbarischen Corsaren zu treffen, aus dem Wege zu gehn, nach der französischen Küste, und Adeline unterschied im Glanz der untergehenden Sonne, die Ufer der Provence mit Wald gefiedert, und grün von Weide. La Lüc, matt und krank, hatte sich in die Cajütte zurückgezogen, wohin Clara ihn begleitete. Der Steuermann am Helm, der das schlanke Fahrzeug durch das rauschende Wasser führte, und ein

einsamer Bootsknecht der sich mit übereinander-gekreuzten Armen gegen den Mast lehnte, und von Zeit zu Zeit Stellen aus einem Trauerliede sang, waren ausser Adelinen alle lebendigen Gegenstände, die auf dem Verdeck blieben. Adeline beobachtete schweigend die untergehende Sonne, die einen gelben Glanz auf die Wellen und Seegel warf, die sanft in dem Winde, der jetzt erstarb, schwollen. Endlich sank die Sonne unter den Ozean; die Dämmerung schlich sich über die Scene, ließ nur noch die schattigten Ufer übrig, und berührte mit einem feyerlichen Hauch den weiten Kreis des Wassers.

So wie die Schatten sich verdickten, sank die Gegend in tiefe Ruhe. Selbst des Matrosen Gesang hatte aufgehört: man vernahm keinen Laut, als den des Wassers, das unter dem Schiffe anschlug, und sein schwächeres Murmeln an der mit Kieselsteinen besäeten Küste. Adelinens Seele war im Einklang mit der Ruhe der Stunde: eingewiegt von den Wellen gab sie sich einer stillen Melancholie hin, und saß in Träumen verloren da. Der gegenwärtige Augenblick rief ihr die Fahrt auf der Rhone ins Gedächtniß, als sie vor dem gefürchteten Marquis de Montalt Zuflucht suchte, und so ängstlich in der Zukunft zu lesen wünschte. Sie betrachtete damahls, so wie jetzt, den Fall des Abends, und die schwindende Aussicht, und erinnerte sich, welch

ein verlaßnes Gefühl damahls den Eindruck dieser Gegenstände begleitete. Damahls hatte sie keine Freunde, keine Zuflucht, keine Sicherheit, der Verfolgung ihres Feindes zu entgehn. Jetzt hatte sie zärtliche Freunde gefunden — eine sichre Zuflucht — war von den Schrecken, die sie damahls litte, befreyt, — aber noch immer war sie unglücklich. Theodors Erinnerung — Theodors, der sie so herzlich geliebt, so viel für sie gewagt und erduldet hatte, von dessen Schicksal sie noch eben so wenig wußte, als da sie über die Rhone kreuzte, war ihrem Herzen eine unablässige Qual. Sie schien weiter als je von der Möglichkeit entfernt, von ihm zu hören. Oft schwebte eine schwache Hoffnung ihr vor, daß er der Bosheit seines Verfolgers entwischt sey; wenn sie aber den bittern Haß, und die Macht des Marquis bedachte, und das schreckliche Licht, worin das Gesetz einen Angriff auf einen Vorgesetzten betrachtet, so verschwand auch diese armselige Hoffnung, und überließ sie Thränen und Jammer, wozu diese Träumerey, die nur mit einer Regung sanfter Schwermuth begann, endlich führte. Sie sann fort, bis der Mond aus dem Grunde des Ozeans aufstieg, und mit seinem zitternden Glanz auf den Wellen, Frieden ringsum ausgoß, und die Stille feyerlicher machte. Er strahlte ein sanftes Licht auf die weissen Seegel, und warf den langen Schatten des Schiffes, das jetzt, von kei-

nem Gegenstrom mehr gehindert, hinweg zu gleiten schien, über das Wasser. Ihre Thränen hatten einigermaßen den Schmerz ihrer Seele gelindert, und sie ruhte wieder in stiller Melancholie, als eine Melodie, so süß und überirrdisch, daß sie mehr einer himmlischen als sterblichen Musik glich, sich durch die Stille stahl, so sanft, so entzückend tönte sie in ihr Ohr, daß sie vom Jammer zu Hoffnung und Liebe sie rief. Sie weinte wieder — aber Thränen, die sie nicht für Fröhlichkeit und Freude ausgetauscht haben würde. Sie sah sich um, wurde aber weder Schiff noch Boot gewahr, und so wie die schwebenden Töne auf der fernen Luft schwollen, schienen sie ihr vom Ufer zu kommen. Oft verwehte sie der Wind, und brachte sie wieder in sanft schmachtenden Tönen zurück. Da auf solche Art die Luft den Zusammenhang brach, war es mehr Musik, als Melodie, was sie auffing, bis der Steuermann dem Ufer näher kam, und sie die Noten eines ihrem Ohre vertrauten Gesangs unterschied. Sie sann nach, wo sie ihn gehört hatte, aber vergebens, doch klopfte beynahe unwillkührlich etwas der Hoffnung gleiches in ihrem Herzen. Immer noch horchte sie, bis der Wind wieder die Töne stahl. Mit Bekümmerniß sah sie nun, daß das Schiff sich von ihnen fortbewegte, und endlich zitterten sie schwach auf den Wellen, sanken in der Ferne hinweg, und wurden nicht mehr

gehört. Sie verweilte noch lange auf dem Verdeck, ungeneigt, die Erwartung, sie wieder zu hören, fahren zu lassen, und ihr Zauber ertönte noch immer auf ihrer Fantasie, bis sie endlich mit einem Grad von Unmuth, den die Veranlassung nicht zu rechtfertigen schien, sich in ihre Cajütte zurück zog.

La Lüc besserte sich merklich; seine Munterkeit nahm zu, und als das Schiff in den Golfe de Lyons einlief, war er munter genug, um vom Verdeck die edle Aussicht, welche die schwindenden Ufer der Provence, die sich in den Fernen von Languedoc endigen, dem Auge darbiethen zu genießen. Die Zeit verstrich ihnen zwischen Vergnügen und Belehrung, denn La Lüc fand ein Vergnügen, seinen aufmerksamen Schülerinnen die Sitten und den Handel der verschiednen Bewohner der Küste, und die Naturgeschichte ihres Landes zu beschreiben; oder in der Einbildungskraft den fernen Wanderungen der Flüsse bis zu ihrer Quelle nachzuspüren, und die charakteristischen Schönheiten der Scene zu bezeichnen.

Nach einer angenehmen Reise von wenig Tagen wichen die Ufer der Provence zurück; die Küste von Languedoc, welche lange die Ferne begrenzt hatte, wurde der große Gegenstand der Scene, und die Matrosen steuerten dem Hafen zu. Sie landeten Nachmittags in einer kleinen Stadt, die am Fuße einer waldigten Anhöhe lag, zur Rech-

ten die See, und zur Linken die reichen Thäler von Languedoc, geschmückt mit purpurnem Weine beherrschte. La Lüc beschloß, seine Reise bis zum folgenden Tage aufzuschieben, und wurde nach einem kleinen Wirthshause am äußersten Ende der Stadt gewiesen, wo er mit der Bewirthung, so wie sie war, zufrieden zu seyn suchte.

Am Abend lockte die schöne Stunde und das Verlangen, neue Gegenden zu entdecken, Adelinen zu einem Spaziergang. La Lüc war zu müde, um auszugehn, und Clara blieb bey ihm. Adeline nahm ihren Weg nach dem Walde, der vom Rande der See aufstieg und klimmte die wilde Anhöhe hinan, an welcher er hing. Oft sah sie im Gehn zurück, um zwischen dem dunkeln Laube das blaue Wasser der Bay, das weisse Seegel, das neben ihr flatterte, und den zitternden Schein der untergehenden Sonne aufzufangen. Als sie den Gipfel erreichte und über die dunkeln Spitzen der Wälder auf die weite, mannigfaltige Aussicht herab sah, bemächtigte sich ihrer ein stilles Entzücken, und ohne den Flug der Zeit zu merken, blieb sie stehn, bis die Sonne die Gegend verlassen hatte, und die Dämmerung ihren feyerlichen Schatten auf die Berge warf. Nur die See strahlte noch den erlöschenden Glanz des Westen nieder; ihre ruhige Fläche wurde nur stellenweise von d n tiefen Winde gestört, der in zitternden Linien auf dem Wasser

hinschlich, und von da zu dem Walde empor steigend, das leichte Laub schüttelte und hinweg starb.

Endlich verließ Adeline die Höhen, und folgte einem kleinen Fußwege, der sich zum Ufer hinabwand: ihre Seele war jetzt schönen Eindrücken vorzüglich geöfnet, und die süßen Töne der Nachtigall zwischen der Stille der Wälder, weckten sie zu hoher Begeistrung.

Die sich verbreitende Dämmerung erinnerte sie plötzlich an ihre weite Entfernung vom Wirthshause, und daß sie durch einen wilden, einsamen Wald ihren Rückweg suchen mußte: sie sagte der Syrene Addieu die so lange sie aufgehalten hatte, und verfolgte mit schnellen Schritten den Pfad. Nachdem sie eine Weile darauf fortgeschritten war, verirrte sie sich im Dickigt, und die zunehmende Dunkelheit ließ ihr nicht zu, von der Richtung, in der sie sich befand, zu urtheilen. Ihre Angst machte ihr den Weg noch schwerer: sie glaubte in einiger Entfernung Menschenstimmen zu hören und beflügelte ihre Schritte, bis sie sich am Seeufer befand, das die Waldung überhing. Ihr Athem war jetzt erschöpft. Sie stand einen Augenblick still, um sich zu erhohlen, und horchte ängstlich: allein statt menschlicher Stimmen hörte sie schwach in der Luft die Töne klagender Musik schwellen. Ihr Herz stets den Eindrücken der Tonkunst offen, schmolz mit der Melodie, und

auf einen Augenblick verlor sich ihre Furcht in süßer Bezaubrung. Bald mißte sich Erstaunen in dieß Entzücken, als sie beym Herannahen der Töne den Laut des Instruments, und die Melodie der wohl bekannten Arie unterschied, die sie vor wenig Abenden von den Ufern der Provence gehört hatte. Allein, sie hatte nicht Zeit zu Vermuthungen, Fußtritte näherten sich, und sie erneuerte ihre Eile. Sie war nunmehr aus der Dunkelheit der Wälder hervorgegangen, und der hell scheinende Mond zeigte ihr längs der Sandfläche, in der Ferne Stadt und Hafen. Die Schritte, die ihr folgten, erreichten sie jetzt, und sie sah zwey Männer, die wie es schien, im Gespräch vorbey gingen, ohne sie zu bemerken; indem sie aber vorüber gingen, schien ihr die Stimme des einen bekannt. — Jetzt folgte ein andrer Schritt, und eine grobe Stimme rief ihr, still zu stehn. So wie sie eilends sich umsah, erblickte sie unvollkommen bey Mondenlicht einen Mann im Schifferkleide, der hinter ihr her kam, und immer fortrief. Von Schrecken getrieben, flog sie den Sand hinab, aber ihre Schritte waren kurz und bebend — die ihres Verfolgers stark und schnell.

Sie hatte eben Kräfte genug, die Männer zu erreichen, die zuvor an ihr vorbey gegangen waren, und sie um Schutz anzuflehn, als ihr Verfolger heran kam, plötzlich aber sich in die Wälder drehte, und verschwand.

Ihr Athem war zu kurz um die Fragen der Fremden, die sie unterstützten, zu beantworten, bis ein plötzlicher Ausruf und der Laut ihres eigenen Nahmens ihre Augen aufmerksam auf den Mann zog, der ihn aussprach, und sie in den Strahlen, die stark auf seine Züge fielen, Herrn Verneuil erkannte! — Gegenseitige Freude und Erklärung folgte, und als er erfuhr, daß La Lüc und seine Tochter in dem Gasthofe wären, fühlte er ein doppeltes Vergnügen, sie dahin zu begleiten. Er sagte, daß er zufällig einen alten Freund, den er unter den Nahmen, Mauron, ihr vorstellte, im Savoyengebürge gefunden, und daß dieser ihn bewegt hätte, seine Route zu verändern, und ihn an die Küste des Mittelländischen Meers zu begleiten. Sie hätten sich erst vor wenig Tagen am Ufer der Provence eingeschifft, und wären diesen Nachmittag in Languedoc bey Herrn Maurons Landgute ausgestiegen. Adeline zweifelte nun nicht mehr, daß es Herrn Verneuils Flöte, die sie so oft zu Leloncourt entzückt hatte, gewesen war, die sie auf der See hörte.

Als sie das Wirthshaus erreichten, fanden sie La Lüc in großer Angst um Adelinen, nach der er verschiedene Leute ausgeschickt hatte. Diese Angst verwandelte sich in Erstaunen und Vergnügen, als er sie mit Herrn Verneuil kommen sah, dessen Augen bey Claras Anblick von ungewöhn-

lichem Feuer strahlten. Nach den gegenseitigen Begrüßungen, bemerkte und beklagte Herr Verneuil, daß seine Freunde in diesem Wirthshause so sehr schlechte Bequemlichkeit hätten; und Herr Mauron lud sie sogleich mit einer gastfreyen Wärme, die jede Einwendung der Delicatesse oder des Stolzes aufhob, auf sein Gut. Der Wald, den Adeline durchstrich, machte einen Theil seines Gebieths aus, das sich fast bis ans Wirthshaus erstreckte; allein er bestand darauf, daß sein Wagen sie nach dem Gute bringen sollte, und ging fort, um Anstalt zu ihrem Empfang zu machen. Die Gegenwart des Herrn Verneuil, und die Gefälligkeit seines Freundes gaben La Lüc eine ungewöhnliche Munterkeit: er sprach mit einer Stärke und Lebhaftigkeit, die sie lange nicht an ihm gesehen hatten, und Clara gab Adelinen durch ein frohes Lächeln zu verstehen, wie sehr sie ihn schon durch die Reise gestärkt glaubte. Adeline beantwortete ihren Blick mit einem weniger zuversichtlichen Lächeln, weil sie seine gegenwärtige Lebhaftigkeit auf Rechnung einer andern vorübergehenden Ursache schrieb.

Herr Mauron war noch keine halbe Stunde fort, als ein Aufwärter Adelinen eine Empfehlung von einem Herrn brachte, der sich im Wirthshause befände, und sie zu sprechen wünschte. Der Mann, der sie am Strande verfolgt hatte, fiel ihr ein, und sie zweifelte nicht, daß der Fremde

ein Mensch wäre, der dem Marquis de Montalt angehörte, vielleicht gar er selbst, so unwahrscheinlich es auch war, daß er zufällig, an einem so verborgenen Ort, und so unmittelbar nach ihrer Ankunft sie entdeckt haben sollte. Mit zitternden Lippen und einem todtenblassen Gesicht fragte sie nach dem Nahmen des Herrn. Der Aufwärter wußte ihn nicht. La Lüc fragte, was es für eine Art von Person wäre, allein der Mensch verstand sich so wenig auf die Kunst zu beschreiben, und gab eine so verworrene Nachricht von ihm, daß Adeline kaum so viel herausbringen konnte, daß er nicht übergroß wäre. Da indessen dieser Umstand sie überzeugte, daß es nicht der Marquis seyn könnte, der ein sehr großer Mann war, fragte sie La Lüc, ob er erlauben wollte, daß der Fremde herein käme.

„Allerdings" antwortete La Lüc, und der Aufwärter ging hinaus. Adeline saß in ängstlicher Erwartung, bis die Thüre aufging und — Louis de La Motte herein trat. Er näherte sich mit beklommnen schwermüthigen Wesen, wiewohl sein Gesicht von einer augenblicklichen Freude glänzte, als er Adelinen zuerst sah — sie, die noch immer der Abgott seines Herzens war. Alle Besorgnisse vor dem Marquis waren nunmehr verschwunden, und sie hatte nichts angelegentlichers zu fragen, als wenn er Herrn und Frau von La Motte zuletzt gesehn hätte?

„Die Frage sollte ich vielmehr an Sie thun,“ sagte Louis etwas verlegen, „denn ich glaube, Sie haben sie später gesehn als ich. Ich habe seit einiger Zeit nichts von meinem Vater gehört, wahrscheinlich, weil mein Regiment in ein anderes Quartier verlegt ist.“

Er sah aus, als möchte er gern wissen, bey wem Adeline jetzt wäre, allein da sich hiervon in La Lücs Beysehn nicht sprechen ließ, leitete sie das Gespräch auf allgemeine Gegenstände, und sagte ihm bloß, sie hätte seine Ältern gesund verlassen. Louis sprach wenig, und sah Adelinen oft ängstlich an, während seine Seele unter einem schmerzhaften Druck zu arbeiten schien. Sie bemerkte es, und da sie seine Erklärung am Morgen seiner Abreise von der Abtey nicht vergessen hatte, schrieb sie seine Verlegenheit einer noch nicht vertilgten Leidenschaft zu, und schien sie nicht zu merken. Nachdem er wohl beynahe eine Viertelstunde unter einem Kampfe von Gefühlen, die er weder unterdrücken, noch verbergen konnte, gesessen hatte, stand er auf, um das Zimmer zu verlassen, und sagte im Vorbeygehen leise zu Adelinen: Erlauben Sie mir, Sie nur auf fünf Minuten allein zu sprechen. Sie besann sich verlegen und sagte dann, „da niemand als Freunde von ihr gegenwärtig wären, so bäte sie ihn, sich ohne Zwang hier zu äussern.“

„Entschuldigen Sie mich, „sagte er in eben

dem leisen Ton; „was ich zu sagen habe, geht Sie sehr nahe an, und nur Sie. Ich bitte, gönnen Sie mir auf einige Augenblicke Gehör.“

Er sagte dieß mit einem Blick, der sie befremdete, und nachdem sie Lichter in ein andres Zimmer bestellt hatte, führte sie ihn dahin.

Louis saß einige Augenblicke stumm und in sichtlich starker Bewegung. Endlich sagte er: „Ich weiß nicht, ob ich mich über dieses unvermuthete Zusammentreffen freuen oder beklagen soll; wiewohl, wenn Sie in guten Händen sind, ich mich unstreitig freuen muß, so schwer auch das Geschäft, welches mir jetzt obliegt, mir wird. Ich bin nicht unbekannt mit den Gefahren und Verfolgungen, die Sie erlitten haben, und kann meinen ängstlichen Wunsch, zu wissen wie jetzt Ihre Lage ist, nicht unterdrücken. Sind Sie in der That bey Freunden?“

„Bey sehr guten Freunden,“ antwortete Adeline; „Herr von La Motte hat Ihnen also gesagt —“

„Nein,“ fiel Louis mit einem tiefen Seufzer ein; „nicht mein Vater,“ — er schwieg — „aber ich freue mich — gewiß ich freue mich herzlich, daß Sie in Sicherheit sind. Wüßten Sie, liebenswürdige Adeline, was ich gelitten habe! —“

„Verzeihn Sie mir,“ unterbrach ihn Adeline, „ich verstand, Sie hätten mir etwas wich-

tiges zu sagen. Darf ich Sie erinnern, daß ich nicht lange Zeit habe?"

„Es ist allerdings wichtig, allein ich weiß nicht, wie ich es anbringen, wie ich es sänftigen soll — o mein armer Freund!"

„Von wem reden Sie," fiel Adeline hastig ein. — Louis stand vom Stuhl auf und ging im Zimmer umher. „Ich wollte Sie vorbereiten auf das, was ich zu sagen habe," fing er wieder an — „allein bey meiner Seele, ich bin es nicht im Stande."

„Ich beschwöre Sie, halten Sie mich nicht länger in Ungewißheit," sagte Adeline, der ein wilder Gedanke aufstieg, daß es Theodor sey, von dem er reden wollte. Louis zögerte noch. „Ist es — o ist es, ich beschwöre Sie, sagen Sie mir nur das ärgste," rief sie mit Todesangst — ich kann es ertragen, gewiß ich kann es."

„Mein unglücklicher Freund!" rief Louis —

„O Theodor, Theodor" stammelte Adeline schwach — lebt er noch!"

„Ja, aber —" er hielt inne.

„Aber was?" rief Adeline heftig zitternd. „Wenn er lebt, können Sie mir nichts schrecklicheres sagen, als meine Furcht mir eingibt. Ich beschwöre Sie nochmahls, zögern Sie nicht."

Louis setzte sich wieder auf seinen Stuhl, und suchte eine gefaßte Miene anzunehmen. „Er lebt," sagte er, „aber im Gefängniß, und —

denn

denn warum sollte ich Sie täuschen — ich fürchte, er hat wenig in dieser Welt zu hoffen."

„Das habe ich lange gefürchtet," sagte Adeline mit einer Stimme erzwungner Fassung — „Sie haben noch etwas schrecklichers zu sagen, und ich bitte Sie nochmahls, sich zu erklären."

„Er hat alles von dem Marquis de Montalt zu fürchten. Ach warum sage ich zu fürchten? Sein Urtheil ist schon gesprochen — er ist zum Tode verurtheilt."

Bey dieser Bestätigung ihrer schrecklichen Ahndung verbreitete sich eine Todtenblässe über Adelinens Gesicht: sie saß ohne Bewegung, und ein Seufzer erstickte in ihrer Brust. Erschrocken über ihren Zustand, und in Erwartung, sie ohnmächtig werden zu sehn, wollte Louis ihr zu Hülfe springen, allein sie winkte ihm, unfähig zu sprechen, mit der Hand von sich ab. Er rief um Hülfe, und La Lüc, Clara und Herr Verneuil eilten schnell herbey.

Bey dem Laute ihrer Stimmen sah sie auf, und schien sich zu besinnen; gleich darauf machte ein tiefer Seufzer ihr Luft, und sie brach in Thränen aus. La Lüc war es lieb, daß sie weinen konnte, wirklich fühlte sie sich auch bald erleichtert, und bath, so bald sie zu reden fähig war, daß man sie wieder ins andre Zimmer bringen möchte. Louis begleitete sie dahin, und als

sie sich etwas besser befand, wollte er sich zurückziehn, allein La Lüc bath ihn zu bleiben.

„Vielleicht sind Sie ein Verwandter dieses jungen Frauenzimmers," sagte er, „und haben ihr Nachricht von ihrem Vater gebracht?"

„Verzeihn Sie, ich bin nicht mit ihr verwandt," antwortete Louis stockend.

„Dieser Herr," sagte Adeline, die nunmehr ihre zerstreuten Gedanken wieder gesammelt hatte, „ist ein Sohn des Herrn La Motte, dessen Sie mich vielleicht haben erwähnen hören."

Louis schien betroffen, als Sohn eines Mannes vorgestellt zu werden, der so unwürdig gegen Adelinen gehandelt hatte. Sie merkte es sogleich und suchte die Wirkung ihrer Worte zu mildern, indem sie hinzu setzte, daß La Motte sie aus einer dringenden Gefahr gerettet, und ihr viele Monathe lang eine Zuflucht unter seinem Dache verstattet hätte. — Adeline saß in einem Zustande schrecklicher Angst und Begierde, die nähern Umstände von Theodors Lage zu wissen, und konnte nicht Muth fassen, in La Lücs Gegenwart das Gespräch zu erneuern: doch wagte sie es, Louis zu fragen, ob sein Regiment in dieser Stadt läge.

Er antwortete, sein Regiment läge zu Vaceau, einer französischen Stadt an der spanischen Grenze; er wäre eben von Lyon übergefahren

und auf dem Wege nach Savoyen, wohin er in aller Früh morgen sich aufmachen wollte.

„Wir sind kürzlich daher gekommen," sagte Adeline; „darf ich fragen, nach welcher Gegend von Savoyen Sie gehn?"

„Nach Leloncourt."

„Nach Leloncourt? —" wiederhohlte Adeline voll Verwunderung.

„Ich bin in dem Lande nicht bekannt," versetzte Louis, „allein ich gehe um meinem Freunde zu dienen. Sie scheinen Leloncourt zu kennen, und wenn Sie wissen, daß Herr La Lüc daselbst wohnt, wie ich nicht anders vermuthe, so werden Sie den Zweck meiner Reise errathen."

„O Himmel, ist es möglich," rief Adeline — ist es möglich, daß Theodor Peyrou mit Herrn La Lüc verwandt ist?"

„Theodor! was ist es mit meinem Sohne?" fragte La Lüc in Bestürzung.

„Ihr Sohn," sagte Adeline, mit zitternder Stimme, „ihr Sohn!" Das Erstaunen und der Schmerz auf ihrem Gesichte vermehrte die Besorgniß des unglücklichen Vaters, und er erneuerte seine Frage. Allein Adeline war gänzlich unvermögend, ihm zu antworten, und Louis Beängstigung, so unerwartet den Vater seines unglücklichen Freundes zu finden, und das harte Geschäft vor sich zu sehn, ihm das Schicksal seines Sohnes zu entdecken, raubte ihm eine Zeit-

lang alle Sprache. La Lüc und Clara, deren Angst durch dieß schreckliche Schweigen nur höher stieg, wiederhohlten ihre Fragen.

Endlich überwältigte ein Gefühl von dem herannahenden Leiden des guten La Lüc alle andre Empfindung, und Adeline überwand sich genug, um Claren die schreckliche Nachricht auf eine mildernde Art beyzubringen, und sie in ein anderes Zimmer zu führen. Hier sagte sie ihr mit so viel Fassung, als sie zusammen raffen konnte, und mit der zärtlichsten Schonung, die Umstände von ihres Bruders Lage und verheelte ihr bloß sein schon ausgesprochnes Urtheil. Diese Erzählung brachte natürlich eine Eröffnung ihres Verhältnisses mit sich, und Clara entdeckte in der Freundinn ihres Herzens die unschuldige Ursache von ihres Bruders Verderben. Auch erfuhr Adeline, was daran Schuld gewesen war, daß ihr Theodors Verwandtschaft mit La Lüc so lange unbekannt blieb: Theodor hatte mit einem Gute, das ein Vewandter seiner Mutter ihm unter dieser Bedingung vermachte, seit etwa einem Jahre den Nahmen Peyrou angenommen. Er war zur Kirche bestimmt gewesen, allein sein Temperament machte ihn geneigter zu einem thätigen Leben, als die geistliche Tracht ihm verschaffen konnte, und so bald er sein Vermögen in die Hände bekam, kaufte er sich eine Capitains-Stelle in französischen Diensten.

Bey ihrem seltnen und oft unterbrochnen Zusammenseyn in Caux hatte Theodor seiner Familie nur im Allgemeinen erwähnt, und sie blieb also bey ihrer plötzlichen Trennung in Unwissenheit wegen seines Vaters Nahmen und Aufenthalt.

Claras Schmerz, als sie die Lage ihres Bruders erfuhr, ließ keine Mäßigung zu: Adeline die mit äusserster Anstrengung ihren Empfindungen so weit gebothen hatte, diese Nachricht mit leidlicher Fassung zu ertheilen, wurde nunmehr von ihrem eignen, und Claras hinzukommenden Leiden beynahe überwältigt. Während sie beyde den Jammer ihres Herzens ausweinten, ging, wo möglich, ein noch rührenderer Auftritt zwischen La Lüc und Louis vor. Dieser sah wohl ein, wie nothwendig es war, den armen Vater, zwar mit großer Behutsamkeit und allmählig, von dem ganzen Umfang seines Unglücks zu unterrichten. Er sagte ihm also, ohngeachtet Theodor anfangs nur wegen des Vergehens, seinen Posten verlassen zu haben, vor Gericht gefordert sey, wäre er jetzt wegen eines Angriffs auf seinen Obristen, den Marquis de Montalt, verurtheilt worden. Der Marquis hätte Zeugnisse beygebracht, daß sein Leben durch diesen Angriff in Gefahr gesetzt worden, und hätte die Verfolgung mit der bittersten Wuth betrieben, bis er endlich den Ausspruch erhalten, den das Regiment nicht verweigern konnte, jeder Offizier aber schmerzlich beklagte.

Louis setzte hinzu, daß das Urtheil in Zeit von vierzehn Tagen sollte vollzogen werden, und daß Theodor, äusserst unruhig, keine Antwort auf alle an seinen Vater geschickten Briefe erhalten zu haben, ihn noch einmahl zu sehn wünschte. Da nun keine Zeit zu verlieren gewesen sey, so hätte er es übernommen, nach Leloncourt zu gehen, und seinen Vater mit seiner Lage bekannt zu machen.

La Lûc nahm die Nachricht von seines Sohnes Zustand mit einem Schmerz auf, der weder Thränen noch Klagen zuließ. Er fragte, wo Theodor wäre, und verlangte zu ihm gebracht zu werden, dankte Louis für seine Freundschaft, und bestellte sogleich Postpferde.

Ein Wagen war bald bereit, und dieser unglückliche Vater, machte sich nach einem traurigen Abschiede von Herrn Verneuil, den er bath, ihn bey seinem Freunde Mauron zu entschuldigen, mit seiner Familie auf den Weg nach dem Gefängnisse seines Sohns. Die Reise geschah in tiefem Schweigen. Jeder bemühte sich aus Schonung des andern, den Ausbruch seines Schmerzes zu unterdrücken; mehr aber vermochten sie nicht. La Lûc schien ruhig und gefaßt; er schien oft im Stillen zu beten, allein man sah ohngeachtet seiner Mühe, es zu verbergen, auf seinem Gesicht, wie schwer ihm das Streben nach Ergebung und Ruhe ward.

Achtes Kapitel.

Wir kehren nunmehr zu dem Marquis de Montalt zurück, der, sobald er La Motten im Gefängniß zu D—y in sicherer Verwahrung gesehn und erfahren hatte, daß es noch nicht so bald zum Verhör kommen würde, sich wieder nach seiner Villa am Walde verfügte, wo er von Adelinen Nachricht zu vernehmen hoffte. Er war Anfangs willens gewesen, seinem Kammerdiener nach Lyon zu folgen; beschloß aber jetzt, einige Tage auf Briefe zu warten, denn er zweifelte nicht, daß seine Leute Adelinen einhohlen und sie wahrscheinlich schon in Sicherheit gebracht haben würden, ehe er die Stadt erreichen könnte. In dieser Erwartung wurde er schmerzlich getäuscht; sein Kammerdiener meldete ihm, wiewohl sie ihr glücklich bis in diese Stadt nachgespürt hätten, wäre es ihnen doch nicht möglich gewesen, ihr weiter zu folgen, oder sie zu Lyon zu erfragen. Wahrscheinlich verdankte sie dieses Entkommen ihrer stillen Einschiffung auf der Rhone, denn wie es scheint, dachten des Marquis Leute nicht daran, sie auf diesem Flusse zu suchen.

Bald nachher wurde seine Gegenwart zu

Vaceau erfordert, wo das Kriegsgericht Sitzung hielt; er ging dahin mit neu empörtem Zorn über seine letzte vereitelte Erwartung, und bewirkte Theodors Verurtheilung. Der Ausspruch wurde allgemein beklagt, denn Theodor war bey seinem Regiment sehr beliebt, und da die Ursache von des Marquis Haß gegen ihn bekannt war, nahm jedes Herz an seiner Sache Theil.

Louis de la Motte lag um diese Zeit gerade in der nähmlichen Stadt im Quartier; er hörte einen verworrnen Bericht von der Sache und da er überzeugt war, der Gefangne müsse eben der junge Offizier seyn, den er mit dem Marquis auf der Abtey gesehn hätte, trieb ihn theils Mitleid, theils Hoffnung, von seinen Ältern Nachricht zu hören, zu ihm. Die mitleidige Theilnahme, welche Louis äusserte, der Eifer, womit er ihm seine Dienste anboth, rührten Theodor, und erregten warme Erwiederung der Freundschaft in ihm. Louis besuchte ihn oft, that alles, was Freundschaft zur Lindrung seines Leidens nur eingeben konnte, und es entspann sich bald gegenseitige Achtung und Vertraulichkeit unter ihnen.

Theodor eröffnete endlich seinem Freunde den Hauptgegenstand seines Kummers, und dieser entdeckte zu seinem unaussprechlichen Schmerz, daß es Adeline war, die der Marquis so grausam verfolgt hatte, Adeline, um derentwillen der

großmüthige Theodor litt! Auch merkte er bald, daß Theodor sein begünstigter Nebenbuhler war, allein er unterdrückte edel die eifersüchtige Qual, welche diese Entdeckung ihm verursachte, und beschloß, daß kein Vorurtheil der Leidenschaft ihn von den Pflichten der Menschlichkeit und Freundschaft abhalten sollte. Er fragte begierig, wo denn Adeline jetzt wäre?

„Ich fürchte, sie ist noch in den Händen des Marquis!" sagte Theodor mit einem tiefen Seufzer. „O Gott, diese Ketten!" — und warf einen jammervollen Blick darauf.

Louis saß stumm und nachdenkend; endlich fuhr er aus seinem Tiefsinn auf, sagte, er wollte zu dem Marquis gehn, und verließ sogleich das Gefängniß. Der Marquis war schon nach Paris gereist, wohin er vorgeladen war, um bey La Mottens nahem Verhör zu erscheinen; und Louis, dem die letzten Vorfälle auf der Abtey noch unbekannt waren, ging wieder ins Gefängniß, wo er zu vergessen suchte, daß Theodor der begünstigte Nebenbuhler seiner Liebe war, und nur Adelinens Vertheidiger in ihm sah. Er trug ihm so ernstlich seine Dienste an, daß Theodor, den das Schweigen seines Vaters befremdete und betrübte, und der sehnlich verlangte, ihn noch einmahl zu sehn, sein Anerbiethen, nach Savoyen zu reisen annahm.

„Ich fürchte der Marquis hat meine Briefe

aufgefangen," sagte Theodor, „wenn das ist, so wird mein armer Vater das ganze Gewicht seines Unglücks auf einmahl auszustehn haben, wenn ich nicht deine Freundschaft annehme; und ich werde nichts wieder von ihm sehn und hören, ehe ich sterbe. O Louis! es gibt Augenblicke, wo meine Stärke vor dem Kampf zurückbebt, und meine Sinnen mich zu verlassen drohn!"

Hier war keine Zeit zu verlieren: der Urtheilsspruch zu seiner Hinrichtung hatte schon des Königs Unterschrift erhalten, und Louis machte sich unverzüglich auf den Weg nach Savoyen. Theodors Briefe waren allerdings vom Marquis aufgefangen worden, der in Hoffnung, Adelinens Aufenthalt zu entdecken, sie erbrach und nachher verbrannte.

Aber es ist Zeit, wieder zu La Lüc zurückzukehren, der jetzt nach Vaceau zog, und in dessen Aussehn seine Familie seit Empfang der unglücklichen Nachricht eine sehr nachtheilige Veränderung wahrnahm; es war nur zu sichtlich, daß seine Krankheit einen schnellen Fortschritt gemacht hatte. Louis, der auf dieser Reise durch die zärtliche Aufmerksamkeit, die er dieser unglücklichen Gesellschaft bezeigte, die Güte seines Herzens bewies, verheelte seine Beobachtung über La Lücs Abnehmen, und suchte Adelinen zu überreden, daß ihre Besorgnisse grundlos wären. Sie bedurfte in der That Unterstützung: sie war jetzt

nur noch wenig Meilen von der Stadt entfernt, die Theodor einschloß; und während ihre immer wachsende Angst sie fast überwältigte, kämpfte sie, ruhig zu scheinen. Als der Wagen in die Stadt fuhr, warf sie einen furchtsamen ängstlichen Blick aus dem Fenster, um sich nach dem Gefängniß umzusehn; allein nachdem sie durch verschiedne Straßen gekommen waren, ohne ein Gebäude zu entdecken, welches ihrer Vorstellung gleich kam, hielt die Kutsche vor dem Wirthshause still. Die häufigen Veränderungen in La Lücs Gesicht, verriethen, was in seiner Seele vorging, und als er auszusteigen versuchte, war er so schwach und kraftlos, daß er sich von Louis mußte führen lassen, dem er leise sagte: „Ich bin in der That krank am Herzen; allein ich hoffe, es soll nicht lange dauern.“

Louis drückte ihm die Hand ohne zu reden, und eilte nach Adelinen und Clara zurück, die schon im Vorsaal waren. La Lüc wischte sich die Thränen ab; (die ersten, die er vergoß) als sie ins Zimmer traten.

„Ich möchte gern unverzüglich zu meinem armen Jungen gehn,“ sagte er zu Louis — „Sie haben ein beschwerliches Amt übernommen, Lieber, bringen Sie mich zu ihm.“

Er stand auf, schwach aber und überwältigt vom Schmerz, mußte er sich wieder setzen. Adeline und Clara vereinten sich, ihn zu bitten,

daß er sich erst erhohlen, und einige Stärkung zu sich nehmen möchte; und Louis, der ihm vorstellte, wie nothwendig es sey Theodor zuvor auf diese Zusammenkunft vorzubereiten, bewegte ihn, sich zu gedulden, bis sein Sohn von seiner Ankunft benachrichtigt wäre; und verließ sogleich das Wirthshaus, um zu seinem Freunde ins Gefängniß zu gehen. Als er fort war, versuchte La Lüc aus Pflicht gegen die, welche er liebte, einige Nahrung zu sich zu nehmen, allein die Krämpfe in seiner Brust ließen ihm nicht zu, den Wein, den er an seine trocknen Lippen brachte, hinunter zu schlucken, und er befand sich in solcher Zerrüttung, daß er in ein andres Zimmer sich zurückzog, wo er allein, und im Gebet die schreckliche Zwischenzeit in Louis Abwesenheit hinbrachte.

Clara ließ, an Adelinens Busen gelehnt, die in stillem Jammer da saß, die Heftigkeit ihres Schmerzes aus. „Ich werde auch meinen Vater verlieren," sagte sie. „Ich sehe es — Vater und Bruder zugleich!"

Adeline weinte eine Weile still mit ihrer Freundinn, und suchte dann sie zu überreden, daß La Lüc nicht so schlimm wäre, als sie fürchtete.

„Täuschen Sie mich nicht mit Hoffnung," sagte Clara; „er wird diesen Stoß nicht überleben, ich sah es von Anfange an."

Adeline, welche wußte, daß La Lücs Schmerz

noch erhöht werden würde, wenn er seiner Tochter Schmerz sähe, und daß Nachgeben hier nur nachtheilig war, suchte sie zu einer Anstrengung ihrer Kraft aufzufordern, und stellte ihr vor, wie nothwendig es sey, in Gegenwart ihres Vaters über ihre Bewegung zu gebiethen.

„Und dieses ist möglich," sagte sie, „so peinlich auch die Anstrengung ist. Sie müssen wissen, meine Liebe, daß mein Schmerz gewiß dem Ihrigen nicht nachsteht, und doch vermocht ich bisher, meine Leiden im Stillen zu ertragen, denn ich liebe und verehre Herrn La Lüc als meinen Vater."

Louis erreichte indessen Theodors Gefängniß, der ihn mit einer Miene voll Erstaunen und Unruhe empfing. „Was bringt dich so früh zurück," sagte er, „hast du Nachricht von meinem Vater gehört?"

Louis brachte ihm nun nach und nach die Umstände ihrer Zusammenkunft und La Lücs Anwesenheit zu Vaceau bey. Ein Gemisch von Bewegungen wühlte auf Theodors Gesicht, als er diese Nachricht hörte.

„Mein armer Vater," sagte er, „er ist also seinem Sohne an diesen Ort der Schande gefolgt! Ach ich dachte nicht, als ich mich zuletzt von ihm trennte, daß er mich in einem Gefängniß, unter Verurtheilung zum Tode, wieder finden würde."

Dieser Gedanke erregte einen tobenden Schmerz, der ihn auf eine Zeitlang der Sprache beraubte.

„Aber wo ist er?" sagte er, sich endlich wieder fassend. „Nun er gekommen ist, erzittre ich vor der Zusammenkunft, die ich so sehnlich wünschte. Der Anblick seines Jammers wird mir tödtend seyn. Louis — wenn ich nicht mehr bin, so tröste meinen armen Vater!"

Schluchzen erstickte aufs neue seine Stimme, und Louis, der es nicht für rathsam gehalten hatte, ihn zu gleicher Zeit von seines Vaters und Adelinens Ankunft zu benachrichtigen, hielt es jetzt für gut, ihm durch diese letzte Nachricht ein Stärkungsmittel zu reichen.

Die Finsterniß des Kerkers und des Jammers schwand auf einen Augenblick. Wer Theodor gesehn hätte, würde geglaubt haben, daß Leben und Freyheit ihm in diesem Momente angekündigt wäre. Als seine ersten Bewegungen sich gelegt hatten, sagte er:

„Ich will nicht jammern, da ich weiß, daß Adeline gerettet ist, und daß ich meinen Vater noch einmahl sehn werde; nun sterbe ich gefaßt."

Er fragte, ob La Lüc im Gefängniß wäre? und hörte, er sey mit Clara und Adelinen im Wirthshause.

„Wie," rief er, „Adeline! ist Adeline auch da? das geht über meine Hoffnung. Aber warum frohlocke ich? Ich darf Sie nicht mehr sehn; dieß Gefängniß ist kein Ort für Adelinen."

Aufs neue verfiel er in einen Anfall von Schmerz; aufs neue wiederhohlte er tausend Fragen wegen Adelinen, bis Louis ihn erinnerte, daß sein Vater ungeduldig verlangte, ihn zu sehn. Erschrocken, seinen Freund so lange aufgehalten zu haben, bat er ihn nun, seinen Vater nach dem Gefängniß zu führen, und suchte seine Kräfte zu der nahen Zusammenkunft zu sammeln.

Als Louis im Gasthofe erschien, war La Lüc noch in seinem Zimmer, und Clara ging, ihn zu rufen. Adeline ergrif mit zitternder Ungeduld die Gelegenheit, sich näher nach Theodor zu erkundigen, als sie in Gegenwart seiner unglücklichen Schwester zu thun wagte. Louis schilderte ihn weit ruhiger, als er wirklich war; und ihre bisher verhaltnen Thränen flossen still und reichlich, bis La Lüc erschien. Sein Gesicht hatte seine Ruhe wieder erlangt, war aber mit einem tiefen, festen Kummer geprägt, der in allen, die ihn sahn, eine gemischte Empfindung von Mitleid und Ehrfurcht erregen mußte.

„Wie geht es meinem Sohn?" sagte er, als er hereintrat; „wir wollen sogleich zu ihm."

Clara erneuerte ihre schon abgeschlagne Bitte, ihren Vater begleiten zn dürfen; allein er verweigerte es durchaus.

„Morgen sollst du ihn sehn," setzte er hin=

zu, „aber bey unsrer ersten Zusammenkunft müssen wir allein seyn. Bleibe bey deiner Freundinn, meine Liebe: sie bedarf des Trostes."

Sobald La Lüc fort war, legte sich Adeline, unvermögend länger gegen die Gewalt des Schmerzes zu kämpfen, ins Bett.

La Lüc ging schweigend, auf Louis Arm gestüzt, nach dem Gefängniß zu: eine düstre Lampe, die oben hing, zeigte ihnen die Pforten, und Louis zog eine Glocke. La Lüc, von innrer Bewegung beynahe umsinkend, lehnte sich an die Pfosten, bis der Wärter erschien. Er fragte nach Theodor und folgte dem Manne: als er aber den zweyten Vorhof erreichte, schien er im Begrif, in Ohnmacht zu sinken, und stand wieder still. Louis bat den Mann, ein Glas Wasser zu hohlen; La Lüc aber, der die Sprache wieder erhielt, sagte, es würde bald besser werden, und ließ ihn nicht fort. In wenig Minuten war er im Stande, Louis zu folgen, der ihn durch verschiedne finstre Gänge und einige Stufen hinan, zu einer Thüre führte, die, als die eisernen Stangen weggeschoben waren, ihm das Gefängniß seines Sohnes zeigte. Er saß an einem kleinen Tisch, auf welchem eine Lampe stand, die nur gerade so viel Licht auf den Ort warf, um seine Öde und Jämmerlichkeit zu zeigen. Als er La Lüc gewahr ward, sprang er vom Stuhl auf und warf sich in seine Arme.

„Mein

„Mein Vater!“ rief er zitternd. — „O mein Sohn!“ seufzte La Lüc, und sie hielten lange einander schweigend umfaßt. Endlich führte ihn Theodor zu dem einzigen Stuhl, den das Zimmer enthielt, und setzte sich mit Louis auf den Fuß des Bettes, wo er nunmehr Musse fand, die Verheerung zu bemerken, welche Krankheit und Kummer auf seines Vaters Zügen gestiftet hatten. La Lüc machte verschiedene Versuche zu reden; unvermögend aber, einen Laut herauszubringen, legte er die Hand auf die Brust und seufzte tief. Besorgt für die Wirkung eines so rührenden Auftritts auf seinen schwachen Körper, suchte Louis seine Aufmerksamkeit von dem unmittelbaren Gegenstande seines Kummers abzuziehn, und unterbrach das Schweigen; allein La Lüc schauderte, und sich über Frost beklagend, sank er in seinen Stuhl zurück. Sein Zustand weckte Theodor aus der Betäubung, und während er seinem Vater zu Hülfe flog, lief Louis aus dem Zimmer, um andern Beystand zu holen.

„Mir wird bald besser werden, Theodor,“ sagte La Lüc und schlug die Augen auf, „die Schwäche, die mich anwandelte, ist schon vorüber. Ich bin seither unpaß gewesen, und diese betrübte Zusammenkunft?—“

Nicht vermögend, sich länger zu beherrschen, rang Theodor die Hände, und der

Schmerz, der lange nach Äußerung gestrebt hatte, brach jetzt in krampfhaften Schluchzen aus seiner Brust. La Lüc lebte nach und nach wieder auf, und bemühte sich, die heftigen Bewegungen seines Sohnes zu stillen: aber diesen hatte jetzt alle Kraft verlassen, und er konnte nur ausrufen und jammern.

„Ach," sagte er, „ich dachte nicht, daß wir je unter so schrecklichen Umständen zusammen kommen würden! Aber ich habe sie nicht verdient mein Vater! die Bewegungsgründe meines Verfahrens waren stets gerecht."

„Das ist mein höchster Trost," erwiederte La Lüc, „und muß auch dich in dieser Stunde der Prüfung stärken. Der ewige, der unsre Herzen richtet, wird dir nach diesen lohnen. Traue auf ihn mein Sohn; ich blicke nicht mit schwacher Hoffnung, sondern mit festem Vertrauen auf seine Gerechtigkeit zu ihm auf."

La Lücs Stimme bebte: er schlug mit einem Blick sanfter Ergebung, seine Augen zum Himmel, während Thränen der Menschlichkeit leise seine Wangen herab rollten.

Noch tiefer bewegt durch seine letzten Worte, wandte sich Theodor von ihm, und ging mit unruhigen Schritten im Zimmer auf und ab: Louis Hereinkunft verschafte La Lüc eine sehr nothwendige Hülfe. Er nahm die Herzstärkung, die Louis ihm brachte, und gewann bald so viel

Kraft, um über den Gegenstand, der ihm am meisten am Herzen lag, zu reden. Theodor bemühte sich, die Herrschaft über seine Empfindung wieder zu erlangen, und es gelang ihm einigermaaßen. Er sprach über eine Stunde mit leidlicher Fassung, und La Lüc suchte in dieser Zeit das Gemüth seines Sohns durch fromme Hoffnung zu erheben, und ihn auszurüsten, der schauderlichen Stunde, welche herannahte, mit Fassung entgegen zu gehn. Allein der Schein von Ergebung, den Theodor sich zu erreichen bestrebte, verschwand immer bey dem Gedanken, daß er seinen Vater als Beute des Kummers, und seine geliebte Adeline auf immer verlassen sollte. Als La Lüc sich zum Fortgehn anschickte, erwähnte er ihrer wieder.

„So traurig auch eine Zusammenkunft unter diesen Umständen seyn muß," sagte er, „kann ich doch den Gedanken nicht ertragen, diese Welt zu verlassen, ohne sie noch einmahl zu sehn: doch weiß ich nicht, wie ich von ihr fordern soll, daß sie um meinetwillen sich dem Schmerz einer Abschiedsscene unterzieht? Sagen Sie ihr, daß meine Gedanken nie, nur auf einen Augenblick von ihr weichen, daß —"

La Lüc unterbrach ihn durch die Versicherung, daß er sie sehn sollte, da er es so sehr wünschte, wiewohl eine Zusammenkunft unter

ihnen, nur den gegenseitigen Schmerz der letzten Trennung erhöhn könnte.

„Ich weiß es, ich weiß es zu gut," sagte Theodor, „doch kann ich mich nicht entschließen, sie nicht wieder zu sehn. O mein Vater! wenn ich an diejenigen denke, die ich bald auf immer verlassen muß, so bricht mein Herz. Aber ich will mir Ihre Lehren und Beyspiele zu Nutze machen, und Ihnen zu zeigen suchen, daß Ihre väterliche Sorgfalt nicht vergebens bey mir angewandt war. Mein guter Louis! geh mit meinem Vater; er bedarf Unterstützung. Wie viel verdank ich diesem großmüthigen Freund!" setzte er hinzu. „Doch Sie wissen es, mein Vater!"

„Ja ich weiß es," versetzte La Lüc, „und kann nie dankbar genug seine Freundschaft erkennen. Er hat uns allen beygestanden; aber du bedarfst jetzt mehr Trost als ich selbst — er soll bey dir bleiben — ich will allein gehn."

Theodor wollte dieß nicht zugeben, und La Lüc widersetzte sich nicht länger: sie umarmten einander zärtlich, und trennten sich für die Nacht.

Als sie das Wirthshaus erreichten, ging La Lüc mit Louis über die Möglichkeit zu Rathe, zeitig genug eine Bittschrift für Theodor an den Monarchen zu bringen. Seine Entfernung von Paris, und die Kürze der Zeit bis zur

Vollziehung des Urtheils machte dieß sehr schwer; weil er es aber doch für möglich hielt, beschloß La Lüc, so unfähig er auch zu einer so langen Reise war, es zu versuchen. Louis, welcher glaubte, daß dieß Unternehmen unglücklich für den Vater ablaufen würde, ohne dem Sohn zu nützen, versuchte, wiewohl schwach, ihn davon abzurathen, aber sein Entschluß war fest.

„Wenn ich den kleinen Überrest meines Lebens für mein Kind aufopfre, so verliere ich wenig,“ sagte er; „wenn ich ihn rette, gewinne ich alles. Es ist keine Zeit zu verlieren; ich will sogleich fort.“

Er wollte Postpferde bestellen, aber Louis und Clara, die eben von ihrer Freundinn Bette gekommen war, stellten ihm dringend die Nothwendigkeit vor, einige Stunden Ruhe zu genießen: er mußte endlich selbst einsehn, daß er zu der unmittelbaren Anstrengung, wozu Vaterliebe ihn drang, nicht vermögend war, und willigte ein, Ruhe zu suchen.

Als er sich in sein Zimmer begeben hatte, bejammerte Clara den Zustand ihres Vaters.

„Er wird die Reise nicht aushalten,“ sagte sie, “er hat sich in diesen wenigen Tagen sehr verändert.“

Louis war so ganz ihrer Meinung, daß er es nicht einmal so weit verbergen konnte, um ihr mit Hoffnung zu schmeicheln. Sie setzte hinzu,

was eben nicht beytrug, ihn bessern Muths zu machen, daß Adelinens Schmerz um Theodor, und um das Leiden ihres Vaters so groß wäre, daß sie Folgen für ihre Gesundheit fürchtete.

Die Leidenschaft des jungen La Motte war durch Zeit und Abwesenheit nicht vermindert worden: im Gegentheil hatten die Verfolgungen und Gefahren, welche Adeline ausgestanden, alle seine Zärtlichkeit erweckt, und sie seinem Herzen näher gebracht. Als er entdeckte, daß Theodor sie liebte, und wieder geliebt ward, empfand er alle Qualen der Eifersucht und getäuschter Liebe: denn wiewohl sie ihm zu hoffen untersagte, fand er es doch zu schwer, ihr zu gehorchen, und hatte insgeheim die Flamme genährt, die er hätte ersticken sollen. Doch war sein Herz zu edel, um seinen Eifer für Theodor erkalten zu lassen, weil er sein beglückterer Nebenbuhler war, und seine Seele zu stark, um nicht den Schmerz, den diese Gewißheit erregte, zu verbergen. Die Liebe, welche Theodor Adelinen bewiesen hatte, machte ihm vielmehr seinen Freund nur noch theurer, so bald er sich von dem ersten Stoß erhohlte; und der Sieg über seine Eifersucht, wozu Grundsätze ihn auffoderten, und der mit schwerer Mühe erkämpft ward, wurde in der Folge sein Stolz und sein Ruhm. Zwar, als er Adelinen wieder sah — sie sah in der sanften Würde des Kummers, anziehender als je; er

sah, wie sie selbst unter seinem Drucke beynahe erlag, und dennoch liebreich und sorgsam die Leiden derer, die um sie waren, zu lindern suchte, da beharrte er nur mit äußerster Mühe auf seinem Entschluß, die Äußerung der Empfindungen, die sie ihm einflößte, zu unterdrücken. Wann er denn ferner bedachte, daß ihr bitterer Schmerz aus der Stärke ihrer Zärtlichkeit entstand, so wünschte er sich heißer als je zum Gegenstand der Liebe eines solcher Zärtlichkeit fähigen Herzens, und Theodor im Gefängniß und in Ketten, war ihm ein Gegenstand des Neides.

Am Morgen, als La Lüc von einem kurzen, unruhigen Schlummer aufstand, fand er Louis, Clara und Adelinen, die sich durch ihre Unpäßlichkeit nicht abhalten ließ, ihm diesen Beweiß der Ehrfurcht und Liebe zu geben, im Saale versammlet, um ihn abreisen zu sehn. Nach einem kleinen Frühstück, wobey sein Gefühl ihm wenig zu reden erlaubte, sagte er seinen Freunden ein trauriges Lebewohl, und stieg von ihren Thränen und Gebeten begleitet, in den Wagen. — Adeline begab sich sogleich in ihr Schlafzimmer, und befand sich zu übel um es den Tag über zu verlassen. Gegen Abend verließ Clara das Bette ihrer Freundinn und ließ sich von Louis zu ihrem Bruder führen, den die Nachricht von seines

Vaters Abreise in mannichfaltige und starke Bewegung setzte.

Neuntes Kapitel.

Wir kehren nunmehr zu Pierre de La Motte zurück, der nach einigen im Gefängniß zu D—y zugebrachten Wochen, zum Verhör nach den Gerichtshöfen von Paris gebracht wurde, wohin der Marquis de Montalt ihm folgte, um die Klage zu betreiben. Frau von La Motte begleitete ihren Mann ins Chatelet. Seine Seele erlag unter dem Gewicht seines Unglücks, und alle Bemühungen seiner Gattinn konnten ihn nicht aus der betäubenden Verzweiflung erwecken, welche die Erwägung seiner Umstände in ihm erzeugte. Wenn er auch von der Anklage, die der Marquis gegen ihn einbrachte, losgesprochen wurde, (welches sehr unwahrscheinlich war) so befand er sich jetzt mitten im Schauplatz seiner vorigen Verbrechen, und der Augenblick, der ihn aus den Mauern seines Gefängnißes befreyte, mußte ihn aller Wahrscheinlichkeit nach, wieder in die Hände der beleidigten Gerechtigkeit liefern.

Die Anklage des Marquis war nur zu wohl

gegründet und von zu ernsthafter Art, um nicht La Motten in das höchste Schrecken zu setzen. Bald nach seiner Niederlassung auf der St. Clairs Abtey sah er den kleinen Vorrath von Geld, den er bey seiner eiligen Flucht retten konnte, beynahe erschöpft, und die peinlichste Angst über sein künftiges Fortkommen nagte an seiner Seele. Eines Abends, als er einsam in einer entlegnen Gegend des Waldes spatzieren ritt, über seine bedrängten Umstände nachdachte und auf Pläne sann, das herannahende Elend abzuwenden, sah er zwischen den Bäumen in einiger Entfernung einen Herrn zu Pferde, der langsam vor sich hinritt, und ohne alle Begleitung schien. Ein Gedanke fuhr in La Mottens Seele, daß er sich von den ihm drohenden Übeln retten könnte, wenn er den Fremden beraubte. Seine vorige Lebensart hatte ihn über die Schranken der Rechtschaffenheit hinaus geführt, — Betrug war ihm gewißermaaßen vertraut geworden, und er verwarf den Gedanken nicht sogleich. Doch zögerte er — jeder Augenblick des Zögerns verstärkte die Macht der Versuchung — eine so günstige Gelegenheit stieß ihm vielleicht nie wieder auf. — Er sah sich um und erblickte niemand, so weit die Bäume offen waren, als den Herrn, der seinem Ansehn nach ein Mann von Stande zu seyn schien. La Motte rief alle seine Herzhaftigkeit auf und fiel ihn an. Der

Marquis de Montalt, denn er war es, war unbewafnet; weil er aber wußte, daß seine Leute nicht weit waren, wollte er nicht nachgeben. Indem sie um den Sieg kämpften, sah La Motte verschiedene Leute zu Pferde in die Allee einlenken, und durch Widerstand und Zögern aufs äußerste getrieben, zog er ein Pistol aus der Tasche (das er aus Furcht vor Räubern immer bey sich trug, wenn er sich weit von der Abtey entfernte) und schoß auf den Marquis, der sogleich schwankte, und betäubt vom Pferde fiel. La Motte behielt eben Zeit, einen brilliantnen Stern von seinem Rocke, einige Diamant-Ringe von seinen Fingern zu stehlen, und ihm die Taschen auszuleeren, ehe seine Bedienten heran kamen. Statt den Räuber zu verfolgen flogen sie alle in der ersten Bestürzung ihrem Herrn zu Hülfe, und La Motte entkam.

Ehe er die Abtey erreichte, stand er bey einigen Ruinen, dem vorhin erwähnten Grabmahl, still, um seine Beute zu untersuchen. Sie bestand aus einem Beutel mit siebzig Louisd'or; einem diamantnen Stern, drey Ringen von grossem Werth, und einem mit Brillianten eingefaßten Bilde des Marquis, das er zum Geschenke für seine Favoritinn bestimmt hatte. In La Motte, der noch wenig Stunden zuvor sich beynahe ganz entblößt gesehen hatte, erregte dieser Anblick ein Entzücken, über das er kaum Herr

war: allein bald wurde es unterdrückt, als er sich erinnerte, welche Mittel er angewandt hatte, um diesen Reichthum zu erhalten, den er für Blut erkauft hatte. Von Natur heftig in seinen Leidenschaften, stürzte diese Betrachtung ihn vom Gipfel der Freude in den Abgrund der Niedergeschlagenheit. Er betrachtete sich als einen Mörder, und fuhr auf, gleich einen, der vom Traume erwacht, und hätte die halbe Welt gegeben, um wieder so arm, und vergleichungsweise, so rein von Verbrechen zu seyn, als er einige Stunden zuvor war. Als er das Gemählde näher besah, fiel ihm die Ähnlichkeit auf, und in dem Glauben, daß seine Hand dem Urbilde das Leben geraubt hätte, starrte er es mit unbeschreiblicher Angst an. Auf die Schrecken des Gewissens folgte die Bestürzung der Furcht. Ahndend, er wußte nicht was, zögerte er bey dem Grabe, wo er endlich seinen Schatz niederlegte, weil er fürchtete, daß sein Vergehn an den Tag kommen, die Abtey untersucht werden, und diese Juwelen ihn verrathen könnten. Es war ihm ein leichtes, vor Frau von La Motte den Anwuchs seines Reichthums zu verbergen: denn da er sie mit dem wahren Zustande seiner Finanzen nie bekannt gemacht hatte, argwöhnte sie die nahe Armuth, die ihm drohte, nicht; und da sie wie gewöhnlich zu leben fortfuhren, glaubte sie, daß ihre Ausgaben

aus der gewöhnlichen Casse bestritten würden. Nicht so leicht aber war es, die Regungen des Gewissens und Schreckens zu verheelen: er wurde finster und zurückhaltend, und seine häufigen Besuche am Grabe, wohin er theils, um seinen Schatz zu besehen, hauptsächlich aber, um dem schrecklichen Vergnügen das Gemählde des Marquis zu betrachten, nachhängen zu können, so oft ging, mußten auffallen und Neugierde erregen. In der Einsamkeit des Waldes, wo keine Abwechslung von Gegenständen seine Ideen erneuerte, war die schreckliche Vorstellung, einen Mord begangen zu haben, ihm immer gegenwärtig. — Als der Marquis auf der Abtey erschien, wurde La Mottens Schrecken und Erstaunen — denn anfangs wußte er kaum, ob er den Schatten oder das Wesen dieser ihm immer gegenwärtigen Gestalt sahe, — schnell durch die Furcht vor der seinem Verbrechen gebührenden Strafe verdrängt. Als sein dringendes Bitten den Marquis bewegt hatte, mit ihm in ein anderes Zimmer zu gehn, sagte er ihm, daß er von Geburt ein Edelmann wäre; er berührte diejenigen Seiten seines Schicksals, die Mitleid erregen mußten, äußerte solchen Abscheu gegen sein Verbrechen, und gab frey illig ein so feyerliches Versprechen, die Juwelen, die er noch unveräußert besaß, zurückzugeben, daß der Marquis ihn endlich mit einem Grad von Bedauern

anhörte. Diese günstige Gesinnung, von einem eigennützigen Bewegungsgrunde unterstützt, bewegte den Marquis, einen Vergleich mit La Motten einzugehn. Schnell und reizbar von Leidenschaft hatte er Adelinens Schönheit mit aufmerksamen Auge betrachtet, und beschloß, La Mottens Leben unter keiner andern Bedingung, als mit Aufopferung dieses unglücklichen Mädchens zu schonen. La Motte besaß weder Muth noch Tugend genug, diese Bedingung zu verwerfen — die Juwelen wurden zurückgegeben, und er willigte ein, die unschuldige Adeline zu verrathen. Weil er aber ihr Herz zu gut kannte, um zu glauben, daß sie sich so leicht dem Laster hingeben würde, und noch immer einiges Mitleid und Zärtlichkeit gegen sie fühlte, suchte er den Marquis von heftigen Maasregeln abzuhalten, und ihn zur allmähligen Untergrabung ihrer Grundsätze durch sanftes Werben um ihre Liebe zu bewegen. Der Marquis genehmigte und befolgte diesen Plan; das Fehlschlagen des ersten Versuchs bewegte ihn, die Kunstgriffe anzuwenden, deren er sich nachher bediente, um so Adelinens Unglück zu vergrößern.

Dieß waren die Umstände, welche La Motten in seine jetzige beklagenswerthe Lage gebracht hatten. Der Tag des Verhörs war erschienen, und er wurde aus dem Gefängniß in das Gericht geführt, wo der Marquis als sein Anklä-

ger erschien. Als die Klage vorgebracht wurde, vertheidigte La Motte wie gewöhnlich seine Unschuld, und der Advokat Nemours, der seine Sache zu führen übernommen hatte, bemühte sich ins Licht zu stellen, daß die Klage von Seiten des Marquis falsch und böslich sey. In dieser Absicht erwähnte er den Umstand, daß der Marquis seinen Angeklagten zur Ermordung Adelinens hätte bewegen wollen; ferner, daß der Marquis mehrere Monathe vor La Mottens Verhaftung in vertraulichen Umgang mit ihm gelebt, und erst, als La Motte seine Absichten vereitelt, und den unglücklichen Gegenstand seiner Verfolgung in Sicherheit gebracht, es für gut gefunden hätte, La Motten des Verbrechens, um dessentwillen er festgesetzt war, anzuklagen. Nemours zeigte, wie unwahrscheinlich es sey, daß ein Mann einen freundschaftlichen Umgang mit einem andern halten würde, der ihm das doppelte Unrecht der Beraubung und eines Angriffs auf sein Leben zugefügt hätte; und doch war es erwiesen daß der Marquis verschiedene Monathe nach der angegebnen Zeit des Verbrechens oft mit ihm zusammen gekommen war. Wenn der Marquis ihn belangen wollte, warum that er es nicht gleich? und da er es nicht that, was konnte ihn so lange nachher dazu vermögen.

Der Marquis wußte hierauf nichts zu sa-

gen: denn da er sein Betragen in dieser Sache nach seinen Absichten auf Adelinen abgemessen hatte, konnte er es nicht rechtfertigen, ohne Dinge an den Tag zu bringen, welche die Schwäche seines Charakters verrathen, und seine Sache entkräften mußten. Er begnügte sich demnach, einige von seinen Bedienten als Zeugen des Angriffs und der Beraubung auftreten zu lassen, die ohne Bedenken La Mottens Person beschwuren, wiewohl keiner von ihnen ihn anders als bey der Dunkelheit des Abends, und in vollem Gallop davon sprengend, gesehn hatte. Bey scharfer Untersuchung und Kreuzfragen widersprachen sie einander. Ihr Zeugniß wurde folglich verworfen; da aber der Marquis noch zwey andere Zeugen aufstellen wollte, deren Ankunft er stündlich erwartete, wurde das Verhör aufgehoben, und das Gericht verschob die Sitzung.

La Motte wurde eben so niedergeschlagen in sein Gefängniß zurückgebracht als er es verließ. Als er durch einen Vorplatz ging, kam er an einem Manne vorbey, der still stand, um ihn vorüber zu lassen und ihn starr und aufmerksam ansah. La Motten dünkte, dieß Gesicht schon gesehn zu haben; allein der unvollkommene Anblick, den er an dem dunkeln Orte von ihm erhaschen konnte, machte ihn ungewiß, und zudem war seine Seele zu sehr von andern Dingen beunruhigt, um auf einen äussern Gegenstand zu ach-

ten. Als er vorüber war, erkundigte sich der Fremde bey dem Aufseher des Gefängnisses, wer La Motte sey; und als er es erfuhr, und noch einige andere Antworten auf Fragen, die er that, erhielt, verlangte er mit ihm zu sprechen. Die Bitte wurde gewährt, da dieser Mann nur Schulden halber saß; weil aber die Thüren jetzt für die Nacht verschlossen wurden, mußte es bis morgen verschoben bleiben.

La Motte fand seine Frau im Zimmer, die schon einige Stunden gewartet hatte, um den Ausgang des Verhörs zu vernehmen. Sie wünschten nun sehnlicher als je, ihren Sohn zu sehn; allein sie waren, wie Louis vermuthet hatte, mit der Veränderung seines Quartiers unbekannt, weil seine Briefe, die er unter verabredeter Addresse an das Posthaus zu Auboine schickte, liegen geblieben waren.

Madame schrieb ihm also nach seinem bisherigen Aufenthalte, und er erfuhr weder seines Vaters Unglück, noch Abzug von der Abtey. Seine Mutter, befremdet, keine Antwort auf ihre Briefe zu erhalten, schickte einen neuen ab, worin sie ihm den Ablauf des Verhörs bis hierher meldete, und ihn bat, um Urlaub anzusuchen, und unverzüglich nach Paris z kommen: allein dieser Brief, der noch immer an den vorigen Ort ging, mußte ihn, so wie die andern verfehlen.

Indessen war sein herannahendes Schicksal keinen Augenblick fern von La Mottens Seele, die von Natur schwach, und noch mehr entnervt durch Gewohnheit, ihm in diesem schrecklichen Zeitpunct allen Trost versagte.

Während diese Auftritte zu Paris vorgingen, langte La Lüc ohne weitern Unfall nach einer Reise, auf welcher einzig seine Seelenstärke ihn unterstützen konnte, daselbst an. Er eilte, sich dem Monarchen zu Füßen zu werfen, und so groß war das Übermaß seines Gefühls, als er die Bittschrift, welche das Schicksal seines Sohnes bestimmen sollte, überreichte, daß er nur schweigend aufzublicken vermochte, und in Ohnmacht sank. Der König nahm das Papier an, und nachdem er Befehl gegeben hatte, Sorge für den unglücklichen Alten zu tragen, ging er fort. Man trug ihn in seinen Gasthof zurück, wo er den Ausgang dieses seines letzten Versuchs erwartete.

Adeline blieb indessen zu Vaceau in einem Zustande von Qual, der ihrem lang zerrütteten Körper zu mächtig war, und befand sich so übel, daß sie ihr Zimmer hüthen mußte. Zu Zeiten wagte sie sich mit der Hoffnung zu schmeicheln, daß La Lücs Reise glücklich ablaufen würde; allein diese kurzen und täuschenden Zwischenzeiten des Trostes, schärften nur die Muthlosigkeit, die darauf folgte, und bey den abwechselnden Extre-

men ihrer Gefühle litt sie mehr Qual als das scharfe Stechen unerwarteten Unglücks oder der finstre Schmerz festgewurzelter Verzweiflung fühlen läßt.

So oft sie sich wohl genug befand, ging sie herunter in den Saal, um mit Louis zu reden, der ihr öftere Nachricht von Theodor brachte, und jeden Augenblick, den er von seinen Dienstpflichten abbrechen konnte, zur Tröstung und Unterstützung seiner bekümmerten Freunde anwandte. Adeline und Theodor erwarteten beyde nur von ihm den wenigen Trost, der ihnen vergönnt war: denn er brachte ihnen Nachricht von einander, und so oft er erschien, labte ein vorübergehendes schmerzhaft süßes Vergnügen ihre Herzen. Er konnte Adelinens Unpäßlichkeit nicht vor Theodor verbergen, weil er einen Grund angeben mußte, warum sie den innigen Wunsch sie zu sehn, den er so oft wünschte, nicht erfüllte. Adelinen unterhielt er meistens mit der Standhaftigkeit und Ergebung seines Freundes, wobey er indessen die Zärtlichkeit, die er stets für sie äußerte, nicht zu erwähnen vergaß. Gewohnt, ihren einzigen Trost aus Louis Gegenwart zu schöpfen, und seine unermüdete Freundschaft gegen ihn, den sie so herzlich liebte, zu beobachten, fand sie, daß ihre Achtung für ihn in Dankbarkeit reifte, und er ihr täglich werther ward.

Louis stellte die Standhaftigkeit, womit sein

Freund sein Unglück ertrüge stärker vor, als sie wirklich war. Theodor konnte die Bande, welche ihn ans Leben knüpften, nicht genug vergessen, um seinem Schicksal mit Festigkeit entgegen zu gehn; aber so scharf und häufig auch die Anfälle seines Schmerzes waren, bestrebte er sich doch in Gegenwart seiner Freunde eine männliche Fassung anzunehmen, und es gelang ihm oft. Er hoffte wenig von seines Vaters Reise, doch war dieß wenige genug, um seine Seele in peinlicher Ungewißheit des Ausgangs zu erhalten.

La Lüc kam am Tage vor dem zur Vollziehung des Urtheils bestimmten, nach Vaceau zurück. Adeline stand an ihrem Kammerfenster, als der Wagen ans Wirthshaus fuhr; sie sah ihn aussteigen, und mit schwachen Schritten, von Peter unterstützt, ins Haus gehn. Sein mattes Ansehn verrieth ihr nichts Gutes, und fast erliegend unter der Heftigkeit ihrer Bewegung ging sie ihm entgegen, Clara war schon bey ihm, als Adeline ins Zimmer trat. Sie näherte sich ihm, voll Furcht aber, eine Bestätigung der traurigen Bothschaft, die sein Gesicht weissagte, von seinen Lippen zu hören, sah sie ihn ausdrucksvoll an, und setzte sich nieder, unvermögend die Frage, die auf ihrer Zunge schwebte, heraus zu bringen. Er reichte ihr schweigend die Hand, sank zurück in seinen Stuhl, und schien unter dem Drucke seines Herzens zu erliegen. Sein Benehmen be-

stätigte alle ihre Furcht: bey dieser schrecklichen Überzeugung vergingen ihr die Sinne, und leblos und betäubt saß sie da.

La Lüc und Clara waren zu sehr beschäftigt mit ihrem eigenen Schmerz, um ihren Zustand zu bemerken, nach einiger Zeit hohlte sie einen tiefen Seufzer und brach in Thränen aus. Erleichtert durch Weinen, kehrten ihre Lebensgeister allmählig wieder, und endlich sagte sie zu La Lüc: „Es ist überflüßig, Sie um den Ausgang Ihrer Reise zu fragen, doch wünschte ich, wenn Sie es ertragen können, davon zu reden."

La Lüc winkte abwärts mit der Hand. „Ach" sagte er, „ich habe nichts zu sagen, als was Sie bereits zu gut errathen — Mein armer Theodor!" — Seine Stimme brach, und es folgten einige Augenblicke stummen Schmerzes.

Adeline war die erste, die Besinnung genug wieder erlangte, um La Lücs äusserste Ermattung zu bemerken, und ihm zu Hülfe zu eilen. Sie bestellte einige Erquickungen, und bat ihn einen Arzt rufen zu lassen, und sich zu Bett zu legen, weil Ruhe ihm über alles nöthig sey.

„Ich wünschte, daß ich sie finden könnte, mein liebes Kind," sagte er, „in dieser Welt muß ich sie nicht mehr suchen, aber in einer bessern, und die soll, hoff ich, nicht ferne mehr seyn. Allein wo ist unser treuer Louis? Er muß mich zu meinem Sohn führen."

Schmerz erstickte wiederum seine Stimme, und Louis Eintritt war eine sehr nothwendige Erleichterung für sie alle. Ihre Thränen ersparten ihm die Frage, die er hätte thun können. La Lüc erkundigte sich sogleich nach seinem Sohn, dankte Louis für alle Freundschaft gegen ihn, und bat, ihn in das Gefängniß zu führen. Louis suchte ihn zu bereden, seinen Besuch bis morgen zu verschieben, und Adeline sowohl als Clara traten ihm bey; allein La Lüc war entschlossen, noch heute zu gehn.

„Seine Zeit ist kurz," sagte er, „noch wenige Stunden und ich werde ihn nicht mehr sehn; wenigstens in dieser Welt nicht mehr: laßt mich diese kostbaren Augenblicke nicht versäumen. Adeline! Ich hatte meinem armen Jungen versprochen, daß er Sie noch einmahl sehen sollte, aber Sie sind nicht vermögend zu dieser Zusammenkunft, und ich will ihn zu beruhigen suchen. Wenn es mir aber nicht gelingt, und Sie befinden sich morgen besser, so weiß ich, Sie werden Ihre Kräfte anstrengen, um diesen Besuch auszuhalten."

Adeline sah ungeduldig aus, und versuchte zu reden. La Lüc stand auf um fortzugehn, ehe er aber die Thüre erreichen konnte, fiel er schwach und kraftlos in einen Stuhl.

„Ich muß mich der Nothwendigkeit unterwerfen," sagte er, „ich sehe, daß ich nicht im

Stande bin, heute Abend weiter zu gehn. La Motte, gehn Sie zu ihm und sagen ihm, ich befände mich etwas umpaß von meiner Reise, wollte aber morgen in aller Frühe bey ihm seyn. Schmeicheln Sie ihm nicht mit Hoffnung, bereiten Sie ihn auf das Schlimmste vor."

Es entstand eine Stille: endlich faßte La Lüc sich wieder, und bath Claren, ihm sein Bett machen zu lassen, welches sie unverzüglich that. Als er fortging, erzählte Adeline, was wirklich überflüßig war, Louis den Ausgang von La Lücs Reise. „Ich gestehe," sagte sie, „daß ich mir zuweilen eine Hoffnung erlaubt hatte, und nun diesen Schlag um so härter fühle. Auch fürchte ich, daß Herr La Lüc darunter erliegen wird: er hat sich sehr verschlimmert, seit er nach Paris ging. Ich bitte, sagen Sie mir aufrichtig, wie er Ihnen vorkömmt."

Die Verändrung war so sichtlich, das Louis sie nicht läugnen konnte, doch suchte er ihre Besorgniß zu mildern, indem er sie großentheils der Ermüdung der Reise zuschrieb. Adeline erklärte ihren Entschluß, La Lüc morgen zu begleiten, um von Theodor Abschied zu nehmen. „Zwar weiß ich nicht, wie ich diese Zusammenkunft aushalten werde, sagte sie; „allein ihn noch einmahl zu sehn, ist meine Pflicht, die ich ihm und mir selbst schuldig bin, und es würde mich ewig martern, wenn ich ihm diesen letzten Beweis von Zärtlichkeit verweigert hätte."

Nach einen kurzen Gespräch, begab Louis sich ins Gefängniß, und sann über die besten Mittel nach, seinem Freunde die unglückliche Nachricht mitzutheilen. Theodor hörte sie mit mehr Fassung an, als er erwartet hatte; fragte aber ungeduldig, warum er seinen Vater und Adelinen nicht zu sehn bekäme? und als er hörte, daß Unpäßlichkeit sie zurück hielt, stellte seine Einbildungskraft sich das ärgste vor, und gab ihm ein, daß sein Vater todt wäre. Es dauerte lange ehe Louis ihn vom Gegentheil überführen, und ihn überzeugen konnte, daß auch Adeline nicht gefährlich krank sey — als er indessen die Versicherung erhielt, er würde sie morgen beyde sehn, wurde er ruhiger. Er bat seinen Freund, ihm diese Nacht nicht zu verlassen.

„Es sind die letzten Stunden, die wir mit einander hinbringen können, ich kann nicht schlafen, bleibe bey mir und erleichtre mir ihr schweres Gewicht. Ich bedarf Tröstung Louis. Jung wie ich bin, durch so starke Bande gehalten, kann ich nicht mit Ergebung die Welt verlassen. Ich fasse die Beyspiele nicht, die man von philosophischem Gleichmuth uns erzählt. Weisheit, kann uns nicht lehre. , freudig ein Gut hinzugeben, und das Leben war es für mich!"

Die Nacht verstrich in Gesprächen, die oft durch langes Stillschweigen, oft durch Anfälle von Verzweiflung unterbrochen wurden; und der

Morgen des Tages, der Theodor zum Tode führen sollte, dämmerte endlich durch die Gitter seines Gefängnisses.

La Lüc brachte indessen eine schlaflose und schreckliche Nacht hin. Er betete um Stärke und Ergebung für sich und Theodor: aber die Empfindungen der Natur waren zu mächtig in seinem Herzen, und ließen sich nicht unterdrücken. Der Gedanke an seine verstorbene Gattinn, an das, was sie empfinden würde, wenn sie gelebt hätte, um diesen schmähligen Tod ihres Sohnes anzusehn, war ihm oft gegenwärtig.

Es schien gleichsam, als schwebte ein Verhängniß über Theodors Leben, denn aller Wahrscheinlichkeit nach, würde der König des unglücklichen Vaters Bitte gewährt haben, wenn nicht gerade der Marquis am Hofe gewesen wäre, als das Papier überreicht wurde. Das Ansehn und die ausserordentliche Betrübniß des Alten hatte den Monarchen gerührt, und statt das Papier bey Seite zu legen, öfnete er es. Als er die Augen darauf warf, sah er, daß der Verurtheilte zu des Marquis de Montalts Regiment gehörte; er wandte sich zu ihm und fragte ihn um das Vergehn, weswegen der Gefangne den Tod leiden sollte. Die Antwort lautete so, wie man vom Marquis sie erwarten konnte, und der König wurde überzeugt, daß Theodor kein Gegenstand sey, der Mitleid verdiene.

Doch um zu La Lüc zurück zu kehren, der seiner Veranstaltung zu Folge frühzeitig geweckt wurde — Nachdem er einige Zeit im Gebet zugebracht hatte, ging er in den Saal herunter, wo Louis, pünctlich auf die Minute, bereits wartete, um ihn zu seinem Sohne zu führen. Er schien ruhig und gefaßt, aber eine tiefe Trauer, die seinen jungen Freund innigst rührte, war seinen Zügen aufgeprägt. Während sie auf Adelinen warteten, sprach er wenig, und schien zu kämpfen, um die Stärke zu erlangen, die er bedurfte um den herannahenden Auftritt zu überstehen. Da Adeline nicht erschien, schickte er endlich zu ihr, um sie anzutreiben, und hörte, sie hätte sich übel befunden, erhohlte sich aber wieder. Sie hatte wirklich eine Nacht in solcher Erschütterung zugebracht, daß ihr Körper darunter erlag, und bestrebte sich jetzt, Stärke und Fassung wieder zu gewinnen, um sich in dieser schrecklichen Stunde aufrecht zu halten. Jeder Augenblick, der sie ihr näher brachte, vermehrte ihre Bewegung, und die Furcht, verhindert zu werden, Theodor noch einmahl zu sehn, hatte allein sie vermögend gemacht, gegen den vereinten Druck von Krankheit und Schmerz zu kämpfen.

Sie kam jetzt mit Clara zu La Lüc, der ihnen entgegen ging, und sie beyde stillschweigend bey der Hand nahm. Nach einigen Augenblicken sagte er, sie wollten gehen, und sie stiegen in den

Wagen, der sie zum Gefängniß führen sollte. Der Pöbel fing bereits an sich zu versammlen, und es entstand ein verworrnes Gemurmel, wie der Wagen vorwärts fuhr, es war ein schmerzhafter Anblick für Theodors Freunde! — Louis unterstützte Adelinen, als sie ausstieg, sie war kaum vermögend zu gehn, und mit zitternden Schritten folgte sie La Lüc, den der Aufseher nach der Gegend des Gefängnisses führte, wo sein Sohn saß. Es war acht Uhr vorbey: das Urtheil sollte erst um 12 vollzogen werden, aber eine Wache stand bereits im Vorhofe, und die unglückliche Gesellschaft begegnete in den schmalen Gängen verschiednen Offizieren, die einen letzten Abschied von Theodor genommen hatten. Als sie die Treppe hinauf stiegen, hörte La Lüc Ketten klirren, und seinen Sohn mit schnellen ungleichen Schritt oben gehn. Der unglückliche Vater, von dem Augenblicke, der jetzt auf ihn drang, überwältigt, stand still und mußte sich am Geländer halten. Louis fürchtete, daß die Folgen seines Schmerzes bey seinem schon so erschütterten Körper gefährlich seyn möchten, und wollte nach Hülfe eilen, allein er machte ihm ein Zeichen zu bleiben. „Mir ist besser,“ sagte er, „O Gott, stärke mich in dieser Stunde!“ — und in wenig Minuten war er im Stande, weiter zu gehn.

Als der Wärter die Thüre aufschloß, er-

schreckte das harte Knarren des Schlüssels Adelinen; aber augenblicklich sah sie sich in Theodors Gegenwart, der ihr entgegen sprang, und sie in seinen Armen auffing, ehe sie zu Boden sank. Ihr Kopf ruhte auf seiner Schulter, und er sah noch einmahl das Gesicht, das ihm so theuer war, das so oft Entzücken in seine Seele gestrahlt hatte, und auch jetzt noch bleich und leblos ihn zu kurzem Entzücken erweckte. Als sie endlich die Augen aufschlug, heftete sie einen langen, wehmüthigen Blick auf Theodor, der sie an sein Herz drückte, und ihr nur mit einem Lächeln gemischter Zärtlichkeit und Verzweiflung antworten konnte: die Thränen, die er zurückzuhalten strebte, zitterten in seinen Augen, und er vergaß auf einige Zeit alles, ausser Adelinen.

La Lüc, der sich auf den Fuß des Bettes gesetzt hatte, schien unbewußt von allem, was um ihn vorging und ganz versteckt in seinen eignen Jammer; Clara aber, die ihres Bruders Hand ergriff, und sich weinend an seinen Arm hing, äußerte laut alle Qual ihres Herzens, und erweckte endlich Adelines Aufmerksamkeit, die in kaum vernehmlicher Stimme sie bat, ihres Vaters zu schonen. Ihre Worte brachten Theodor zu sich selbst: er führte sie zu einem Stuhl und ging zu La Lüc.

„Mein Sohn, mein geliebter Sohn! —" sagte sein Vater, faßte seine Hand, und brach

in Thränen aus. Sie weinten mit einander. Nach langem Schweigen fing er endlich an: „Ich hatte geglaubt, diese Stunde ertragen zu können, aber ich bin alt und schwach. Gott kennt mein Bestreben nach Ergebung, mein Vertrauen auf seine Güte.“

Theodor erzwang mit starker und plötzlicher Anstrengung eine gefaßte und entschloßne Miene, und suchte durch jeden sanften Trostgrund seine weinenden Freunde zu beruhigen. Endlich schien La Lüc sein Leiden zu überwinden; er trocknete seine Augen und sagte:

„Mein Sohn, ich hätte mit besserm Beyspiel dir vorgehn, und die Lehren der Seelenstärke ausüben sollen, die ich dir so oft gegeben habe. Allein es ist vorüber; ich kenne meine Pflicht und will sie erfüllen.“

Adeline hauchte einen schweren Seufzer aus, und ihre Thränen flossen unaufhaltsam.

„Beruhigen Sie sich, meine Liebe, wir scheiden nur auf kurze Zeit“ — sagte Theodor, und küßte die Thränen von ihren Wangen. Er legte ihre Hand in die seines Vaters, und empfahl sie inständigst seinem Schutz.

„Nehmen Sie sie hin, mein Vater, als das kostbarste Vermächtniß, das ich schenken kann: sie sey von nun an Ihr Kind — sie wird Sie trösten, wenn ich dahin bin; sie wird Ih-

nen den Verlust Ihres Sohns mehr als ersetzen."

„Laßt uns diese wichtigen Augenblicke nicht vernachläßigen," sagte La Lüc, indem er gewaltsam aus seines Sohnes und Adelinens thränenheisser Umarmung sich loswand. „Adeline, meine Tochter, laßt unsre vereinigten Gebete zu ihm emporsteigen, der allein uns trösten und stärken kann!"

Sie knieten sämmtlich nieder, und er betete mit der einfachen erhabenen Beredsamkeit, welche wahre Frömmigkeit einflößt. Als er aufstand, umarmte er jedes seiner Kinder besonders, und da er zu Theodor kam, starrte er ihn mit innigem, klagendem Ausdruck an, und vermochte eine Zeitlang nicht zu reden. Theodor konnte dieß nicht ertragen — er hielt die Hand vor die Augen, und suchte vergebens das tiefe Schluchzen, welches seine Gestalt erschütterte, zu ersticken. Endlich erhielt er die Sprache wieder und flehte seinen Vater, ihn zu verlassen.

„Dieser Jammer ist für uns alle zu schwer," sagte er, „lassen Sie ihn uns nicht verlängern. „Die Zeit rückt näher — vergönnen Sie mir mich zu fassen. Die Schärfe des Todes besteht nur im Scheiden von denen, die wir lieben — wann dieses vorüber ist, hat er seine Waffen verloren!"

„Ich will dich nicht verlassen, mein Sohn,"

erwiederte La Lüc, „meine armen Töchter sollen gehn, ich aber will in deinen letzten Augenblicken bey dir bleiben.“

Theodor fühlte, daß dieß für sie Beyde zu viel seyn würde, und both alle Überredung der Vernunft auf, um seinen Vater von diesem Vorhaben abzubringen. Allein er beharrte fest darauf.

„Keine selbstsüchtige Erwägung der Pein, die ich fühlen werde, soll mich vermögen, mein Kind zu verlassen, wenn es einer Unterstützung am meisten bedarf. Es ist meine Pflicht, dich zu begleiten, und nichts soll mich abhalten.“

Theodor nahm seinen Vater bey diesen letzten Worten: „Da Sie wünschen, mich in meiner letzten Stunde unterstützt zu wissen, so flehe ich Sie an, nicht Zeuge davon zu seyn. Ihre Gegenwart mein Vater, würde alle Fassung vernichten — sie würde die wenige Standhaftigkeit überwältigen, die ich vielleicht noch erwinden kann. Vermehren Sie nicht mein Leiden durch den Anblick Ihrer Qual, sondern lassen Sie mich, wo möglich, den theuren Vater vergessen, den ich auf immer verlassen muß!“

Seine Thränen flossen aufs neue. La Lüc sah ihn nochmahls mit dem langen Blicke stummer Todesqual an. „So sey es denn,“ sagte er. „Wenn wirklich meine Gegenwart dich beängstigt, so will ich gehn!“

Seine Stimme war gebrochen. Nach einem Schweigen von einigen Augenblicken umarmte er Theodor nochmahls. „Wir müssen scheiden,“ rief er, „wir müssen, aber nur auf kurze Zeit! In einer höhern Welt werden wir wieder vereint seyn. — O Goit du siehst in mein Herz — du siehst, was es in dieser bittern Stunde fühlt.“

Der Schmerz überwältigte ihn von neuem. Er drückte Theodor in seine Arme, plötzlich aber schien er alle Kraft noch einmahl zu sammeln und wiederhohlte: — „Wir müssen scheiden! O mein Sohn, lebe wohl auf ewig für diese Welt, die Barmherzigkeit des ewigen Gottes unterstütze und segne dich!“

Er drehte sich um, das Gefängniß zu verlassen, sank aber ganz entkräftet von Schmerz in einen Stuhl neben der Thüre, die er öfnen wollte. Theodor starrte mit zerrüttetem Gesicht bald seinen Vater, bald Claren, bald Adelinen an, die er an sein klopfendes Herz drückte, und seine Thränen in die ihrigen fließen ließ.

„Und soll ich denn,“ rief er, „soll ich wirklich zum letztenmahle dieß holde Gesicht betrachten! — soll ich nimmer — nimmer es wieder sehn. — O Jammer über allen Ausdruck! — Aber noch einmahl, o noch einmahl —“ er drückte seine Wange an die ihrige, aber sie war kalt und leblos wie Marmor.

Louis, der gleich anfangs das Zimmer verlassen hatte, um nicht durch seine Gegenwart das letzte, heilige Lebewohl der Traurenden zu stören, kam jetzt herein. Adeline hob den Kopf in die Höhe, und als sie ihn sah, sank er wieder auf Theodors Brust.

Louis schien sehr erschüttert. La Lüc stand auf. „Wir müssen gehen," sagte er; „Adeline meine Liebe, raffen Sie sich zusammen — Clara — meine Kinder, laßt uns gehn. — Noch eine Umarmung, und dann! —"

Louis ging auf ihn zu und faßte ihn bey der Hand. „Mein ehrwürdiger Freund, ich habe Ihnen etwas zu sagen, doch fürchte ich mich beynahe."

„Was meinen Sie?" sagte La Lüc schnell. „Kein neues Unglück kann mich jetzt mehr treffen. Fürchten Sie sich nicht zu reden."

„Ich freue mich, daß ich Sie nicht auf die Probe stellen kann," erwiederte Louis. „Ich habe Sie das härteste Leiden mit Fassung ertragen sehn. Können Sie auch das Entzücken der Hoffnung tragen?"

La Lüc staunte ihn begierig an. „Sprechen Sie, Louis —" sagte er mit schwacher Stimme. Adeline richtete sich in die Höhe, und sah zitternd zwischen Hoffnung und Furcht Louis an, als wollte sie in seiner Seele lesen. Er lächelte freudig.

„Ist

„Ist es, o ist es möglich!“ rief sie plötzlich neu beseelt — „Er lebt; er soll leben?“

Sie sagte nichts weiter, sondern lief zu La Lüc, der in seinen Stuhl sank, während Theodor und Clara mit einer Stimme Louis zuriefen, sie aus der Qual der Ungewißheit zu reißen.

Er sagte ihnen nun, daß er so eben eine Frist für Theodor von dem commandirenden Offizier loßgewirkt hätte, und zwar zu Folge eines heute früh von seiner Mutter erhaltenen Briefes, worinn sie einiger seltsamen Umstände erwähnte, die bey einem Verhör zu Paris vorgefallen wären, und den Charakter des Marquis de Montalt so wesentlich angriffen, daß es vielleicht möglich seyn würde, noch Begnadigung für Theodor zu erhalten.

Diese Worte strahlten mit der Schnelligkeit des Blitzes in die Herzen der Zuhörer. La Lüc lebte wieder auf und das Gefängniß, vor wenig Minuten der Aufenthalt der Verzweiflung, hallte jetzt von Ausrufungen des Danks und der Freude wieder. La Lüc hub seine gefalteten Hände empor: „Gütiger Gott,“ rief er, „du hast mich in der Stunde der Trübsaal erhalten; halte mich auch jetzt — wenn mein Sohn lebt, so werde ich in Frieden sterben!“

Er umarmte Theodor, und da er sich des Schmerzens der letzten Umarmung erinnerte,

flossen Thränen der gerührten Freude. So mächtig war die Wirkung dieser kurzen Frist, daß eine gänzliche Begnadigung schwerlich lebhafteres Entzücken in diesem Augenblicke hätte verbreiten können. Als aber die erste Bewegung sich gelegt hatte, sahen sie aufs neue die Ungewißheit seines Schicksals. Adeline enthielt sich, ihr Bewußtseyn davon zu äußern; Clara aber bejammerte ohne Bedenken die Möglichkeit, daß ihr Bruder dennoch von ihnen gerissen, und alle Freude in Trauern verwandelt werden könnte. Ein Blick von Adelinen bestrafte sie. Freude war indessen so sehr die herrschende Empfindung des Augenblicks, daß der Schatten, welchen Betrachtungen auf ihre Hoffnungen warf, vorüber schwand, gleich der Wolke, welche von der Gewalt der Sonnenstrahlen zertheilt wird; nur Louis war nachdenkend und abwesend.

Als sie sich hinlänglich gefaßt hatten, sagte er ihnen, daß seiner Mutter Brief es ihm nothwendig machte, sogleich nach Paris abzureisen; und daß die darinn enthaltene Nachricht Adelinen so nahe anginge, das sie wahrscheinlich es nothwendig finden würde, ebenfalls dahin zu gehen, sobald ihre Gesundheit es zuließe. Er las nunmehr seinen ungeduldigen Zuhörern die Stellen vor, die ihnen zur Erläuterung dienen konnten: weil aber Frau von La Motte einige Umstände von Wichtigkeit ausgelassen hatte, so

geben wir lieber unsern Lesern eine kurze Erzählung von dem, was seit kurzem zu Paris vorgegangen war.

Man wird sich erinnern, daß am ersten Tage seines Verhörs La Motte im Durchgehn durch die Vorhöfe seines Gefängnisses einen Mann sahe, dessen Züge ihm, ohngeachtet der Dunkelheit, bekannt schienen; und daß eben dieser Mann, als er seinen Nahmen erfuhr, zu ihm gelassen zu werden verlangte. Am folgenden Tage erfüllte der Gefangenwärter sein Begehren, und La Motte erkannte mit Erstaunen bey dem hellern Licht seines Zimmers, das Gesicht des Mannes, aus dessen Händen er vormahls Adelinen empfing.

Als der Mann Frau von La Motte im Zimmer sah, sagte er, daß er etwas wichtiges mitzutheilen hätte, und mit dem Gefangnen allein zu seyn wünschte. Nachdem sie fort war, sagte er zu La Motten, „er hätte verstanden, daß er auf Klage des Marquis de Montalt verhaftet säße." — La Motte bejahte es — „Ich kenne ihn als einen Schurken," sagte der Fremde darauf. „Ihr Fall ist verzweifelt. Aber wünschen Sie das Leben zu behalten? —"

„Eine überflüßige Frage!"

„Ich höre, daß man morgen wieder zu Ihrem Verhör schreiten wird. Ich sitze jetzt Schuldenhalber hier: wenn Sie mir aber Erlaubniß

auswirken können, mit Ihnen ins Gericht zu gehn, und ein Versprechen von dem Richter, daß dasjenige, was ich entdecken will, mich nicht criminell machen soll, so will ich Dinge sagen, die diesen Marquis verwundern sollen: ich will beweisen, daß er ein Schurke ist, und man soll dann urtheilen, in wie fern sein Wort gegen Sie gelten kann."

La Motte, dessen Aufmerksamkeit aufs höchste erregt war, bat ihn sich deutlicher zu erklären: und der Mann fing eine lange Geschichte von den Unglücksfällen und der Verarmung an, die ihn dahin gebracht, sich von dem Marquis brauchen zu lassen, bis er plötzlich inne hielt: „Wenn ich das verlangte Versprechen vom Gericht erhalte, will ich mich deutlich erklären; bis dahin aber kann ich nichts weiter sagen."

La Motte konnte nicht umhin, einen Zweifel in seine Aufrichtigkeit und eine Neugier nach den Ursachen, die ihn zum Ankläger des Marquis machten, zu äußern.

„Was meine Ursache betrift, die ist sehr natürlich," sagte der Mann, „es ist nicht so leicht, üble Behandlung zu verschmerzen, besonders wenn sie von einem Schurken kommt, dem man gedient hat."

La Motte suchte um sein selbst willen, der Heftigkeit, womit der Mann dieses sagte, Einhalt zu thun.

„Es gilt mir gleichviel, wer mich hört," fuhr der Fremde fort, der indessen doch seine Stimme leiser machte, „ich wiederhohle es, der Marquis ist schlecht mit mir umgegangen. Ich habe sein Geheimniß lange genug bey mir behalten, und er findet es nicht der Mühe werth, sich meines Schweigens länger zu versichern, sonst würde er mich nicht hier stecken lassen. Ich sitze Schulden halber, und habe ihn um Beystand gebeten: da er mir keinen gibt, so mag er die Folge empfinden. Ich wette, es wird ihn bald gereuen, daß er mich gereizt hat."

La Mottens Zweifel war nun verschwunden: die Aussicht zum Leben öfnete sich wieder, und er versicherte Dû Bosse (so hieß der Fremde) mit vieler Wärme, daß er seinem Advokaten auftragen wollte, alles anzuwenden, um die Erlaubniß zu seiner Erscheinung beym Verhör und die geforderte Bedingung auszuwirken; worauf der Mann ihn verließ.

Zehntes Kapitel.

Erlaubniß zu Dû Bosse's Erscheinung wurde endlich gewährt, nebst dem Versprechen, daß sei-

ne Worte ihn nicht in Strafe bringen sollten, und er begleitete La Motten ins Gericht.

Die Bestürzung des Marquis, als er diesen Menschen erblickte, wurde von mehrern bemerkt, und besonders von La Motten, der eine günstige Vorbedeutung daraus zog.

Als Dû Bosse aufgefodert wurde, trug er dem Gericht vor, „daß in der Nacht auf den ein und zwanzigsten April vergangnen Jahrs, ein gewisser Jean d' Aunoy, ein Mann den er seit vielen Jahren gekannt, in sein Haus gekommen sey. Nachdem sie eine Zeitlang über ihre Umstände mit einander gesprochen, hätte d' Aunoy ihm gesagt, er wüßte ein Mittel, wie er aus seiner Armuth zum Wohlstand gelangen könnte; allein er wollte nichts weiter sagen, bis Dû Bosse sich erklärt hätte. Der elende Zustand, worinn Dû Bosse sich damahls befand, machte ihn begierig zu erfahren, auf welche Art er sich helfen könnte, und nach einigen Umständen erklärte sich sein Freund. Er sagte, daß ein vornehmer Herr, (den er nachher als den Marquis de Montalt nannte) ihm aufgetragen hätte, ein junges Mädchen aus einem Kloster in ein Haus, wenige Meilen von Paris zu bringen. Ich kannte das Haus recht gut, sagte Dû Bosse, denn ich war oftmahl mit d' Aunoy darinn gewesen, der sich vor seinen Gläubigern des Nachts darinn zu verstecken pflegte, wenn er

auch oft am Tage nach Paris kam." — Er wollte nicht weiter mit der Sprache heraus, sondern sagte nur, er würde Beystand brauchen, und wenn ich und mein Bruder, der seitdem verstorben ist, ihm behülflich seyn wollten, so würde sein Anstifter kein Geld sparen, und wir sollten reichlich belohnt werden. Ich drang in ihn, mir noch mehr von dem Anschlage zu entdecken, aber er wollte durchaus nicht, und nachdem ich ihm versprochen hatte, mit meinem Bruder zu reden, ging er fort."

„Als er den andern Abend wieder anfragte, willigten mein Bruder und ich ein, und gingen mit ihm. Nunmehr sagte er uns, das junge Frauenzimmer, das er fortbringen sollte, wäre eine natürliche Tochter, von dem Marquis de Montalt, und eine Nonne bey den Urselinen: seine Frau hätte das Kind gleich bey seiner Geburt in Empfang genommen, und ein ansehnliches Kostgeld empfangen, um es als ihr eignes aufzuziehn, welches sie auch bis zu ihrem Tode gethan. Dann aber wäre das Kind in ein Kloster gebracht, und zur Nonne bestimmt worden; als sie aber das gehörige Alter zur Einweihung erreicht, hätte sie hartnäckig den Schleyer ausgeschlagen, durch welche Weigerung der Marquis in solche Wuth gerathen sey, daß er befohlen, wenn sie auf ihrer Halsstarrigkeit beharrte, sollte man sie aus dem Kloster bringen, und

auf irgend eine Art über die Seite schaffen, weil sonst, wenn sie das Leben behielte, ihre Geburt an den Tag kommen, und ihre Mutter, für die er noch immer einige Liebe hegte, verurtheilt werden würde, ihr Verbrechen durch einen schrecklichen Tod zu büßen."

— Hier unterbrach des Marquis Advokat den Sprecher, und führte an, da die angeführten Umstände dahin abzweckten, seinen Clienten zu compromittiren, so wären sie sowohl gesetzwidrig als irrelevant. Man antwortete ihm, sie wäre nicht irrelevant und folglich nicht gesetzwidrig: denn die Umstände, welche auf den Charakter des Marquis ein Licht würfen, hätten auf seine Aussage gegen La Motte Bezug — worauf Dü Bosse fortfahren mußte.

„D' Aunoy sagte hierauf, daß der Marquis befohlen hätte, sie aus der Welt zu schaffen, da er aber von Kindheit auf um sie gewesen sey, konnte er es nicht übers Herz bringen, was er ihm auch geschrieben hätte. Der Marquis hätte ihm darauf geantwortet, so sollte er jemand andern dazu suchen, und dieß also wollte er uns auftragen. Mein Bruder und ich waren dazu nicht ruchlos genug, und erklärten dieß gegen d' Aunoy, und ich konnte mich nicht enthalten zu fragen, was doch den Marquis bewegen konnte, lieber sein eignes Kind zu ermorden, als die Mutter in Gefahr zu setzen?

D'Aunoy sagte hierauf: das Kind hätte der Marquis niemahls gesehn, und könnte also keine große Zärtlichkeit gegen dasselbe hegen, weit weniger es stärker lieben als die Mutter."

Dü Bosse erzählte nun weiter, wie er und sein Bruder sich bemüht hätten, d'Aunoys Herz gegen des Marquis Tochter zu erweichen, und daß sie ihn dazu gebracht, nochmahls zu schreiben und für sie zu bitten. In dieser Absicht sey d'Aunoy nach Paris gegangen, um die Antwort zu erwarten, und hätte das junge Mädchen bey ihnen in dem Hause auf der Haide gelassen, wo sie sich gestellt hätten, als blieben sie, um die Befehle, welche kommen würden, auszuführen; im Grunde aber, um das arme Schlachtopfer vom Tode zu retten.

In wie weit dieses Vorgeben richtig war, muß dahin gestellt bleiben: denn auf jeden Fall mußte Dü Bosse sich wohl hüthen, eine Absicht der Ermordung einzugestehn. Dem sey wie ihm wolle, er sagte aus, daß er in der Nacht auf den sechs und zwanzigsten April einen Befehl zur Ermordung des Mädchens von d'Aunoy erhalten, und sie nachher in La Mottens Hände geliefert hätte.

La Motte hörte diese Erzählung mit Erstaunen an: als er erfuhr, daß Adeline des Marquis Tochter war, und sich des Verbrechens erinnerte, zu dem er sie einst bestimmt hatte, erbebte er vor

Entsetzen. Er nahm nunmehr das Wort und fügte einen Bericht von dem, was auf der Abtey zwischen ihm und dem Marquis in Betref Adelinens vorgegangen war, hinzu; zugleich führte er als einen Beweis von der Böslichkeit der gegenwärtigen Klage des Marquis an, daß er sie gleich nachher angefangen hätte, als er Adelinen durch Flucht vor seinen mörderischen Absichten gerettet. Doch setzte er hinzu, da der Marquis seine Leute unverzüglich hinter ihr her geschickt, wäre es möglich, daß sie doch noch als ein Schlachtopfer seiner Rache gefallen sey.

Hier legte sich des Marquis Advokat aufs neue ins Mittel, und wurde wieder von dem Gericht zum Schweigen gebracht. Die ungewöhnliche Bewegung, welche des Marquis Gesicht während Dü Bosse und La Mottens Erzählung verrieth, war allgemein bemerkt worden. Das Gericht verschob das Urtheil des letztern, befahl den Marquis unverzüglich in Verhaft zu bringen, und Adelinen (der Nahme, den ihre Pflegemutter ihr gegeben hatte, und den sie aus einer Art von zärtlicher Erinnerung beybehielt, wiewohl ihr vermeinter Vater sie anders zu nennen pflegte) sowohl als Jean d'Aunoy aufzusuchen.

Der Marquis wurde dem zu Folge von Gerichts wegen verhaftet, bis Adeline erschiene, oder Beweise ihres Todes beygebracht werden könnten; und bis d'Aunoy die Aussage des Dü Bosse und de La Motte bestätigte oder vernichtete.

Frau von La Motte, die endlich aus der Stadt, wo ihr Sohn vormahls im Quartier lag, Nachricht von seinem veränderten Aufenthalt erhielt, hatte ihm seines Vaters Lage und das Verfahren beym Verhör gemeldet; und da sie glaubte, daß Adeline, wenn sie so glücklich gewesen wäre, dem Marquis zu entwischen, sich noch in Savoyen aufhielte, bat sie Louis, um Urlaub anzusuchen, und sie nach Paris zu bringen, wo ihre unverzügliche Gegenwart erfordert würde, um die Aussage zu bekräftigen; und wahrscheinlich La Mottens Leben zu retten.

Bey Empfang ihres Briefs, der gerade an dem zu Theodors Hinrichtung angesetzten Morgen einlief, eilte Louis unverzüglich zu dem commandirenden Offizier, und hielt um Frist für Theodor an, bis des Königs fernerer Wille bekannt seyn würde. Er gründete sein Gesuch auf die Verhaftung des Marquis und zeigte den eben erhaltenen Brief vor. Der commandirende Offizier gewährte diese Frist mit Freuden, und Louis, der beym Empfang des Briefs sich enthalten hatte, seinem Freunde den Inhalt mitzutheilen, um ihn nicht mit falscher Hoffnung zu quälen, eilte nun, ihm die tröstende Nachricht zu bringen.

Eilftes Kapitel.

Adeline sah ein, wie nothwendig ihre schleunige Abreise nach Paris sey. La Mottens Leben, der ihr mehr als das ihrige gerettet hatte, vielleicht das Leben ihres geliebten Theodors hing von dem Zeugniß, das sie geben sollte, ab; und sie, die noch vor kurzem unter Krankheit und Verzweiflung erlag, die kaum ihr mattes Haupt empor heben, oder anders, als in den schwächsten Tönen reden konnte, traute jetzt, von Hoffnung neu belebt, gestärkt durch das Bewußtseyn der Wichtigkeit des ihr bevorstehenden Geschäfts, sich Kraft genug zu, eine schnelle Reise von einigen fünfzig Meilen zu machen.

Theodor bat sie zärtlich, aus Rücksicht auf ihre Gesundheit diese Reise wenigstens einige Tage zu verschieben: allein mit einem Lächeln bezaubernder Zärtlichkeit versicherte sie ihn, sie wäre jetzt zu glücklich, um krank zu seyn, und die nähmliche Ursache, welche ihr Glück befestigen würde, würde auch ihre Gesundheit stählen. So stark wirkte jetzt Hoffnung auf ihre Seele, daß sie Leiden und Kummer verdrängte, daß sie das Entsetzliche des Gedankens, eine Tochter des Marquis zu seyn, und jede andere schmerzhafte Betrachtung überwog. Sie sah nicht einmahl die

Hindernisse, die sich ihrer Vereinigung mit Theodor entgegen stellen könnten, wenn ihm auch endlich das Leben geschenkt würde.

Es wurde beschlossen, daß sie in wenig Stunden mit Louis, und von Petern begleitet, nach Paris abreisen sollte. Diese Stunden brachte La Lüc mit seiner Familie im Gefängniß zu.

Als die Zeit ihrer Abreise heraurückte, verließ ihr Muth sie aufs neue; und die Täuschung der Freude schwand. Sie sah Theodor nicht mehr als einen vom Tode Erretteten, sondern nahm mit einem traurigen Vorgefühl, daß sie ihn nicht wieder sehn würde, von ihm Abschied. So stark hatte diese Ahndung sich ihrer Seele eingeprägt, daß es lange dauerte, ehe sie Stärke genug fassen konnte, ihm Lebewohl zu sagen; und als sie schon das Zimmer verlassen hatte, kehrte sie nochmahls zurück, um noch einen letzten Blick zu hohlen. Als sie zum zweytenmahl hinausging, stellte ihre finstre Einbildungskraft ihr Theodor auf dem Richtplatz, bleich und in Zuckungen des Todes vor: sie wandte nochmahls ihre zögernden Augen auf ihn: allein die Fantasie griff ihre Sinnen an, sie wähnte daß sein Gesicht sich unter ihrem Anschaun veränderte, und einen Geisterhauch annahm. Alle ihre Entschlossenheit schwand, und so groß war die Angst ihres Herzens, daß sie ihre Reise bis auf morgen zu verschieben beschloß, wiewohl sie dadurch Louis

Schutz verlieren mußte, dessen Ungeduld, seinen Vater zu sehen, keinen Verzug zuließ. Doch war der Sieg fantastischer Leidenschaft nur kurz; ihre Betäubung wich, und die Vernunft trat wieder in ihre Rechte: sie sah die Nothwendigkeit ihrer unverzüglichen Abreise ein, und faßte Entschlossenheit genug, sich ihr zu unterwerfen. La Lüc würde sie begleitet haben, um nochmahls den König für seinen Sohn anzuflehn, hätte nicht seine äusserste Schwäche und Ermattung es durchaus unmöglich gemacht.

Endlich verließ Adeline mit schwerem Herzen ihren Theodor, ohngeachtet seines Bittens, bey ihrem so schwachen Zustande die Reise nicht zu unternehmen, und Clara und La Lüc begleiteten sie in den Gasthof. Die erstere trennte sich mit vielen Thränen und vieler Angst um ihr Wohl, doch mit der Hoffnung, sie bald wieder zu sehn, von ihrer Freundinn. Sollte Theodor begnadigt werden, so hatte La Lüc die Absicht, sie von Paris abzuhohlen, wo aber nicht, so wollte sie mit Petern zurückkommen. Mit Vaters-Zärtlichkeit sagte er ihr Lebewohl, und sie beschwur ihn in ihren letzten Worten auf seine Gesundheit zu achten: sein mattes Lächeln schien zu sagen, daß ihre Sorgfalt vergebens, und Genesung für ihn dahin sey.

Auf solche Art verließ Adeline die Freunde, die ihr mit Recht so theuer waren; die sie so spät

gefunden, um in Paris, wo sie fremd, und beynahe schutzlos war, öffentlich vor Gericht einem Vater unter die Augen zu treten, der sie mit äusserster Grausamkeit verfolgt hatte. Der Wagen, in welchem sie Vaceau verließ, fuhr vor dem Gefängniß vorbey; sie warf einen sehnlichen Blick darauf hin, seine dicken, schwarzen Mauern, und noch vergitterten Fenster schienen finster ihren Hoffnungen die Stirne zu runzeln — aber Theodor war da; er bog sich ans Fenster, und sie starrte nach ihm hin, bis eine Ecke der Straße das Gebäude schnell ihrem Blicke entzog. Sie sank zurück in den Wagen, und hing still weinend der Wehmuth ihres Herzens nach. Louis war nicht gestimmt, sie zu unterbrechen; seine Gedanken hingen ängstlich an seines Vaters Lage, und die Reisenden legten viele Meilen zurück, ohne ein Wort zu wechseln.

Zu Paris, wohin wir jetzt zurück kehren wollen, betrieb man ohne Erfolg die Aufsuchung des Jean d'Aunoy. Das Haus an der Haide wurde leer gefunden, und an den öffentlichen Orten, wohin er sonst zu kommen pflegte, und wo die Polizeydiener ihm aufpaßten, war er seit langer Zeit nicht mehr erschienen. Es schien sogar zweifelhaft, ob er noch lebte; denn schon eine geraume Zeit vor La Mottens Verhör hatte er sich in den Häusern seiner gewöhnlichen Zusammenkünfte nicht mehr sehen lassen, woraus erhellte,

daß die Vorgänge in den Gerichtshöfen wenigstens nicht an seinem Verschwinden Schuld waren.

In der Einsamkeit seines Verhafts hätte der Marquis de Montalt Muße gehabt, an das Vergangene zu denken, und seine Verbrechen zu bereuen; allein Nachdenken und Reue waren noch fern von ihm. Er wandte mit Ungeduld sich von Erinnerungen ab, die nur Schmerz erregten, und sah nur mit ängstlicher Bekümmerniß, wie er die Schande und Strafe, die über ihm schwebte, ablenken könnte, in die Zukunft hin. Die Feinheit und Anmuth seiner Sitten hatten die Schwäche seines Herzens so tief verheelt, daß er der Liebling seines Monarchen war, und auf diesen Umstand gründete er seine Hoffnung. Doch bereute er bitterlich, daß er dem schnellen Geist der Rache, der ihn zur Verfolgung La Mottens anreizte, Gehör gegeben, und dadurch so unerwartet sich in eine gefährliche Lage verwickelt hatte — denn, wenn Adeline nicht gefunden ward, so mußte er in Verdacht ihrer Ermordung fallen. Unter allen aber fürchtete er d'Aunoy's Erscheinung am meisten, und um der Möglichkeit derselben vorzubeugen, schickte er verschiedene geheime Bothschafter ab, um seinen Aufenthalt aufzuspüren, und ihn zu seinen Gunsten zu bestechen. Allein diese waren eben so unglücklich in ihren Nachforschungen als die Gerichtsdiener, und der Marquis fing endlich an zu hoffen, daß er wirklich todt wäre.

La Motte erwartete indessen mit zitternder Ungeduld die Ankunft seines Sohnes, die ihn, wie er hoffte, einigermaßen aus seiner Ungewißheit wegen Adelinen reißen würde. An ihrer Erscheinung hing seine einzige Hoffnung des Lebens, weil die Aussage gegen ihn durch die Bestätigung, die sie von dem schlechten Charakter seines Verfolgers geben konnte, vieles von ihrer Kraft verlieren mußte: und wenn sogar das Parlament La Motte verdammte, konnte doch die Güte des Königs sein Urtheil noch mildern.

Adeline kam nach einer Reise von mehrern Tagen, auf welcher vorzüglich Louis zärtliche Aufmerksamkeit sie unterstützte, zu Paris an. Frau von La Motte eilte sogleich zu ihr: die Zusammenkunft war rührend von beyden Seiten. Ein Gefühl ihres vorigen Betragens erregte in Madam eine Verlegenheit, welche Adelinens Delikatesse und Güte ihr gern erspart hätte: indessen ertheilte sie die Verzeihung, die von ihr erbeten wurde, mit so bereitwilliger Gefälligkeit, und so ganz von Herzen, daß Frau von La Motte nach und nach Fassung und Zuversicht wieder erhielt. Adeline hätte diese Vergebung bey aller Herzensgüte nicht so bereitwillig ertheilen können, wenn sie das Betragen dieser armen Frau für freywillig gehalten hätte: nur die Überzeugung, daß sie unter Zwang und Schrecken gehandelt hatte, bewegte sie, das Vergangene zu

entschuldigen. Sie vermieden bey dieser ersten Zusammenkunft alle nähere Erläuterungen. Frau von La Motte bat Adelinen, aus ihrem Gasthofe mit ihr in ihre Wohnung nahe beym Chatelet zu gehn, und Adeline, die einen Aufenthalt in einem öffentlichen Gasthofe für unschicklich hielt, nahm gern ihr Erbiethen an.

Madame ertheilte ihr einen umständlichen Bericht vpn La Mottens Lage, und endigte damit, daß man das Urtheil ihres Mannes aufgeschoben hätte, bis man zu größerer Gewißheit über die sträflichen Absichten des Marquis gelangt seyn würde; und da Adeline das hauptsächlichste von La Mottens Aussage bekräftigen konnte, ließ sich erwarten, daß das Gericht nunmehr, da sie erschienen war, sogleich fortschreiten würde. Erst jetzt erfuhr sie den vollen Umfang ihrer Verbindlichkeit gegen La Motte; denn sie hatte noch nicht gewußt, daß er damahls, als er aus dem Walde sie schickte, vom Tode sie errettet hatte. Ihr Abscheu vor dem Marquis, den sie unmöglich als Vater betrachten konnte, und ihr Dank gegen ihren Befreyer verdoppelte sich, so daß sie mit Ungeduld das Zeugniß abzulegen verlangte, welches zu seiner Erhaltung so nothwendig war. Madame glaubte, es würde nicht zu spät seyn, noch diesen Abend ins Chatelet zugelassen zu werden, und da sie wüßte, wie sehnlich ihr Mann Adelinen zu sehn wünschte, bat sie diese um Er-

laubniß, sie hinzuführen. So ermüdet auch Adeline war, ließ sie sichs gefallen, und so bald Louis von Herrn Nemours, seines Vaters Advokaten zurückkam, machten sie sich insgesammt nach dem Chatelet auf.

Der Anblick des Gefängnisses, das sie jetzt betraten, erinnerte Adelinen so lebhaft an Theodors Lage, daß sie kaum sich bis zu La Mottens Zimmer aufrecht halten konnte. Sobald er sie erblickte, schoß ein Strahl von Freude über sein Gesicht; bald aber versank er wieder in seine Niedergeschlagenheit, sah traurig sie, dann Louis an, und seufzte tief.

Adeline, bey der alle Erinnerung seiner vergangenen Grausamkeit sich in Dank für seine nachherige Güte verloren hatte, bezeugte ihre Dankbarkeit für das Leben, welches er ihr erhielt, und ihr Verlangen, ihm zu dienen, in den wärmsten Ausdrücken. Allein ihre Dankbarkeit beängstigte ihn sichtlich: statt ihn mit sich selbst zu versöhnen, schien sie eine Erinnerung an die schändlichen Absichten, die er einst unterstützte, aufzuwecken, und die Stacheln des Gewissens tiefer in sein Herz zu schlagen. Um seine Bewegung zu verheelen, sprach er von seiner gegenwärtigen Gefahr, und unterrichtete Adelinen, wie sie bey dem Verhör sich zu verhalten hätte. Nach einer Stunde Gesprächs mit ihm, ging sie wieder mit Madame in ihre Wohnung, wo sie krank und ermattet,

sich in ihr Schlafzimmer begab, und ihre Sorgen im Schlafe zu begraben suchte.

Das Gericht versammlete sich wenige Tage nach Adelinens Ankunft, und die zwey übrigen Zeugen des Marquis, auf die er seine Klage gegen La Motten jetzt stützte, erschienen. Sie wurde zitternd ins Gericht geführt, wo der Marquis de Montalt beynahe der erste Gegenstand war, der ihr ins Auge fiel. Sie sah ihn jetzt mit einer ihr ganz neuen Bewegung an, die stark mit Abscheu vermischt war. Als Dü Bosse sie erblickte, beschwur er sogleich ihre Identität, und der Eindruck, den sein Anblick auf sie machte, bestätigte sein Zeugniß: sie erblaßte, wie sie ihn sah, und ein Zittern ergriff ihren ganzen Körper. Jean d'Aunoy konnte nirgends gefunden werden, und La Motte verlor dadurch einen Zeugen, der seiner Sache wesentlichen Vortheil hätte bringen können.

Adeline trug, als sie aufgerufen ward, ihre kleine Erzählung bestimmt und deutlich vor; und Peter, der sie von der Abtey weggebracht hatte, unterstützte ihre Aussage. Diese Aussage war für die meisten Anwesenden hinreichend, den Marquis der Absicht der Ermordung zu beargwöhnen; allein sie war nicht gültig genug, um das Zeugniß seiner zwey letzten Zeugen zu entkräften, die bestimmt auf die Begehung des Raubes und auf die Person La Mottens schwuren, über den sogleich

das Todesurtheil gesprochen ward. Bey Anhörung dieses Ausspruchs sank der Unglückliche in Ohnmacht, und das Mitleid der Versammlung, deren Empfindung ungewöhnlich für den Ausgang aufgeregt worden war, äusserte sich in einem allgemeinen Seufzer.

Plötzlich aber wurde ihre Aufmerksamkeit auf einen neuen Gegenstand gerufen. — Jean d' Aunoy trat jetzt ins Gericht! Allein sein Zeugniß, wenn es auch La Motten hätte helfen können, kam zu spät. Er wurde ins Gefängniß zurückgeführt; Adeline aber, die vor Schrecken über seine Verurtheilung, beynahe ausser sich war, erhielt Befehl, während d' Aunoys Abhörung im Gericht zu bleiben. Man hatte diesen Menschen endlich im Gefängniß einer Landstadt gefunden, wohin einige seiner Gläubiger ihn geworfen hatten, und aus welchem sogar das Geld, das der Marquis ihm vor seinem Verhaft zur Befriedigung von Dü Bosses ungestümen Forderungen geschickt hatte, nicht zu befreyen hinreichte. Dieses Geld, wovon Dü Bosse nichts erhielt, wurde von d' Aunoy üppig verschwendet, während jener durch vermeinte Vernachlässigung zur Rache gegen den Marquis aufgereitzt war.

Er wurde mit Adelinen und Dü Bosse confrontirt und befehligt, alles, was er von dieser dunkeln Sache wüßte, zu bekennen, oder sich der Tortur zu unterwerfen. D' Aunoy, der nicht

wußte, wie weit der Verdacht gegen den Marquis sich erstreckte, und wohl fühlte, daß seine eignen Worte ihm das Urtheil sprechen könnten, beharrte eine Weile im hartnäckigen Schweigen: als er aber auf die Folter gebracht wurde, verließ ihn sein Muth, und er bekannte ein Verbrechen, das man sich gar nicht hatte einfallen lassen.

Es kam an den Tag, daß im Jahre 1642 d' Aunoy nebst einem gewissen Jacques Martigny und Francis Balliere, auf dem Wege überfallen und ergriffen hatten, Henry, Marquis de Montalt, Philipp de Montalts Halbbruder. Nachdem sie den erhaltnen Befehlen zu Folge, ihn beraubt, und seinen Bedienten an einen Baum gebunden hatten, brachten sie ihn nach der St. Clairs Abtey im fernen Fontaneiller Walde. Hier wurde er eine Zeitlang eingesperrt, bis fernere Verhaltungsbefehle von Philipp de Montalt, dem gegenwärtigen Marquis, einliefen, der sich damahls auf seinen Gütern in einer nördlichen Provinz von Frankreich befand. Diese Befehle waren zum Tode, und der unglückliche Henry wurde in der dritten Woche nach seinem Verhaft auf der Abtey in seinem Schlafzimmer ermordet.

Bey Anhörung dieser Worte fühlte sich Adeline einer Ohnmacht nahe: sie erinnerte sich des Manuscripts, das sie fand, nebst allen seltsamen

Umständen, die mit dieser Entdeckung verbunden waren. Jede Nerve bebte vor Entsetzen, und als sie die Augen aufschlug, sah sie das Gesicht des Marquis mit der gelben Blässe der Schuld überzogen. Sie suchte ihre fliehenden Lebensgeister fest zu halten, während der Mann in seinem Bekänntniß fortfuhr.

Nach vollbrachtem Morde begab sich d'Aunoy zu seinem Anstifter, der ihm die ausgemachte Belohnung gab, und wenige Monathe nachher ihm die kleine Tochter des verstorbnen Marquis einhändigte, die er nach einer fernen Gegend des Königreichs brachte, wo er unter dem angenommenen Nahmen St. Pierrs sie als sein eignes Kind aufzog und von dem jetzigen Marquis ein ansehnliches Jahrgehalt für seine Verschwiegenheit erhielt. —

Adeline, nicht länger vermögend mit dem Aufruhr an Bewegungen, die sich jetzt zu ihrem Herzen drängten, zu kämpfen, stieß einen lauten Schrey aus, und sank in Ohnmacht. Man trug sie aus dem Gericht fort, und als die durch diesen Umstand erregte Unruhe gestillt war, fuhr Jean d' Aunoy fort. Er erzählte, daß bey dem Tode seiner Frau, Adeline in ein Kloster gebracht, und nachher in ein andres gekommen sey, wo der Marquis sie zum Schleyer bestimmte. Ihre entschloßne Weigerung bestimmte ihn, ihr das Leben zu rauben, und sie wurde zu diesem Ende nach dem Hause auf der Haide gebracht.

D' Aunoy setzte hinzu, daß er nach dem Willen des Marquis dem Dü Bosse eine falsche Geschichte von ihrer Geburt aufgeheftet hätte. Nachdem er in der Folge erfuhr, daß seine Helfer ihn wegen ihres Todes hintergangen hatten, trennte er sich in Feindschaft von ihnen: doch beschlossen sie einstimmig, dem Marquis ihre Entwischung zu verheelen, um den Lohn ihres vermeinten Verbrechens nicht zu verscherzen. Demohngeachtet erhielt d' Aunoy verschiedne Monathe nachher einen Brief von dem Marquis, worin dieser ihn der Wahrheit anklagte, und ihm Verzeihung und große Belohnung anboth, wenn er ihm gestünde, wohin er Adelinen gebracht hätte. Auf diesen Brief gestand er, daß seine Kameraden sie einem Fremden übergeben hätten. Wer aber dieser sey, oder wo er sich aufhalte, wüßten sie nicht.

Auf diese Aussagen wurde Philipp de Montalt wegen der Ermordung seines Bruders Henry zur Rechenschaft gezogen; d' Aunoy wurde in einen Kerker des Chatelets geworfen, und Dü Bosse befehligt, als Zeuge zu erscheinen.

Die Gefühle des Marquis, der durch eine von Rache eingegebne Verfolgung so unerwartet seine Verbrechen dem Auge des Gerichts bloß gestellt hatte, können nicht beschrieben werden. Die Leidenschaften, die ihn zur Begehung eines so abscheulichen Verbrechens, als Mord, verleitet hatten; ja was dessen Barbarey, wo möglich noch

erhöhte, zum Morde eines, der durch Bande des Blutes und durch Gewohnheit kindlicher Vertraulichkeit mit ihm verbunden war, — die Leidenschaften, die zu einer so scheuslichen That ihn anreitzten, waren Ehrgeitz und Hang zum Vergnügen. Der erste wurde unmittelbar durch den Rang und Titel seines Bruders, der andre durch die Reichthümer befriedigt, die ihn in Stand setzten, seinen wollüstigen Neigungen nachzuhängen.

Der ermordete Marquis de Montalt, Adelinens Vater, erbte von seinen Vorfahren ein Vermögen, das dem Glanze seiner Geburt nicht angemessen war; allein er vermählte sich mit der Erbinn einer erlauchten Familie, deren Vermögen den Abgang des seinigen reichlich ersetzte. Er hatte das Unglück, sie bald nach der Geburt einer Tochter zu verlieren, ein Verlust, den er schmerzlich beklagte: denn sie war schön und liebenswürdig; und nunmehr entwarf der jetzige Marquis den teuflischen Plan, seinen Bruder umzubringen. Die Verschiedenheit ihrer Gemüthsart verhinderte zwischen ihnen die Herzlichkeit, welche ihre nahe Verwandtschaft zu fordern schien. Henry war wohlwollend, sanft und ernst. In seinem Herzen herrschte die Liebe der Tugend; in seinen Sitten war die Strenge der Gerechtigkeit durch mitleidige Güte gemildert, nicht geschwächt; sein Geist ward durch Wissenschaft erweitert und durch schöne Litteratur geschmückt. Philipps Charakter

ist bereits durch seine Handlungen geschildert; die Schatten desselben waren mit einem glänzenden Firniß überzogen, aber dieser Firniß diente nur, die Dunkelheit des ganzen Gemählde durch den Contrast noch auffallender zu machen.

Er hatte sich mit einer Frau vermählt, die bey dem Tode ihres Bruders ansehnliche Güter erbte, worunter die St. Clairs Abtey, und die Villa am Fontaneiller Walde, die vornehmsten waren. Demohngeachtet brachte seine Liebe zur Pracht und Zerstreuung ihn bald in Schwierigkeiten, und ließ ihn fühlen, wie angenehm es seyn würde, seines Bruders Reichthum zu besitzen. Dieser Bruder und seine kleine Tochter standen seinen Wünschen einzig im Wege. Auf welche Art er sich ihres Vaters entledigte, ist schon erzählt: warum er nicht dieselben Mittel anwandte, um das Kind in Sicherheit zu bringen, wissen wir nicht. Ein Verhängniß scheint hier seinen Arm zurückgehalten, und sie zum Werkzeug der Strafe an dem Mörder ihres Vaters aufbehalten zu haben. Ihre Erhaltung war gleichsam das Werk einer höhern Macht und ein auffallendes Beyspiel, daß die Gerechtigkeit, so lange sie auch zögert, oft durch wunderbare Wege die Schuldigen einhohlt.

Während der unglückliche Henry auf der Abtey litt, blieb sein Bruder, um Verdacht zu vermeiden, im nördlichen Frankreich, und verschob die Vollziehung der schrecklichen That aus der

natürlichen Furchtsamkeit eines noch nicht zu aller Abscheulichkeit der Schuld gehärteten Herzens. Ehe er es wagte, seine letzten Befehle zu ertheilen, wartete er ab, ob die Geschichte, die er von seines Bruders Tode zu verbreiten suchte, sein Verbrechen vor allem Argwohn sichern würde. Es gelang ihm nur zu gut. Der Bediente, dem man das Leben gelassen hatte, damit er die Geschichte erzählen könnte, glaubte natürlich, daß sein Herr von Räubern ermordet sey; und der Bauer, der wenig Stunden nachher den Bedienten verwundet, blutend, und an einen Baum gebunden fand, und zudem wußte, daß diese Gegend nicht sicher war, glaubte ihm eben so natürlich, und breitete das Gerücht aus.

Von dieser Zeit an besuchte der Marquis, dem die St. Clairs Abtey, vermöge seiner Frau gehörte, sie nur zwey Mahle nach sehr langen Zwischenräumen, bis er nach vielen Jahren zufällig La Motte als ihren Bewohner fand. Er hielt sich für gewöhnlich zu Paris, oder auf seinem nördlichen Gut auf; einen Monath des Jahrs aber brachte er gewöhnlich auf seiner reizenden Villa am Fontaneiller Walde zu. Er suchte im Gewühl des Hofes und in den Zerstreuungen der Freude, die Erinnerung seines Verbrechens zu vergessen; allein es gab Zeiten, wo die Stimme des Gewissens sich nicht betäu-

ben ließ, wenn sie auch bald nachher im Getümmel der Welt wieder verstummte.

Wahrscheinlich rief in der Nacht, wo er so plötzlich von der Abtey abreiste, die einsame Stille und Düsterniß der Stunde an einem Orte, der Zeuge seines Verbrechens gewesen war, die Erinnerung seines Bruders mit einer für die Fantasie zu mächtigen Kraft in ihm hervor, und erweckte Schrecknisse, die ihm zwangen, diesen mit Blut befleckten Ort zu verlassen. Wenn dem so war, so ist es gewiß, daß die Dämonen des Gewissens mit der Dunkelheit verschwanden; denn am folgenden Tage kam er wieder nach der Abtey, wiewohl man bemerkt haben wird, daß er nie wieder eine Nacht daselbst zuzubringen wagte. Allein dieß erregte Schrecken war nur von vergänglicher Dauer; weder Mitleid noch Reue folgte darauf; sobald die Entdeckung von Adelinens Geburt Besorgnisse für sein eignes Leben erregte, stand er nicht an, das nähmliche Verbrechen zu wiederhohlen, und wollte aufs neue seine Seele mit Menschenblut besudeln. Diese Entdeckung geschah vermöge eines Siegels mit ihrer Mutter Wappen, auf dem Billet, welches sein Bedienter zu Caux ihm brachte. Man wird sich erinnern, daß er dieses Billet zuerst in eifersüchtiger Wuth von sich warf; als er es aber noch einmahl besehn hatte, es sorgfältig in seiner Brieftasche aufbewahrte. Die heftige Erschütterung, welche ein

Verdacht der schrecklichen Wahrheit in ihm hervorbrachte, beraubte ihn auf eine Zeitlang aller Kraft zu handeln. Sobald er sich wohl genug befand, um schreiben zu können, schickte er einen Brief, dessen Inhalt schon erwähnt ist, an d'Aunoy, und erhielt von diesem die Bestätigung seiner Furcht. Da er wußte, daß er sein Verbrechen mit dem Leben würde büßen müssen, wenn Adeline jemahls Wissenschaft von ihrer Geburt erhielte, und nicht wagte, der Verschwiegenheit eines Menschen nochmahls zu trauen, der einmahl ihn hintergangen hatte, so beschloß er nach einiger Überlegung ihren Tod. Er machte sich sogleich auf den Weg nach der Abtey, und gab die Anweisungen, welche Furcht für seine Sicherheit weit mehr noch, als das Verlangen, ihre Güter zu behalten, ihm eingab.

Da der Umstand mit dem Siegel, welcher Adelinens Geburt verrieth, allerdings merkwürdig ist, so dürfen wir nicht unterlassen zu erzählen, daß Jean d'Aunoy nebst einer goldnen Uhr es dem unglücklichen Marquis abnahm. Die Uhr veräußerte er bald, das Petschaft aber behielt seine Frau als ein niedliches Kleinod, und bey ihrem Tode kam es unter Adelinens Sachen mit ins Kloster. Adeline behielt es sorgfältig auf, weil es einst der Frau gehört hatte, die sie für ihre Mutter hielt.

Zwölftes Kapitel.

Wir kehren jetzt wieder zu dem Faden der Geschichte und zu Adelinen zurück, die aus dem Gerichte in Frau von La Mottens Wohnung getragen wurde. Diese war inzwischen bey ihrem Manne im Chatelet, und litt allen Schmerz, den das gegen ihn ausgesprochne Urtheil ihr auspressen mußte. Adelinens schwacher Körper, so lange von Kummer und Ermüdung gequält, erlag beynahe unter der Bewegung, welche die Entdeckung ihrer Geburt hervorbrachte. Ihre Empfindungen dabey waren zu verwickelt, um aus einander gesetzt zu werden. Aus einer Waise, die bloß von der Güte anderer lebte, ohne Familie, ohne Angehörige, und von einem grausamen, mächtigen Feinde verfolgt, sah sie sich auf einmahl in die Tochter eines erlauchten Hauses, und Erbinn unermeßlichen Reichthums verwandelt. Aber sie erfuhr zugleich, daß ihr Vater ermordet war — ermordet in der Blühte seiner Tage, — ermordet durch einen Bruder, gegen den sie jetzt auftreten, und indem sie den Verderber ihres Vaters straft, ihren Oheim zum Tode verdammen muß!

Wenn sie an die so sonderbar gefundene Handschrift dachte, und daß, als sie die darin

beschriebenen Leiden beweinte, sie um ihren Vater Thränen vergoß; so übertraf ihre Bewegung allen Ausdruck. Die Umstände dieser Entdeckung schienen ihr nicht mehr ein Werk des Zufalls, sondern einer Macht, deren Absichten groß und gerecht sind. „O mein Vater," rief sie, „dein letzter Wille ist erfüllt! das mitleidige Herz, von dem du deine Leiden entdeckt wünschtest, soll sie rächen."

Bey Frau von La Mottens Zurückkunft suchte Adeline wie gewöhnlich, ihre eignen Empfindungen zu unterdrücken, um ihrer Freundinn Trost einzusprechen. Sie erzählte, was nach La Mottens Entfernung im Gericht vorgegangen war, und erweckte selbst in dem bekümmerten Herzen seiner Gattinn einen kurzen Strahl von Freude. Adeline nahm sich vor, die Handschrift wo möglich wieder zu bekommen, und erfuhr, daß La Motte bey der Verwirrung seiner Abreise sie unter andern Sachen auf der Abtey zurückgelassen hatte. Dieser Umstand war ihr um so unangenehmer, weil sie glaubte, daß dieses Papier vielleicht bey dem nahen Verhör von Wichtigkeit seyn könnte; doch beschloß sie fest, wenn sie zum Besitz ihres Rechts gelangt seyn würde, sie herbeyschaffen zu lassen.

Gegen Abend gesellte Louis sich zu der traurigen Gesellschaft, er kam von seinem Vater, den er weit ruhiger verlassen hatte, als er bisher noch

gewesen war. Nach einer stillen, traurigen Abendmahlzeit trennten sie sich für die Nacht, und Adeline hatte in der Einsamkeit ihres Zimmers Musse, über die Begebenheiten dieses wichtigen Tags nachzudenken. Das Leiden ihres gemordeten Vaters, so wie sie von seiner eigenen Hand es aufgezeichnet gelesen hatte, beschäftigte ihre Seele am meisten. Die Erzählung hatte schon damahls ihr Herz so tief gerührt, und sich ihrer Einbildungskraft so sehr eingeprägt, daß ihr Gedächtniß ihr treu beynahe jedes Wort zurückgab. Wenn sie aber bedachte, daß sie in dem nähmlichen Zimmer gewesen war, wo ihr Vater litt, wo sein Leben geopfert wurde, daß sie wahrscheinlich den Dolch gesehn, mit Rost, dem Rost seines Blutes befleckt, den Dolch gesehn hatte, durch den er fiel, so bebte jede ihrer Nerven mit eiskaltem Schauder.

Am folgenden Tage erhielt Adeline Befehl, sich gegen den Marquis de Montalt vor das Gericht zu stellen, welches seinen Anfang nehmen sollte, so bald die erforderlichen Zeugen herbeygeschaft werden könnten. Unter diesen befand sich die Äbtißinn des Klosters, die sie aus d'Aunoys Händen empfing; Frau von La Motte, die gegenwärtig war, als Dü Bosse Adelinen ihrem Manne aufzwang; und Peter, der nicht nur diesen Umstand ebenfalls ansah, sondern sie auch von der Abtey hergebracht hatte, um sie vor des

Mar=

Marquis Absichten zu retten. La Motte und Theodor La Lüc waren durch den Ausspruch des Gesetzes, unter welchem sie lagen, unfähig gemacht, bey dem Verhör zu erscheinen.

Als La Motte Adelinens Geburt und die Ermordung ihres Vaters auf der Abtey erfuhr, erinnerte er sich sogleich an das Skelet, das er in dem steinernen Zimmer an den unterirrdischen Zellen gefunden hatte. Er erwähnte es gegen seine Frau, und sie zweifelten nicht, daß es die Gebeine des unglücklichen Marquis gewesen wären. Doch nahm Madame sich vor, Adelinen diesen schauderlichen Umstand nicht eher zu sagen, bis es nothwendig wäre, ihn vor Gericht zu erklären.

So wie die Zeit des Verhörs näher rückte, nahm Adelinens Angst und Unruhe zu. Wiewohl die Gerechtigkeit das Leben des Mörders foderte, und Zärtlichkeit und Mitleid mit ihrem Vater sie zur Rache seines Todes aufrief, konnte doch ihr sanftes Herz nicht ohne Entsetzen sich als das Werkzeug betrachten, welches ein Mitgeschöpf des Daseyns berauben sollte; und es gab Zeiten, wo sie wünschte, das Geheimniß ihrer Geburt möchte nie ans Licht gekommen seyn. Wenn dieses Gefühl in ihren Umständen, Schwäche war, so war es wenigstens eine liebenswürdige Schwachheit, und verdient als solche geehrt zu werden.

Die Nachrichten, die sie von La Lücs Gesundheit aus Vaceau erhielt, trugen nicht bey, ihr Gemüth ruhiger zu machen. Die Symptome, welche Clara beschrieb, schienen zu verrathen, daß er sich auf der letzten Stuffe einer Auszehrung befand und sie drückte Theodors Schmerz bey dieser Besorgniß, mit der lebhaften Beredsamkeit aus, die ihr so natürlich war. Adeline liebte und verehrte La Lüc um sein Selbst willen sowohl, als wegen der väterlichen Zärtlichkeit, die er ihr bewies: noch theurer aber war er ihr als Vater Theodors, und ihr Kummer um seine abnehmende Gesundheit stand der Betrübniß seiner Kinder nicht nach. Die Betrachtung vermehrte ihn, daß sie wahrscheinlich an der Verkürzung seines Lebens Schuld war: denn sie wußte nur zu gut, daß der Kummer um den Zustand, worin Theodor zu versetzen, ihr unglückliches Schicksal war, seinem Körper den letzten Stoß gegeben hatte. Dieselbe Ursache hielt ihn ebenfalls zurück in dem Clima von Montpellier die Erleichterung zu suchen, die man ihn dort hoffen ließ. Wann sie den Zustand ihrer Freunde rings um sich ansah, so erlag ihr Herz beynahe unter der Aussicht; es schien als wäre sie bestimmt, fast alle, die ihr am theuersten waren, ins Unglück zu stürzen. Was auch La Mottens Laster und die Absichten seyn mochten, die er ehemahls gegen sie ausführen half, so vergaß sie doch alles in dem

Dienst, den er zuletzt ihr geleistet hatte, und hielt es eben so sehr für ihre Pflicht, als ihr Herz sie dazu antrieb, alles für ihn anzuwenden. Doch konnte sie in ihrer jetzigen Lage nichts für ihn zu wirken hoffen: wenn aber der Proceß, von welchem die Wiedereinsetzung in ihren Rang, ihr Vermögen und folglich in ihr Ansehn abhing, zu ihrem Vortheil entschieden würde, so war es ihr Entschluß, sich dem Könige zu Füßen zu werfen, und wenn sie um Theodors Leben bäte, auch für La Motte zu bitten.

Wenig Tage vor dem Verhör wurde Adelinen gemeldet, daß ein Fremder sie zu sprechen wünschte, und als sie in das Besuchzimmer ging, sah sie Herrn Verneuil vor sich. Ihr Gesicht verrieth Freude und Überraschung bey dieser unerwarteten Zusammenkunft, und sie fragte, obwohl mit wenig Erwartung auf eine bejahende Antwort, ob er von Herrn La Lüc gehört hätte?

„Ich habe ihn gesehn," sagte Herr Verneuil, „ich komme geraden Wegs von Vaceau; allein es thut mir leid, Ihnen keine bessern Nachrichten von seinem Befinden geben zu können. Ich finde ihn sehr verschlimmert, seit ich ihn zuletzt sah."

Adeline konnte bey der durch diese Worte erregten Erinnerung an die Unglücksfälle, welche an dieser traurigen Veränderung Schuld waren, kaum ihre Thränen zurückhalten. Herr

Verneuil überreichte ihr einen Brief von Clara, und sagte zugleich:

„Ausser dieser Einführung bey Ihnen, habe ich noch einen Anspruch von anderer Art, auf den ich stolz bin, und der mir vielleicht Berechtigung gibt, von Ihren Angelegenheiten mit Ihnen zu reden?"

Adeline verneigte sich, und Herr Verneuil sagte ihr mit der theilnehmendsten Miene, daß er von den letzten Vorfällen im Pariser Parlamente und von den Entdeckungen, die sie so nahe angingen, gehört hätte.

„Ich weiß nicht, fuhr er fort, ob ich dabey Ihnen Glück wünschen, oder Sie beklagen soll. Ich hoffe, Sie setzen keinen Zweifel in meine aufrichtigste Theilnahme an allen was Sie betrifft, und kann mir das Vergnügen nicht verweigern, Ihnen zu sagen, daß ich ein Verwandter der verstorbenen Marquise, Ihrer Mutter, bin: denn daß sie Ihre Mutter war, kann ich nicht bezweifeln."

Adeline stand eilends auf und ging auf ihn zu, während Freude und Überraschung ihre Züge plötzlich belebten.

„Sehe ich wirklich einen Verwandten?" sagte sie mit süßer, bebender Stimme, „und einen, den ich als Freund bewillkommen darf?"

Thränen zitterten in ihren Augen, und sie erwiederte mit stummer Rührung seine Umar-

mung; einige Zeit verstrich, ehe sie wieder zu reden vermochte.

Für Adelinen, die von frühster Kindheit an Fremden überlassen, eine hülflose, unglückliche Waise gewesen war; die nie bis vor kurzem einen Verwandten gesehn hatte, und ihn auch dann nur in der Person eines erbitterten Feindes fand, war diese Entdeckung eben so süß als unerwartet; und so viele Empfindungen kämpften in ihrem Herzen, daß sie sich erst in der Einsamkeit erhohlen mußte, ehe sie einer zusammenhängenden Unterhaltung fähig war.

Der Antheil, den Herr Verneuil an La Lücs Angelegenheiten nahm, und vielleicht mehr noch eine geheime Leidenschaft für Clara, hatten ihn nach Vaceau geführt, wo er Adelinens jetzige Lage und Familienumstände erfuhr. Auf diese Nachricht eilte er sogleich nach Paris, um seiner neu entdeckten Verwandtinn seinen Schutz und Beystand anzubiethen, und wo möglich in Theodors Sache behülflich zu seyn.

Adeline kam bald wieder zu ihm, und konnte nun ein näheres Gespräch über ihre Familie ertragen. Herr Verneuil both ihr seine Unterstützung und Beyhülfe an, wenn sie Gebrauch davon machen zu können glaubte.

„Allein ich traue," setzte er hinzu, „der Gerechtigkeit Ihrer Sache, und hoffe, sie wird keiner anderen Hülfe bedürfen. Für diejenigen,

die sich der verstorbnen Marquise erinnern, sind Ihre Züge hinlängliches Zeugniß ihrer Geburt. Zum Beweise, daß kein Vorurtheil hier auf mich Einfluß hat, muß ich Ihnen sagen, daß schon zu Savoyen diese Ähnlichkeit mir auffiel, wiewohl ich die Marquise nur aus ihrem Gemählde kannte; und mich dünkt, Sie müssen sich erinnern, daß ich mehrmahls zu La Lüc sagte, Sie glichen einer verstorbnen Verwandtinn von mir. Doch, urtheilen Sie selbst!"

Bey diesen Worten zog er ein Miniaturgemählde hervor:

„Dieß war Ihre liebenswürdige Mutter."

Adelinens Gesicht verwandelte sich: sie nahm begierig das Gemählde hin, starrte es lange schweigend an, und ihre Augen *füllten sich* mit Thränen. Nicht die Ähnlichkeit untersuchte sie; nur die Züge, die sanften, schönen Züge ihrer Mutter, deren blaue Augen, voll von dem süßesten Ausdruck, auf sie gerichtet schienen, während ein holdes Lächeln um ihren Mund schwebte. Adeline drückte das Bild an ihre Lippen, und staunte es wiederum mit schweigender Empfindung an. Endlich sagte sie mit einem tiefen Seufzer:

„Dieß war gewiß meine Mutter! O mein armer Vater, hätte sie gelebt, du wärst verschont worden." —

Dieser Gedanke überwältigte sie ganz, und

sie brach in Thränen aus. Herr Verneuil unterbrach ihren Schmerz nicht; er nahm sie bey der Hand und setzte sich neben sie, ohne zu reden, bis sie ruhig ward. Sie küßte nochmahls das Bild und reichte es mit ungewisser Miene ihm hin.

„Nein,“ sagte er, „es ist schon bey seiner rechten Besitzerinn.“

Sie dankte ihm mit unaussprechlich süßem Lächeln, und nach einiger Unterhaltung über das nahe Verhör, wobey sie sich seine Gegenwart ausbat, nahm er Abschied, nachdem er um Erlaubniß gebeten hatte, den folgenden Tag wieder zu kommen.

Adeline eröffnete nun ihren Brief, und sah Theodors wohlbekannte Hand: auf einen Augenblick fühlte sie sich in seine Gegenwart versetzt, und eine glühende Röthe überzog ihre Wangen: mit zitternder Hand erbrach sie das Siegel, und las die zärtlichsten Versicherungen seiner besorgten Liebe: sie hielt oftmahls inne, um die süßen Regungen, welche diese Versicherungen erweckten, zu verlängern — aber während Thränen der Zärtlichkeit auf ihren Augenwinpern zitterten, kehrte die bittere Erinnerung an seine Lage wieder, und sie träufelten schwer auf ihre Brust herab.

Er wünschte mit einer ihm eignen Delikatesse, ihr zu den Aussichten aufs Leben Glück, die sich ihr öffneten; sagte alles, was sie ermuntern und stärken konnte, vermied aber jede Erwähnung sei-

ner eigenen Umstände, ausser daß er seinen Dank gegen den freundschaftlichen Eifer und die Güte des commandirenden Offiziers äußerte, und hinzufügte, er verzweifelte nicht daran, endlich Begnadigung zu erhalten.

Diese Hoffnung, so schwach sie auch ausgedrückt, und sichtlich nur um sie zu beruhigen geschrieben war, verfehlte ihre Wirkung nicht. Adeline gab ihrem bezaubernden Einflusse nach, und vergaß auf eine Zeitlang die vielen Ursachen der Sorge und Angst, die sie umgaben. Theodor sagte wenig von seines Vaters Befinden; dieses wenige aber war bey weitem nicht so niederschlagend als Claras Bericht, die, weniger sorgsam Adelinen eine schmerzhafte Wahrheit zu verheelen, alle ihre Besorgnisse und Bekümmernisse ohne Rückhalt ausdrückte.

Dreyzehentes Kapitel.

Der so ängstlich erwartete Tag des Verhörs, an dem das Schicksal so vieler Personen hing, brach endlich an. Adeline, von Herrn Verneuil und Frau von La Motten begleitet, erschien als Anklägerinn des Marquis de Montalt; und d'Aunoy, Dü Bosse, Louis de La Motte und verschiedene Andere, als Zeugen in ihrer Sache.

Die Richter gehörten zu den angesehensten in Frankreich, und die Advokaten auf beyden Seiten waren Männer von entschiedenem Ruff. Bey einem so wichtigen Verhör, war, wie sich leicht denken läßt, das Gericht mit Personen vom Stande angefüllt, und das Schauspiel, welches sich darboth, feyerlich und prachtvoll.

Als Adeline vor dem Tribunal erschien, vernichtete ihre Bewegung alle Kunst der Verstellung; allein sie gab der natürlichen Würde ihres Anstandes einen Ausdruck sanfter Furchtsamkeit, und ihren niedergesenkten Augen, eine süße Verschämtheit, die sie doppelt interessant machte: sie zog das allgemeine Mitleid und die Bewunderung der ganzen Versammlung auf sich. Als sie die Augen aufzuschlagen wagte, sah sie, daß der Marquis noch nicht da war; und während sie in ängstlichem Harren seine Ankunft erwartete, erhub sich in einer fernen Ecke des Zimmers ein verworrnes Gemurmel. Jetzt verließ sie beynahe ihr Muth: die Gewißheit, sogleich den Mörder ihres Vaters zu sehn, durchschauerte sie mit Entsetzen, und mühsam kämpfte sie gegen eine Ohnmacht. Ein leises Murmeln lief jetzt durch den Saal, und es zeigte sich eine allgemeine Bestürzung, die sich bald dem Tribunal selbst mittheilte. Verschiedene Mitglieder standen auf; einige verließen den Saal, der ganze Ort gerieth in Unordnung, und endlich drang das Gerücht, daß der Marquis mit dem Tode

ränge, bis zu Adelinen. Eine geraume Zeit verstrich in Ungewißheit: die Verwirrung aber dauerte fort, und auf Adelinens Bitte, ging Herr Verneuil, um bestimmtere Nachricht einzuziehn.

Er folgte einem Gedränge, das sich nach dem Chatelet zog, und erhielt mit vieler Mühe Zutritt ins Gefängniß; allein der Thürsteher, den er durch ein reichliches Geschenk gewann, konnte ihm keine gewisse Nachricht geben, und, da er seinen Posten nicht verlassen durfte, ihn nur unbestimmt nach dem Zimmer des Marquis bescheiden. Die Vorhöfe waren still und öde, wie er aber vorwärts ging, wies ein fernes Gesumse von Stimmen ihn zurecht, bis er verschiedene Personen nach einer Treppe queer vor dem Kreuzwege eines langen Ganges laufen sah, ihnen folgte, und vernahm, daß der Marquis wirklich in letzten Zügen läge. Die Treppe war voll Menschen, er suchte sich durchzudrängen, und erreichte mit vieler Mühe und Stößen die Thüre des Vorzimmers zum Gemach des Marquis, aus welcher verschiedene Personen heraus kamen. Hier erfuhr er, daß der Gegenstand seiner Nachfragen bereits todt sey. Doch drang er durch das Vorzimmer in das Gemach, wo der Marquis von obrigkeitlichen Personen und zwey Notarien, welche Aussagen niedergeschrieben zu haben schienen, umgeben, auf dem Bette lag. Sein Gesicht war mit einer schwarzen Todtenfarbe überzogen, und

mit allen Schrecknissen des Todes geprägt. Herr Verneuil wandte mit Entsetzen sich von dem Anblick ab, und vernahm auf Befragen, daß der Marquis an Gift gestorben sey.

Überzeugt, daß alle Hoffnung für ihn verloren sey, schien er diesen Ausweg ergriffen zu haben, um einen schimpflichen Tode zu entgehen. In den letzten Stunden des Lebens, gefoltert von seinen Verbrechen, beschloß er, alle Vergütung zu leisten die noch in seiner Macht stände; und nachdem er das Gift verschluckt hatte, ließ er einen Beichtvater kommen, um das volle Geständniß seiner Schuld zu empfangen, und zwey Notarien, um es niederzuschreiben; und setzte auf solche Art Adelinen, ausser einem beträchtlichen Vermächtniß aus seinem eigenen Vermögen, in die unbestreitlichen Rechte ihrer Geburt.

Zufolge dieser Aussagen, wurde sie bald nachher förmlich als Tochter und Erbinn von Henry, Marquis de Montalt anerkannt, und die reichen Güter ihres Vaters ihr wieder gegeben. Sie warf sich unverzüglich zu des Königs Füßen, um für Theodor und La Motten Begnadigung zu flehn. Der gute Ruff des erstern, die Sache, für die er sein Leben wagte, und die Ursache der Feindseligkeit des verstorbenen Marquis gegen ihn, waren so einleuchtend, und mußten so nachdrücklich für ihn sprechen, daß der Monarch wahrscheinlich auch einer weniger unwiderstehlichen Vorbit-

terinn, als Adeline de Montalt war, seine Begnadigung nicht würde verweigert haben. Theodor La Lüc erhielt nicht nur volle Begnadigung, sondern wurde auch bald nachher zur Belohnung seines tapfern Betragens gegen Adelinen, zu einem ansehnlichen Posten bey der Armee erhoben.

Für La Motten, der auf gültig befundenes Zeugniß wegen Räuberey verurtheilt und ausserdem des Verbrechens, das ihn vorher aus Paris trieb, angeklagt worden war, konnte keine Begnadigung ertheilt werden: doch wurde auf Adelinens dringendes Bitten, und in Rücksicht des Dienstes, den er ihr zuletzt geleistet, sein Urtheil vom Tode in Verbannung gemildert. Diese Nachsicht würde ihm indessen wenig genützt haben, hätte nicht die großmüthige Adeline, andere Verfolgungen, die auf ihn einzudringen drohten, abgelenkt, und ihm eine Summe geschenkt, die mehr als hinreichend war, ihn in einem fremden Lande anständig zu erhalten. Diese Güte wirkte so tief auf sein Herz, das mehr durch Schwäche als natürliche Lasterhaftigkeit verderbt war, und erweckte so scharfe Gewissensbisse wegen des Unrechts, das er einst gegen eine so edle Wohlthäterinn begehen wollte, in ihm, daß seine vorigen Gewohnheiten ihm verhaßt wurden, und sein Charakter nach und nach die Farbe wieder erhielt, die er wahrscheinlich stets würde behalten haben, wäre er nie in die lockenden Versuchungen von Paris gerathen.

Die Leidenschaft, welche Louis so lange für Adelinen empfunden hatte, wurde durch ihr letztes Betragen beynahe zur Anbetung erhöht; allein er gab nunmehr auch die schwache Hoffnung hin, die bisher, fast ihm selbst unbewußt, noch in seiner Brust geglimmt hatte; und da das Leben, welches seinem Freunde geschenkt ward, dieß Opfer heischte, konnte er nicht klagen. Er beschloß, in Entfernung die verlorne Ruhe wieder zu suchen, und seine künftige Glückseligkeit im Glück der beyden Menschen, die ihm so herzlich theuer waren, zu finden.

Am Abend seiner Abreise nahm La Motte nebst seiner Familie einen sehr rührenden Abschied von Adelinen: er vertauschte Paris mit Teutschland, wo er sich niederzulassen gedachte, und Louis, der nicht schnell genug vor ihrem Zauber fliehen konnte, ging an dem nähmlichen Tage ab zu seinem Regimente.

Adeline blieb noch einige Zeit in Paris, um ihre Angelegenheiten in Ordnung zu bringen, und wurde von Herrn Verneuil bey den wenigen, weitläuftigen Verwandten eingeführt, die noch von ihrer Familie am Leben waren. Unter diesen befanden sich der Graf und die Gräfinn D., und — eine Person die sie lebhaft intereßirte — Herr Amand, der zu Nizza ihr Mitleid und Achtung so sehr auf sich zog. Die Gattinn, deren Tod er beweinte, war aus der Familie Montalt, und die

Ähnlichkeit, welche er zwischen ihren und Adelinens Zügen fand, war etwas mehr als bloße Fantasie. Der Tod seines ältern Bruders hatte ihn plötzlich aus Italien zurück geruffen; allein Adeline sah mit großer Freude, daß die schwere Melancholie, die zu Nizza auf ihm lag, einer stillern Ergebung Platz gemacht hatte, und daß zu Zeiten sogar ein Strahl von Heiterkeit seine Züge wieder belebte.

Der Graf und die Gräfinn D—, die durch ihre Güte und Schönheit sehr für sie eingenommen wurden, luden sie ein, während ihres Aufenthalts in Paris zu ihnen in ihr Hotel zu ziehn.

Ihre erste Sorge war, die Überreste ihres Vaters aus der St. Clairs Abtey herbeyschaffen, und im Gewölbe seiner Vorfahren beysetzen zu lassen. D'Aunoy wurde gehangen, und beschrieb auf dem Richtplatze den Ort, wo die Gebeine des unglücklichen Marquis verborgen wären. Herr Verneuil begleitete die abgeschickten Gerichtsdiener, und folgte der Asche des Marquis nach St. Maur, einem Gute in einer der nördlichen Provinzen. Hier wurde sie mit dem feyerlichen Leichenpomp, der seinem Range gebührte, beygesetzt: Adeline folgte als vornehmste Leidträgerinn, und nachdem diese letzte Pflicht dem Andenken ihres Vaters gezollt war, wurde sie ruhiger und gelaßener. Das Manuscript hatte Herr Verneuil auf der Abtey gefunden, und händigte es ihr ein;

sie bewahrte es mit der frommen Schwärmerey, die eine so heilige Reliquie verdient.

Bey ihrer Zurückkunft nach Paris erwartete Theodor La Lüc, der von Montpellier herüber gekommen war, ihre Ankunft. Die Wonne dieses Wiedersehns wurde nur durch die Nachricht, die er von seinem Vater brachte, getrübt; dessen äusserste Gefahr allein Theodor abhalten konnte, gleich in dem Augenblick, wo er seine Freyheit erhielt, herbey zu eilen, und Adelinen für das Leben, welches sie ihm gerettet hatte, zu danken. Sie empfing ihn jetzt als den Freund, dem sie ihre Erhaltung verdankte, und als den Geliebten, der ihre zärtlichste Neigung besaß und verdiente. Ihre Liebe zu Theodor hatte sie vermocht, verschiedene Bewerber abzuweisen, die ihre Güte, Schönheit und Reichthum ihr bereits zugezogen hatten, und die zwar an Vermögen ihn bey weitem übertrafen, zum Theil aber an alter Geburt und sämmtlich an Werth ihm weit nachstanden.

Die mannigfaltigen und tumultuarischen Bewegungen, welche die letzten Begebenheiten in Adelinens Brust erzeugen mußten, hatten sich nunmehr gelegt. Doch ließ das Andenken an ihren Vater noch immer eine gewiße Melancholie bey ihr zurück, welche nur die Zeit überwinden konnte, und sie verweigerte sich Theodors Bitten, bis die Zeit, die sie selbst zu ihrer Trauer angesetzt hatte, verflossen seyn würde. Die Nothwendig-

keit, wieder zu seinem Regiment zu gehn, zwang ihn, vierzehn Tage nach seiner Ankunft, Paris wieder zu verlassen; doch nahm er die tröstende Hoffnung mit, sobald sie ihre Trauer abgelegt haben würde, ihre Hand zu empfangen.

Herrn La Lücs mißlicher Gesundheitszustand war eine Quelle unaufhörlicher Unruhe für Adelinen, und sie beschloß Herrn Verneuil, der jetzt Claras erklärter Liebhaber war, nach Montpellier zu begleiten, wohin La Lüc gleich nach der Befreyung seines Sohns gegangen war. Zu dieser Reise schickte sie sich an, als ihre Freundinn ihr eine sehr günstige Nachricht von seiner Beßerung schrieb; da nun ihre Angelegenheiten ihre Gegenwart zu Paris noch erforderten, gab sie auf diesen Brief ihre Absicht auf, und ließ Herrn Verneuil allein reisen.

Als Theodors Sache ein günstigeres Ansehn gewann, hatte Herr Verneuil an La Lüc geschrieben, und ihm das Geheimniß seines Herzens eröffnet. La Lüc, der ihn schätzte und liebte, und mit seinen Glücksumständen nicht unbekannt war, sah die angetragene Verbindung gern. Clara glaubte, noch nie einen Mann gesehn zu haben, den sie zu lieben so geneigt wäre; und Herr Verneuil empfing eine seinen Wünschen so günstige Antwort, daß er Muth faßte, selbst nach Montpellier zu reisen.

Die Wiederherstellung seiner Zufriedenheit

und die Luft von Montpellier that für La Lüc alles, was nur seine besorglichsten Freunde wünschen konnten, und er gewann bald so viel Kräfte wieder, Adelinen auf ihrem Gute St. Maur zu besuchen. Clara und ihr Geliebter begleiteten ihn, und ein Friedensschluß zwischen Frankreich und Spanien erlaubte bald nachher Theodorn, diese glückliche Gesellschaft zu vermehren. Wenn La Lüc, wiedergegeben denen, die ihm das theuerste waren, auf das Elend, dem er entgangen war, zurückblickte, so klopfte sein Herz von erhabnen Regungen der Freude und Dankbarkeit; und sein ehrwürdiges Gesicht, durch einen Ausdruck beschauenden Entzückens verklärt, zeigte ein vollkommnes Gemählde des glücklichen Alters.

Vierzehntes Kapitel.

Adeline mußte in der Gesellschaft so geliebter Freunde bald den Eindruck von Schwermuth verlieren, den das Schicksal ihres Vaters in ihr zurückgelassen hatte. Sie gewann alle ihre natürliche Lebhaftigkeit wieder, und als sie das Trauerkleid ablegte, welches zu tragen kindliche Frömmigkeit gefodert hatte, gab sie Theodor ihre Hand,

Der Graf und die Gräfinn D — schmückten die Hochzeit, die zu St. Maur gefeyert wurde, durch ihre Gegenwart, und La Lüc genoß das hohe Glück das frohe Schicksal seiner beyden Kinder an einem Tage bestätigt zu sehn. Als die Ceremonie vorüber war, segnete und umarmte er sie beyde mit Thränen väterlicher Zärtlichkeit.

„Ich danke dir, o Gott!" sprach er, „daß du mir vergönntest, diese Stunde zu sehn: wenn es dir nunmehro gefallen mag, mich abzurufen, so werde ich in Frieden scheiden!"

„Lange, lange noch mögen Sie zum Glück Ihrer Kinder leben!" antwortete Adeline. Clara küßte weinend ihres Vaters Hand. „Lange, lange!" wiederhohlte sie in kaum hörbarer Stimme. La Lüc lächelte heiter, und lenkte das Gespräch auf einen minder rührenden Gegenstand.

Allein die Zeit kam heran, wo er es für nothwendig hielt, zu den Pflichten seines Amtes zurückzukehren, von dem er so lange entfernt gewesen war. Auch seine Schwester klagte sehr über Einsamkeit, und dieß war ihm ein Bewegungsgrund mehr, zu eilen. Theodor und Adeline, die den Gedanken an Trennung von diesem ehrwürdigen Vater nicht ertragen konnten, suchten ihn zu bereden, seine Stelle niederzulegen, und zu ihnen nach Frankreich zu ziehn: aber zu starke Bande fesselten ihn an Leloncourt. Viele Jahre

hindurch war er das Glück und der Trost seiner Pfarrkinder gewesen: sie ehrten und liebten ihn als Vater, — er betrachtete sie ebenfalls beynahe mit Vaterzärtlichkeit. Auch hatte er den Beweis von Liebe, den sie bey seiner Abreise ihm gaben, nicht vergessen; diese Scene hatte einen tiefen Eindruck bey ihm zurückgelassen, und er konnte den Gedanken nicht ertragen, jezt, da der Himmel seinen Segen über ihn ausgegossen hatte, sie zu vergessen.

„Es war süß, für sie zu leben," sagte er, „und ich will auch unter ihnen sterben."

Ein Gefühl von noch mehr zärtlicher Art — und daß nicht der Stoische Richter es mit dem Nahmen Schwäche, oder der Weltmann es unnatürlich nenne, — ein noch zärtlicheres Gefühl zog ihn nach Leloncourt. — Dort ruhten die Gebeine seiner Gattinn!

Da La Lüc sich nicht bewegen ließ, in Frankreich zu wohnen; entschlossen sich Theodor und Adeline, für welche die glänzenden Freuden, die Paris ihnen darboth, wenig Reiz gegen die süßen häuslichen Vergnügungen und den höhern Genuß von La Lücs Umgang haben konnten, ihren Vater und Herrn und Madame Verneuil dahin zu begleiten. Adeline richtete ihre Angelegenheiten so ein, daß ihre Anwesenheit in Frankreich entbehrt werden konnte, und reiste nach einem zärtlichen

Abschied von dem Grafen und der Gräfin D — und von ihrem lieben Herrn Amand, mit ihren Freunden nach Savoyen.

Sie reisten gemächlich, und verließen oft die gerade Straße, um alles zu sehn, was ihre Bemerkung verdiente. Nach einer langsamen angenehmen Reise sahn sie noch einmahl die Schweizergebürge, deren Anblick in Adelinens Seele tausend lebhafte Erinnerung weckte. Sie erinnerte sich der Lage, der Gefühle, womit sie zuerst sie sah — eine Waise, die vor Verfolgung floh, um Schutz unter Fremden zu suchen; verloren für den Einzigen auf Erden, an dem sie hing! — sie erinnerte sich an alles dieses, und mit inniger Rührung schmiegte sie sich fester an ihres Gatten Brust.

Claras Gesicht glänzte vom Lächeln des lebhaftesten Entzückens, als sie den geliebten Scenen ihrer kindlichen Freuden wieder nahe kam; und Theodor staunte mit patriotischer Begeistrung die prächtigen immer wechselnden Schauspiele an, welche die zurückweichenden Gebürge nach einander enthüllten.

Es war Abend, als sie Leloncourt vor sich sahen, und der Weg, der sich um den Fuß eines ungeheuren Felsen wand, gewährte ihnen eine volle Ansicht des Sees, und La Lücs friedlicher Wohnung. Ein Freudenausruf von der ganzen

Gesellschaft kündigte die Entdeckung an und der Glanz der Freude strahlte aus jedem Auge wieder. Der Sonne lezter Schimmer fiel auf das Wasser, das in krystallner Reinheit unten ruhte, schmolz jeden Zug der Landschaft und tauchte die Wolken, die über den Bergen hinrollten, in Purpurglanz.

La Lüc bewillkommte seine Familie zu seiner glücklichen Heimath, und schickte ein schweigendes Dankgebet auf, daß ihm diese Rückkehr vergönnt ward. Adelinens Blick verweilte auf jedem wohl bekannten Gegenstande, und wiederum erinnerte sie sich an den Wechsel von Freude und Schmerz, an die wunderbare Glücksveränderung, die sie seitdem erfuhr. Sie blickte auf Theodor, den sie in eben diesen Gegenden als verloren auf immer beweinte; der, als sie ihn wieder fand, durch schmählichen Tod von ihr gerissen werden sollte; — der jezt neben ihr saß, ihr sichrer und glücklicher Gatte, der Stolz seiner Familie und der ihrige! Das Gefühl ihres Herzen strömte in Thränen von ihren Augen, während ein Lächeln unaussprechlicher Liebe ihm alles sagte, was sie empfand. Er drückte sanft ihre Hand an sein Herz und antwortete ihr durch einen Blick voll Zärtlichkeit.

Indem tönte eine Musik über das Wasser zu ihnen hin, und sie sahn einen großen Haufen der Dorfbewohner, die sich auf einen grünen Platze,

der bis zum Saume der Wellen herabglitt, zum Tanze versammlet hatten. Es war der Abend eines Festes. Die ältern Bauern saßen unter dem Schatten der Bäume, die diese kleine Anhöhe krönten, aßen Milch und Früchte, und sahen ihre Söhne und Töchter fröhlich nach den Tönen der Pfeife und Trommel hüpfen, zu welchem sich die sanftere Melodie der Mandoline gesellte.

Der Anblick war äusserst interessant und seine mahlerische Schönheit wurde durch eine Gruppe von Rindvieh bereichert, das theils am Ufer, theils zur Hälfte im Wasser stand, während andere auf dem Rasen wiederkäuten, und verschiedne Dirnen, in der reinlichen Einfalt ihres Landes geschmückt, sich zum Melken anschickten. Peter ritt voran; und bald versammelte sich eine Menge um ihn, die, als sie die Nähe ihres geliebten Predigers hörten, ihm entgegen eilten, um ihn zu begrüßen. Ihre warmen, herzlichen Freudenergüße strömten hohe Zufriedenheit in das Herz des guten La Lüc, der sie mit der Zärtlichkeit eines Vaters bewillkommte, und kaum die Thränen zurückhalten konnte. Als der jüngere Theil der Versammlung seine Ankunft erfuhr, ging die allgemeine Freude so weit, daß sie, von Trommel und Pfeifen angeführt, vor dem Wagen hertanzten bis an sein Haus, wo sie aufs neue, ihn und die Seinigen mit der fröhlichsten Musik bewillkommten. Am Thore kam ihnen Mademoi-

selle La Lüc entgegen, und nie war wohl eine glücklichere Gesellschaft beysammen.

Weil der Abend ungewöhnlich milde und schön war, wurde das Essen im Garten aufgetragen. Nach geendigter Mahlzeit schlug Clara, deren Herz ganz Freude war, einen Tanz bey Mondenlicht vor.

„Seht," sagte sie, „wie die Mondstrahlen schon auf dem Wasser hüpfen! welch einen Strom von Licht sie über den See hinwerfen, wie sie um das kleine Vorgebürge zur linken funkeln! Auch die kühle Stunde ladet zum Tanz ein."

Alle waren es zufrieden. „Und lasset auch die guten Leute, die uns so herzlich bewillkommten, herzurufen," sagte La Lüc, — „sie sollen alle sich mit uns freuen. Peter bringt noch mehr Wein, und setzt einige Tische unter die Bäume."

Peter flog, und in wenig Minuten war der Rasen mit Landleuten eingefaßt. Die ländlichen Instrumente wurden auf Claras Bitte unter ihre geliebten Acacien am Rande des Sees gestellt; die fröhlichen Noten erklangen; Adeline führte den Reihen an, und die Berge hallten die melodischen Töne der Freude wieder.

Der ehrwürdige La Lüc saß unter den ältern Bauern, und wenn er die Scene überschaute — seine Kinder und sein Volk so versammlet in einem großen Kreis der Eintracht und Freude sah,

träufelten Thränen über seine Wangen, und er fühlte Vorschmack höhern Entzückens.

So ganz war jedes Herz zur Freude erweckt, daß schon die Morgendämmerung den Schauplatz röthete, als jeder Hüttenbewohner unter Segnungen des gütigen La Lüc in seine Heimath zurückkehrte.

Nachdem Herr Verneuil einige Wochen bey La Lüc zugebracht hatte, kaufte er sich ein Haus in Leloncourt, das einzige, was unbesetzt war, Theodor sah sich nach einer Wohnung in der Nachbarschaft um. Einige Stunden weit, an den schönen Ufern des Genfer Sees, wo das Gewässer sich in eine kleine Bucht zusammen schmiegt, kaufte er ein Landhaus. Das Gebäude zeichnete sich mehr durch ein Ansehn von Einfachheit und Geschmack, als durch Pracht aus, wiewohl diese letzte der umliegenden Gegend ihren Stempel aufgedrückt hatte. Es lag beynahe eingefaßt von Waldung, die ein großes Amphitheater bildete, sich bis zum Rande des Waldes hinabsenkte, und die schönsten, romantischen Spaziergänge darboth. Die Natur trieb hier in aller schönen Üppigkeit ihr Spiel, ausgenommen wo hie und da die Kunst das Laub gebogen hatte, um eine Aussicht auf das blaue Wasser des Sees und die weissen Segel, die aus ihm hin glitten, oder auf die fernen Berge zu geben. Vor dem Schlos-

se öffnete sich die Waldung in einen grünen Platz, und das Auge konnte über den See hinwegstreifen, dessen Busen ein immer sich bewegendes Gemählde darstellte, während sein bunter Rand, von Lusthäusern, Wäldern und Wohnungen eingefaßt, und jenseits mit den beschneyten, erhabnen Alpen gekrönt, die hinter einander in majestätischer Verwirrung sich aufthürmten, eine Scene beynahe beyspielloser Pracht zeigte.

Hier, den Schimmer falscher Glückseligkeit verachtend, im Genuß der reinen, höhern Entzückungen einer zur zärtlichsten Freundschaft gereiften Liebe, umgeben von den Freunden, die ihrem Herzen theuer waren, und besucht von einem kleinen, auserlesnen Zirkel, hier, im Schooße des wahren Glücks lebten Theodor und Adeline.

Louis de La Mottens Leidenschaft wich endlich der Gewalt der Zeit und Entfernung. Noch liebte er Adelinen, aber mit der ruhigen Zärtlichkeit der Freundschaft, und als er auf Theodors dringende Einladung sie besuchte, sah er unvergiftet von Neid ihr Glück mit Entzücken an. Er vermählte sich bald nachher mit einer Genferinn, legte seine Offiziersstelle nieder, um an den Rand des Sees zu ziehn, und vermehrte Theodors und Adelinens Freuden.

Ihr vergangnes Leben gab ihnen ein Beyspiel, wie das Schicksal wohl überstandne Prüfungen lohnt; und ihr jetziges Glück, das sie nicht engherzig nur auf sich selbst einschränkten, goß Freude über alle, die in die Sphäre ihres Einflusses kamen. Der Dürftige und Leidende freute sich ihrer Menschenliebe, der Edle und Aufgeklärte ihres Umgangs und ihren um sie blühenden Kindern, drückte ihr Beyspiel die Lehren ins Herz, die sie ihrem Verstande darbothen.

Ende des zweyten und dritten Theils.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Radcliffe, Anne Ward,

Adeline oder die Abentheuer im Walde

Bd.: Zweyt und driter Theil

Wien und Prag 1797

P.o.angl. 315 cg-1/3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10748477-7
VD18 80024513